

Rudolf Herzog
Die
Stollenkamps
und ihre Frauen





Die Stoltenkamps und ihre Frauen

Die Stoltenkämpfe und ihre Frauen

Roman

von

Rudolf Herzog

196.–215. Tausend



Stuttgart und Berlin

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

1922

Alle Rechte,
insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright, 1917, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Dem „Ältesten des Geschlechts“
meinem Vater
zu eigen

Die Faust des Bierzehnjährigen saß dem scheltenden Mann mitten zwischen den Augen.

Das Wort brach ab. Als wäre es erschlagen.

Und die beiden Männer, die mit im Zimmer waren, griffen erschrocken in die Luft.

Der Getroffene aber hatte nicht gezwinkert. Das glattrasierte, rotbraune Gesicht mit dem kantigen Bauernschädel wechselte nur ein wenig die Farbe. Hin und her. Und in den scharfen Kaufmannsaugen stand es eine kurze Spanne wie Verblüffung.

„Grote,“ sagte der Düsseldorfer Münzwardein Noelle hastig und trat mit einer beschwichtigenden Handbewegung an den Tisch. „Unternehmen Sie jetzt nichts, Grote. Sie sind mit Ihren Worten zu weit gegangen, und der Junge — der Junge . . .“ — er räusperte sich heftig — „das steht auf einem anderen Blatt. Es kann für einen Sohn nicht, angenehm sein, seinen Vater so — so — herunterpuken zu hören. Meinen Sie nicht selber, Grote?“

„Komm, Vater,“ bat der Junge leise und griff nach des Vaters Hand. Und Friedrich Stoltenkamp setzte den hohen, oben abgeplatteten Filzhut auf und ging mit dem Sohn zur Tür.

Da kehrte dem Hausherrn im Lederstuhl die Sprache zurück.

„Besser Stoltentkamp — die Stügigkeit des Jungen — hoho, ich kann mich doch in meinem Hause nicht mit einem Kind tagbalgen — so was kann nicht an mich heran und macht die Sache nicht besser und nicht schlimmer. Aber ich wiederhole Ihnen: Keine Karre Kohlen geht aus meiner Grube noch in Ihre Alchimistenbude. Und keinen Taler Kurant bürge ich mehr für — jawohl, für einen Narren und Phantasten. Schluß dafür.“

Friedrich Stoltentkamp stand mit seinem Sohne längst auf der Schwelle der geöffneten Thür. Der Düsseldorfer Münzwardein kam ihm nach.

„Stoltentkamp, auch ohne Abschied von mir? Ich hätt' gern mehr für Sie erreicht.“

„Ich weiß es, lieber Herr Noelle, und bin Ihnen so dankbar, als ob Sie es erreicht hätten. Gute Heimfahrt nach Düsseldorf. Und bewahren Sie mir Ihre Freundschaft.“

Sie reichten sich die Hand.

„Nicht den Mut verlieren,“ sagte Noelle. Er fuhr dem Knaben über den Kopf. „Auf Wiedersehen, Friß.“

Aber den engen Gassen schaukelten die Lampen. Unter den Stößen des kalten Herbstwindes drehten sie sich fröstelnd an ihren Ketten, und die krummen Dochte blakten gegen die Scheiben. Vater und Sohn suchten sich ihren Weg durch die winklige Häuserzeile. Dann rauschte es vor ihnen auf, und sie standen auf der Brücke und hörten unter sich die Ruhr fließen. Friedrich Stoltentkamp legte seinem Jungen den Arm um die Schulter.

„Auf dich ist Verlaß, Friß.“

„Ja, Vater.“

„Nur ein wenig grobschmiedsmäßig hast du dich genommen. Ein Faustschlag ist kein Gegenbeweis.“

„Er hat dich geschimpft, Vater.“

„Das hat er. Aber du darfst nicht vergessen: die Stoltenkamps lieferten den Städten zwischen Rhein und Ruhr und Lenne schon die Ratsherren, als die Grotes noch ein paar Jahrhunderte Aderbauern waren. Das verpflichtet, Friß. Taten, Erfolge, das sind die besten Kopfnüsse für die Dickschädel hier.“

In die Stimme des Jungen kam ein leises Verwundern.

„Aber du hast dem Vetter doch den Erfolg gezeitigt — den Tiegelstahl — —“

Friedrich Stoltenkamp lachte vor sich hin.

„Alchimistenbude! Hast du's gehört, Friß? Alchimistenbude hat er meinen Betrieb genannt. Weil die beiden Landsknechte da auf der alten Mühle ihr Wesen treiben wie die Goldsucher. hm, Friß, ganz vorbeigegriffen hat der Vetter Grote vielleicht nicht.“

„Ich versteh nicht, Vater —“

„Also das sind jetzt ein paar Jahre und mehr, daß die beiden Herren Offiziere, frisch verabschiedet, in unsere Gegend kamen und behaupteten, das Geheimnis des neuen Stahlgusses zu kennen. Ich war längst bei den Versuchen. Seit deiner Geburt. Seit des Kaisers Napoleon Kontinental Sperre auch den englischen Gußstahl nicht mehr hereinließ. Ah, der Kaiser Napoleon wußte, was er wollte. Aber ihm ging der Atem aus. Und mir auch. Und ich wußte auch, was ich wollte. Und deshalb nahm ich die Gelder deiner Mutter und steckte sie in die Versuche und nahm Gelder von der ganzen Familie und steckte sie hinein und nahm die beiden Herren Majore ins Geschäft, die das Geheimnis zu kennen behaupteten. Und die Anfänge blieben, und der Kredit ging zu End.“

Sie stolperten in der Dunkelheit vorwärts. Einen verwahrlosten Karrenweg entlang. Links und rechts öde Felder, die sich in der Weite verloren.

„Es ist nicht einmal Geld im Land, um die Wege zu bauen,“ sagte Friedrich Stoltentkamp. „Seit der Kaiser Napoleon erschien, haben wir in diesen zwanzig Jahren viermal den Herrn getauscht. Und wir haben Tausch- und Umzugskosten bezahlen dürfen für die hohen Herrschaften. Da wird Bargeld knapp, und der Vetter Grote tut nun auch nicht mehr mit.“

Weiter ging es durch Regenwind, Ode und Dunkelheit. Und nach einer Weile sagte sich der Sohn einen Mut und fragte: „Vater, du lachtest vorhin, als du von den Alchimisten sprachst.“ Und er hörte den Vater trotz aller Sorgen aufs neue heiter auflachen.

„Die Alchimisten! Frig, ich sagte dir schon, der Vetter hat nicht unrecht. Also — er hat recht. Aber das ist ein Kapitel, das wohl ein Stoltentkamp, aber kein Grote versteht. Ich kann doch die Herren Majore nicht einfach an die Luft setzen, weil sie nicht mehr Glück haben als ich.“

„Doch, Vater, doch! Und ich bin auch ein Stoltentkamp.“

„He! Frig!“

„Verzeih mir, Vater. Aber du darfst dich mit den beiden nicht in einem Atem nennen. Du stehst tausendmal höher, Vater. Was für die Herren Majore Glückssache ist, ist für dich Lebens- und Ehrensache!“

„Sonst — Glücksritter mit einem Wort.“

Sie waren von der Karrenstraße auf einen Feldweg geraten und tasteten sich zurück.

„Vater,“ sagte der Sohn, „das verstehst du besser als ich. Aber daß die Herren auch nicht einen Schritt über deine eigene Erfindung hinausgekommen sind, das verstehe ich auch schon.“

„Und trotzdem,“ fragte Friedrich Stoltentkamp langsam, „trotzdem schlugst du nach dem Vetter Grote?“

„Nicht deshalb, Vater.“

„Nicht deshalb? Bleibt noch der Narr und Phantast . . .“

„Vater,“ bat der Junge hastig, „nimm deine Sache wieder selber in die Hand. Gib den Majoren den Laufpaß. Was kann ihnen daran liegen. Zahlen kannst du sie doch nicht mehr. Vater, und wenn du Hilfe brauchst, nimm mich!“

Friedrich Stoltentkamp spürte die suchende Hand des Sohnes an seinem Rock. Es kam eine stille Rührung über ihn, und er nahm die Hand und behielt sie eine Strecke Wegs in der seinen.

„Ich weiß, Friß,“ begann er, „du bist über deine Jahre hinausgewachsen. Ich sagte dir schon: auf dich ist Verlaß. Aber die Herren Majore kann ich gerade jetzt nicht entbehren. Sie kennen alle meine Versuche und Erfahrungen und besitzen die ihren dazu. Auf mir aber lasten so viel städtische Ehrenämter, daß ich die Vertretung auf dem Hammer und in der Schmelzkammer brauche. Die Stadt geht vor.“

Die Hand des Jungen zuckte krampfhaft in der Hand des Vaters. Und Friedrich Stoltentkamp fühlte es wohl.

„Was wolltest du sagen, Friß?“

„Dein Werk geht vor!“ stieß der Junge heraus. „Wenn das Werk groß ist, bist du groß. Vater, was nützen die Kleinen der Stadt und dem Land?“

„Der Kopf ist nicht von der Tasche abhängig.“

„Und wenn — die Tasche nicht mehr zahlungsfähig ist? Vater, ich meine, wenn man nicht mehr in der Lage ist, für die eigenen Arbeiter zu sorgen, kann man doch — erst recht nicht — für die gesamte Bürgerschaft — sorgen wollen.“

Friedrich Stoltentkamp blieb stehen. Wind und Wetter

fuhren in der Dunkelheit um seine heiß gewordenen Wangen. Was war das mit dem Jungen? Rang in dem Bierzehnjährigen schon die Seele des Mannes? Die Kinder im Lande des Eisens und der Rohle wurden schneller reif und gehärtet als in den weicheren Strichen. Das Leben packte sie früher, die Arbeit, der Erwerb — und sie packten das Leben. Der Fritz aber — das fühlte Friedrich Stoltentkamp an diesem dunklen Abend auf der verschlammten Aderstraße — der Fritz aber nahm das Leben als eine Pflicht, das Leben zu vergrößern, neues Leben daraus zu gestalten.

Der Junge, der seltsam bescheidene — zielbewußte Junge.

„Glaubst du an meinen Stahl, Fritz?“

„Wie an mich selber, Vater.“

„Du hältst mich also nicht für einen Narren und Phantasten?“

„Der Ohm Grote hat die beste Antwort.“

Da wurde es schon wieder heiter in Friedrich Stoltentkamps leicht beweglicher Seele, und nun wünschte er aus des Sohnes Mund mehr von dem zu hören, was ihm wohlthat.

„Und was gibst du dem Stahl für Möglichkeiten, Fritz? Ich meine, wenn wir ihn erst gießen können, wie wir wollen.“

„Dem Stahl gehört die Zukunft, Vater. Er wird die Welt umwandeln und beherrschen.“

„Und wir — und wir —“ rief Friedrich Stoltentkamp und streckte den Arm gen Himmel wie ein jubelnder Anabe, „wir werden die Welt beherrschen, weil uns der Stahl gehört.“

„Nein, Vater, wir werden dem Stahl gehören. Das ist eine Lebensaufgabe. Wir werden sterben, er wird

bleiben. Und immer noch wachsen, wachsen, Vater. Bis die ganze Welt stählern ist."

Friedrich Stoltenkamp überhörte es. Ihm lag jetzt nur daran, den Sohn in die eigene Freude zu hineinziehen, die die Schatten und Schwierigkeiten verschwinden und das Leben lachen macht. Er rüttelte den ernstesten Jungen an der Schulter, wie man fröhlich ein Kind zu rütteln pflegt. „Also wenn du schon an alles glaubst, an den Stahl, an seine ungehemmten Möglichkeiten, an seinen Siegeszug durch Länder und Meere — wach auf, Friß, und rede mir nicht mehr von Geduld und Zahlungsnot. Kinderkrankheiten, Kinderkrankheiten. Die klugen Ärzte werden sich schon finden!"

Aber mit dem Jungen war heute nichts anzufangen. Er ließ sein heißes Blut nicht noch einmal durchgehen wie beim Vetter Grote. Er hatte sich fest in der Hand. „Ich bin ganz wach, Vater. Ich mein oft, ich wär zu wach. Wir reden von unserem Gußstahl, als hätten wir ihn schon in ganzen Blöden unterm Hammer. Und haben seit Jahren nicht mehr als die paar winzigen Tiegel-schmelzproben. Und selbst die geraten uns nicht gleichmäßig. Weil wir nicht langsam vom Kleinsten zum Größten gehen, sondern sprunghaft auf gut Glück und noch dazu durch die Herren Majore, die sich dabei einen guten Tag antun. Das sehe ich, und das sehen die erfahrenen Männer vom Fach noch mehr, und deshalb knöpfen sie die Taschen zu. Das ist so."

Da spürte Friedrich Stoltenkamp plötzlich wieder die Dunkelheit und den nassen Herbstwind. Er band sein feines, schwarzseidenes Halstuch im Knoten fester und stellte den Rockragen hoch. Seine Stiefel versanken im Schmutz. Nahm denn der Weg nie ein Ende? Kam man denn nie aus dem Dreck heraus? Er wußte nicht mehr,

wie lange sie schon gegangen waren und wie weit sie noch zu gehen hatten.

Neben ihm schritt der Sohn dahin, als sähe er im Dunkeln. Zielbewußt.

Und der Vater empfand es.

„Wie lange gehen wir schon? Man kommt in dem Schlamm nicht vorwärts.“

„Seit einer Stunde. Wir müssen heute bis zu Hause mit einer zweiten rechnen.“

„Wir gehen nicht nach Hause. Wir gehen zur Mühle.“

„Zu den Majoren?“ stieß überrascht der Junge hervor und horchte erregt hinter seinen Worten drein.

„Gerade zu den Majoren.“

„Rehrais, Vater?“

Und dieser Schrei des mannbaren Jungen rüttelte dem Vater das Herz und gab ihm die Überlegenheit zurück und die Freude, sie zu zeigen.

„Rehrais, Friß. Und morgen nehme ich dich aus der Schule und nehme dich ganz in die Lehre. Oder glaubst du, daß du bei deinem Vater nichts mehr lernen könntest . . .“

Der Junge stand wie an den Boden geschmiedet.

„Ich darf — zu dir?“

„Du hast mir noch nicht geantwortet, Friß.“

Da brach alle schwärmerische Liebe zum Vater aus dem Jungen heraus.

„Vater, verspötte mich nur. Du bist ja doch der Größte hierzulande. Wer ich werde nicht so hoch fliegen lernen.“

Friedrich Stoltenkamp preßte die Lippen aufeinander. Ganz scharf sah er sein Streben — und sein Leben. Und sah beides nicht im Einklang miteinander. Sah das Unstete in sich, das Greifen und Jagen nach allem und jedem, ohne

das eine zu Ende zu führen. Das Zersplittern seiner Kräfte, dieser großen, bewunderten Kräfte, die doch nicht einmal die Gewähr für das tägliche Brot zu bieten vermochten. Was hatte da eben der Fritz gesagt? „Aber ich werde nicht so hoch fliegen lernen!“ Und er öffnete schmerzhaft die Lippen, zog den kalten Herbstwind ein und sagte mit erzwungener Fröhlichkeit: „Dafür lerne du besser den Erdboden unter die Füße nehmen.“

Ein Licht schwankte auf sie zu. Es ging auf und nieder, beschrieb irre Kreise und stand fest wie ein winziger Mond in einem rötlichen Lichthof. Und wüstes Peitschengeknall und niederdeutsche Schimpfworte füllten die Luft.

„Da ist mal wieder eine Karre in ein Loch geraten,“ stellte Friedrich Stoltenkamp horchend fest. „Wie soll hier Handel und Wandel gedeihen bei den Straßen? Und der Wasserweg wird gerade so vernachlässigt. Von zwanzig Schiffen geht eins auf der Ruhr an Steinen und Mühlenschächten zugrunde. Dafür und zur Hebung der Gewerke hat Preußen kein Geld.“

„Der Kerl soll das greuliche Fluchen und Prügeln lassen,“ rief der Junge. „In die Hände spucken soll er und selber zupacken.“ Und in großen Sätzen sprang er durch das Dunkel dem Lichtschein zu, daß der Vater ihm kaum folgen konnte.

Eine schwer beladene Kohlenkarre staß mit den Rädern in einem Loch, und der pralle Flamländer arbeitete sich unter der Peitsche des Knechtes vergeblich in der Deichsel ab, das Hindernis zu nehmen. „Preußische Wirtschaft!“ schrie der wütende Kerl. „Vermaledeite! Unterm Napoleon, hä, hüh, da war's ein ander Geschäft. Willst du, verfluchtige Straße?“

„Das Pferd will schon, aber der Fuhrmann will nicht!“ rief der junge Stoltenkamp zornig.

„Rief ens, dä Gelbsnabel.“

„Setzt die Karre zurück. Und dann ein Brett vor die Räder.“

„Du häst woll en Brett vorm Kopp? Ed seh sons keines.“

„Dann reißt man sich ein paar Wacholderbüsche heraus. Gebt die Laterne her.“

Friedrich Stoltenkamp trat in den Lichtkreis. Der Knecht erkannte ihn und rückte an der Krempe seines Fuhrmannshutes. „Guten Abend,“ erwiderte Stoltenkamp und musterte Gefährt und Ladung. „Bon Grube Wilhelm Grote. Stimmt's?“

„Jawoll, Herr Stoltenkamp.“

Der Sohn hatte die Laterne genommen und sie über den Wegrand geschwenkt. Nun tat er ein paar Schritte, zog sein großes Taschenmesser undkehrte mit einem Arm voll Wacholdergesträuch zurück. Die Laterne stand mitten auf dem Aderweg und hüllte Menschen und Gefährt in einen kreisrunden gelben Schein. Fauchend sprang aus der Dunkelheit der Wind um sie her.

Friedrich Stoltenkamp im feinen Tuchrock, seidenen Knüpfstuch und hohen Filzhut griff mit seinem Sohn in die Speichen der zweirädrigen Karre. Der Fuhrmann packte unter erneutem greulichem Geschrei den Gaul beim Kopf, und der Gaul stemmte sich in den Sielen und drückte die Karre zurück. Die Wacholderbüsche flogen ins Loch, und unter hä, hüh, Gepolter und Peitschengeknall kletterte die Karre, hin und her schwankend, aus der Versenkung.

„Sagt Wilhelm Grote,“ rief Stoltenkamp atemlos lachend dem Fuhrmann zu, „hier schicke ihm sein Vetter Friedrich Stoltenkamp mit herzlichem Gruß eine Karre Kohlen, die er persönlich für den lieben Vetter zutag gefördert hätte. Und er sollt sich die Kohlen feurig aufs Haupt legen.“

„Wird bestellt, Herr Stoltenkamp.“

Und der Mann langte sich die Laterne vom Erdboden und rannte, hä, hü brüllend, hinter seinem Gefährt her.

Die beiden Stoltenkamps blieben in der Finsternis zurück. „Ich seh nicht die Hand vor Augen mehr,“ sagte Friedrich Stoltenkamp. „Der jähe Wechsel von Licht und Dunkelheit hat mich nachtblind gemacht. Du mußt mich wahrhaftig führen.“

„Mein Gott, Vater — da laufen wir seit über einer Stunde durch die dunklen Ruhrfelder, und ich vergaß vor lauter Erregung, daß ich eine Laterne in der Tasche trage.“

„Eine Laterne? In der Tasche?“

„Zusammengeklappt. Eine Spielerei.“

„Zeig doch mal her, das Ding . . . Ein paar Blechrähmchen mit Glascherben und Scharnieren, eine aufgelötete Ölkapsel mit Docht, das Ganze einen Finger dick. Schlag mal Feuer. So — da brennt's. Wirklich sauber gearbeitet. Herstellungswert einen guten Groschen. Verkaufswert zehn gute Groschen. Friß, der Artikel wird von uns aufgenommen. Morgen schreib ich ans Patentamt.“

„Vater,“ meinte der Junge verlegen, „das Patentamt wird sich mit solchen Spielereien nicht befassen.“

„Mit dem Laternchen nicht, aber mit der Maschine, die sie herstellt.“ Und er war ganz bei dem Gegenstand.

„Ich konstruiere eine kleine Handpresse. Auf einen Druck wird der Blechstreifen geschnitten und gefalzt, auf einen zweiten die Scharniere gestanzt, auf einen dritten die Ölkapsel. Glas wird geschnitten bezogen und in den Falz eingeschoben. Jedes Laternchen braucht fünf Minuten Herstellungszeit. Eine Handpresse liefert demnach täglich ein Gros. Macht bei neun Groschen Überschuß über die Unkosten rund vierundvierzig Taler preußisch

Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 2

Rurant den Tag.“ Er war selber verblüfft. „Fritz, damit können wir uns helfen.“

Da lachte der Junge zum erstenmal hell und unbekümmert in den Abend hinein. Und der Vater ließ sich anstecken von diesem hellen Knabenlachen und lachte schmetternd mit hinein. Und Vater und Sohn standen inmitten der weiten, öden Ruhrfelder und lachten, bis alle Ode wich und die Weite voller Fröhlichkeit war.

„Zwölf Duzend Laternchen, Vater! Tag für Tag!“

„Nacht im Jahr über viertausend Duzend, Fritz! Oder rund fünfzigtausend Stück!“

„Und das nur mit einer Handpresse, Vater! Wenn wir aber zwölf nehmen!“

„Hör auf, Fritz, hör auf! Wir tanzen Millionen Laternchen vor den Augen!“

„Mir auch, Vater, mir auch! Und ich seh vor lauter Laternchen unseren Guckstahl nicht mehr.“

Friedrich Stoltenkamp strich sich mit der Hand über die Augen. Er sammelte sich. „Siehst du, es tut doch gut, so recht von Herzen fröhlich zu sein. Gerade den Menschen tut es gut, die um jeden Tag neu zu ringen haben. Die aber in der Wolle sitzen, entrüsten sich darüber und nennen es Leichtsin. Fritz, hör nie darauf. Nie im Leben. Gerade die Minderbegünstigten brauchen das Lachen, um aus einem Tag in den anderen zu kommen.“

Und Fritz Stoltenkamp vergaß dies Wort des Vaters im Leben nicht.

Flotter ging das Marschieren vonstatten. Das Laternchen warf seinen Lichtschein vor die auschreitenden Füße. Schon blinkten ihnen die Lichter der Stadt entgegen. Da gurgelte ein Bächlein vor ihnen auf. Und sie bogen von der Stadt ab und schritten auf einem Feldweg den Bach hinauf, bis das alte Mühlengebäude vor ihnen aus

der Erde wuchs. Die Tür war geschlossen. Ein Hund schlug an. Oben kurrte ein Fensterriegel. „Halt — wer da?“

„Friedrich Stoltenkamp.“

„Kann passieren!“

Das Fenster stemmte sich gegen den Wind. Dann knallte es zu, daß die Scheiben tanzten. Und der Herr des Hauses wartete mit seinem Sohn eine Weile und noch eine Weile, bis ein paar Reiterstiefel die Treppe hinunterstampften, zweimal ein Schlüssel sich drehte und zum Überfluß noch ein Holzfell mit einem Hammerschlag aus dem Riegelverschluß getrieben wurde.

In der Türöffnung stand eine hagere Gestalt in ver- schlossenem Offiziersrock, das Gesicht wie dreimal ge- gerbtes Leder von bläulichem Rot. Die Nase war scharf wie eine Messerklinge, und die Augen hatten den Stahl- blauen Glanz, den Wind, Wetter und ein guter Tropfen verleihen.

„Guten Abend, Herr Major. Sie halten ja die alte Mühle wie eine Festung verrammelt.“

„Wir sind beim Gießen,“ flüsterte der Major ge- heimnisvoll. „Guten Abend, Stoltenkamp.“

„Beim Gießen?“ wiederholte Friedrich Stoltenkamp, und unwillkürlich dämpfte auch er die Stimme. „Hat sich mein neuer Tegel bewährt?“

„Der neue Tegel? Daß mich der Teibel. Stolten- kamp, können Sie beschwören, daß Sie den neuen Tegel meinen?“

Friedrich Stoltenkamp streckte sich kerkengerade. „Was ist Ihnen, Herr Major? Ich spreche von dem neuen Tegel, den ich herausgeschickt habe. Den größeren.“

Der Major fing mit zwei Fingern seine Satennase, als ob er sich schneuzen wollte.

„Ah, ah,“ preßte er hervor, „so, so. Der größere. Jetzt verstehe ich vollkommen. Wie sich der größere bewährt hat, meinen Sie. Der größere ist natürlich zu groß.“

„Darf ich jetzt in mein Haus eintreten?“ sagte Friedrich Stoltenkamp knapp.

Der Major horchte hinter sich. Die Ohren legten sich flach an den Kopf, als sögen sie in dieser Lage jedes Geräusch in der Mühle ein. „Sie sind scherzhaft, Stoltenkamp. Zu jeder Tages- und Nachtstunde ist es uns ein herrliches Vergnügen.“

Steif schritt Friedrich Stoltenkamp an ihm vorüber. Der Sohn folgte ihm stumm. Und steif stieg Friedrich Stoltenkamp die Treppe hinauf und trat in den Gießraum. Sein erster Blick sagte ihm, daß das bißchen Holzlohlenfeuer, das um eineniegel geschichtet war, erst vor einer Minute entzündet sein konnte. Wohl während sie vor der Haustür verhandelten.

Vor demiegel hatte in verschliffener Uniform, den Rücken der Tür zugekehrt, eine zweite hagere Gestalt. Die Flamme warf den Schattenriß mit der scharfen Nase über Fußboden und Wand. Der Mann stierte so angestrengt in deniegel, daß er den Eintritt Stoltenkamps überhaupt nicht wahrte.

„Guten Abend, Herr Major. Nein, Sie beschämen mich durch Ihren Fleiß.“

„Jesus Maria!“ rief der Major und schreckte so jäh empor, daß sein Reiterstiefel durch die stichende Holzlohle fuhr. „Stoltenkamp! Ja, ob Sie das nun sind oder ein anderer, da muß ich doch mit Verlaub sehr bitten. Sehr! Jawohl. Es ist und bleibt das erste Gesetz, beim Gießen nicht zu stören. Die leiseste Erschütterung zu vermeiden. Nun ist der Guß zum Teufel mitsamt demiegel.“

„Deriegel war wohl sowieso zu groß,“ meinte

Friedrich Stoltenkamp, und es zuckte leicht um seine Mundwinkel.

„Wollen Sie damit sagen, daß ein größerer Guß etwa außerhalb des Bereichs unserer Möglichkeiten läge?“

„Der Herr Bruder sprach mir vorhin davon,“ sagte Stoltenkamp wie beiläufig.

„Der Herr Bruder?“ echote der Major. „Das Brudherz scheint nicht ganz bei Verstand zu sein.“ Und seine Augen suchten den Bruder und winkten ihn herbei.

Der trat vor und strich kopfschüttelnd seine Nase.

„Unser hoher Gönner beliebte mich mißzuverstehen. Es war von dem größeren Tiegel die Rede und nicht vom größeren Guß.“

Friedrich Stoltenkamp spürte sein Blut hochgehen. Scham und Zorn trieben es ihm hoch.

„Wollen Sie den größeren Guß etwa in einem alten Gut ausführen?“ fragte er scharf. „Auf den Tiegel kommt es an und auf die Beharrlichkeit. Langsam, vom Kleinsten zum Größeren, und nicht sprunghaft auf gut Glück!“ Und er wußte nicht, daß er die Worte seines Jungen nachsprach.

„Herr, Sie halten uns wohl für eine Art Glücksritter?“

„Herr, ist das der Lohn für dies — dies Hundeleben?“

„Oder liegt eine tiefere Absicht zugrunde? Ist die Rasse leer? Will man uns los sein? Oh, oh, ein Wort genügt. Wir sind keine Marodeure, die Leichen plündern.“

Wie zwei Raubvögel, die ihr Gefieder spreizen, standen die beiden Brüder vornübergeneigt vor Friedrich Stoltenkamp. Sie warteten auf eine heftige Entgegnung. Sie forderten sie heraus. Und Friedrich Stoltenkamp merkte es ihnen an, daß sie den Streit suchten, daß er ihnen gelegen kam. Daß die Ratten das Schiff verlassen wollten, auf dem es nichts mehr zu knabbern gab. Und er fand die

stille Vornehmheit der Ratsherrngeschlechter, die den Stoltenkamp seit Jahrhunderten im Blute war.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er mit höflicher Stimme. „Ich weiß, daß Sie es immer gut mit mir gemeint haben, und daß Ihre Ritterlichkeit auch jetzt nur zu dem äußerlichen Mittel des Zantes greift, um mir die Lage des Erledigten zu erleichtern. Wie gesagt, ich danke Ihnen.“

Die beiden Streithähne wechselten den Ausdruck. Einen Augenblick schwankten sie, zu welcher Miene sie greifen sollten. Dann entschieden sie sich für die des gutmütigen Polterers.

„Bester Stoltenkamp —“

„Alter Freund und Kumpan —“

„Sie machen es einem vertheufelt schwer, das Gesicht zu bewahren. Aber da Sie nun selber so freimütig den schmerzlichen Punkt berühren, bedarf es keiner Verstellung mehr —“

„Die nur aus tiefstem Mitgefühl für Sie entsprang, Stoltenkamp. Denn bei einem ordentlichen Krach kommt auch der Verlierer noch auf seine Kosten.“

Friedrich Stoltenkamp sagte den Humor der Lage. Nein, diese abenteuernden Kriegsknechte waren im Grunde doch gutmütige Kerle. Ein bißchen Stegreifritter, gewiß. Man durfte sie nicht in der landläufigen Art nehmen.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, meine Herren Majore,“ sagte er freundlich, „daß Sie mir Ihr Entgegenkommen, wenn auch auf etwas ungeahnte Weise, zu zeigen wünschten. Da sie wissen, wie es in absehbarer Zeit um meine Rasse steht —“

„Und der Vetter Grote?“ fielen die Herren Majore beuteglerig ein.

„Hat auch versagt. Hätten Sie es gewußt, nicht wahr, so hätten Sie sich den Guß am späten Abend er-

spart. Aber er wird mir als ein Zeichen Ihrer Unermüdlichkeit und Hoffnungsfreudigkeit immer im Gedächtnis bleiben."

Die Majore kniffen die Augen ein. Sie spürten den Dorn. Dann aber legten sie die Stirn in teilnahmevolle Falten, traten auf den langjährigen Quartiergeber zu und streckten ihm die Hände entgegen.

"Kopf hoch, Stoltentamp. Jed Ding will sein Lehr-geld. Und machen Sie sich um uns keine Sorgen. Es finden sich immer noch Leute und Länder für Männer unseres Schlages, solange die Welt steht. Also keine Rummernis unsererwegen, verehrter Kamerad."

"Sie beschämen mich."

"Kein Wort weiter. Die Gutmütigkeit liegt uns nun mal im Blut. Die ist nicht erst mit den Jahren wie eine Spedschicht angewachsen. Hören Sie, das war bei Groß-beeren. Ich war am Abend vor der Schlacht mit meinem General ein wenig das Gelände sichten gegangen. Bis zu den französischen Vorposten. Da lauert so ein armer Teufel und stopft sich das Pfeifchen. Wir liegen auf zehn Meter vor ihm hinter einem Busch. Der General befiehlt: Schießen Sie ihn ab, Leutnant. Denn ich hatte einen Karabiner mitgenommen. Ich sage: Herr General, er hat sich gerade einen Tobak angezündet. Den möchte ich ihm vergönnen. Und ruhig hab ich zugeschaut, bis der Franzos sein Pfeifchen ausgelopft hat. Dann „päng!“ — da lag er. Nicht um ein Tabakblatt früher."

Der Bruder klopfte ihn zärtlich auf den Rücken.
„Weiches Herz — —“

„Geben Sie mir ein Glas Wein," sagte Stoltentamp.
„Ich möchte noch einmal mit Ihnen anstoßen und Ihnen glückliche Reise wünschen."

Die Majore rissen die Thür zu ihrem Wohngemach

auf. Ein undurchdringlicher Tabaksqualm balgte sich in der Stube. „Ja, ja, ja,“ entschuldigte der eine, „man raucht sich halt sein Elend vom Leibe.“ Und dann lächelte er verschämt. Da stand ein Wassereimer in der Ecke, von dem ein eilig übergeworfenes Tuch heruntergeglitten war. Friedrich Stoltentamp sah vier Flaschenhälse ragen. Und der Major, der seinem Blick gefolgt war, fuhr entschuldigend fort: „Oder man trinkt es sich mitunter auch vom Leib.“

Dann machte er gewandt den Wirt.

„Das Gausen, das Gausen. Nicht der siebente ver- trägt's. Man bringt es als Gabe mit auf die Welt, oder man lernt's im Leben nicht. Das war im Jahre nach dem Kriege. Anno 1816 war's. Man hatte die auf dem Schlachtfeld beerdigten Kameraden zur Beisehung in die Heimat übergeführt, und wir alten Kriegersgefährten hatten beieinander und stießen miteinander an, bis die Sache so weit war. Dann hieß es: ‚Angetreten!‘ Mein Gott und Vater, war das traurig. So etwas von Trauergesolge habe ich nicht wieder erlebt. So ein schmerzliches Gewank. Und der Festredner mußte aufgeschnappt werden, damit er nicht in die Grube fiel. Na, zum Wohlsein, meine Herren.“

Friedrich Stoltentamp hatte die Ratsherrnwürde wieder abgelegt. Seine gesellige Natur hatte wieder Oberwasser erhalten. Er saß auf dem sattunüberzogenen Kanapee und ergözte sich aus voller Seele an den Schnurren der gerissenen Gesellen. Fast tat es ihm leid, daß er den Gesang der beiden Spottdroßeln nun nicht mehr vernehmen sollte. In der Spießbürgerlichkeit hierzulande, die sein beweglicher Geist so oft und so niederdrückend empfand. Er wußte nicht, daß er aus dem sattunenen Überzug ein Spiel Karten hervorgezogen hatte und es immer wieder durch die Hand laufen ließ. Bis es ihm einer der Majore sacht aus der Hand nahm.

„Es ist nur, um sich zuweilen das Elend vom Leib zu spielen,“ sagte der Major.

Und Friedrich Stoltenkamp sagte: „Ja, ja — der Gußstahl . . .“

„Da hatten wir mal,“ lenkte der Major ab, „in der Schlacht bei Leipzig einen Überläufer erwischt, der das Schießen und Stechen nicht vertragen konnte. Bruderherz und ich lagen am Abend des zweiten Schlachttages am Feuer und langweilten uns. Denn wir konnten uns mit den Karten doch nicht gegenseitig die Löhnung wegnehmen. Da kam uns der Überläufer wie vom lieben Gott gesandt. Er konnte Karten spielen. Nun, er spielte unter dem Hund. Und für jede falsch geworfene Karte gab es einen Knuff und Puff, bis der Kerl rot und blau am ganzen Leibe war und uns himmelhoch ansah, lieber wieder in die Schlacht zu dürfen. Sie sehen, meine Herren, daß das Kartenspielen auch seine erzieherische Seite hat.“ Und er enttorkte umständlich die zweite Flasche.

„Ach, meine Herren,“ sagte Friedrich Stoltenkamp und hob sein Glas, „es ist ein Jammer, daß sich unsere Wege trennen müssen. Auf gut Glück allzeit.“

„Auf gut Glück bei den Mynheers.“

„Sie wollen nach Holland?“

„Die holländische Regierung verlangt nach tüchtigen Offizieren. Da dürfen wir nicht Nein sagen. Ausgetrunken, tapferer Stahlfinder. Es lebe die holländische Armee!“

Der junge Stoltenkamp war in der Schmelzkammer geblieben. Gläserklirren, Stimmengewirr und Gelächter zogen ihn ins Wohngemach. Er sah seinen Vater auf dem buntgewürfelten Kanapee zwischen den beiden abenteuernden Kriegsgurgeln sitzen und winkte ihm mit den Augen.

„Geh nur heim, Fritz. Es ist der letzte fröhliche Abend auf lange Zeit. Den vergönnst du mir doch.“

Der Junge nickte. „Nimm nur das Laternchen an dich. Gute Nacht, Vater.“

Er ging. Die beiden Majore sah er nicht. Hinter ihm blieb der Lärm übermütiger Knaben. Und er selbst ging mit sorgenschweren Mannesgedanken durch die nachtdunklen Felder auf die Heimatstadt zu, in der auch schon die Lichter erloschen waren.

Durch die leeren Straßen des Landstädtchens ging der grübelnde Junge mit seinem gleichmäßigen Schritt dem elterlichen Hause zu. Er horchte auf die inneren Stimmen und suchte Ordnung in sie hineinzubringen. Aber über das Wort „Ordnung“ kam er nicht hinaus, so sehr er den jungen Kopf zerquälte. Immer wieder sagte er es vor sich her, um seine Gedanken in Reih und Glied zu bringen, damit sie marschfähig würden. „Ordnung, Ordnung.“ Und da überkam es ihn, daß er ja längst gefunden hatte, was er zu suchen wähnte: die Grundlage des Lebens und der Arbeit, die Wert und Wachstum des Lebens bestimmt, mußte die Ordnung sein.

Er hob den zergrübelten Knabentopf und gab dem hochaufgeschossenen Körper eine gerade Haltung. Die Filzmütze schob er fester in das dichte, aschblonde Haar. Wie eine Windstille war es plötzlich in ihm geworden, in der er nur noch eine Stimme vernahm — die Stimme des Unflichtbaren.

„Ordnung.“

Auch die Landstadt um ihn her lag wie in einer Windstille. Um zehn Uhr erloschen die letzten Lichter in den Bürgerhäusern, denn was die Kohlen- und Eisengruben des Stadttreises bestieg, hatte frühen Tag, und Handel und Wandel hatten sich den einfachen Bedingungen des

Verkehrs anzupassen. Der Nachtwächter lehnte in einem schützenden Torbogen und hob kaum die gequollenen Augenlider, wenn sein Spitz anschlug und vor Schreck, daß ein Mensch noch die Straße querte, die Haare sträubte. „'s ist ja der Laternenlöscher, dummes Viech. Stör nicht die Nachtruhe.“

Und der Laternenlöscher, selber erschrocken über den Widerhall seiner Schritte, kurbelte an den Häuserecken hastig die Ketten hernieder, an denen — quer über die Straße — die Öllampen baumelten, pustete die Lampen aus und kurbelte sie wieder hoch. Eine Weile noch glommen die ersterbenden Dochte wie Glühwürmchen durch die Nacht.

Der Junge stand vor seinem elterlichen Haus. Es war ein zweistöckiges, schieferbedecktes Mansardenhaus, dem die geschnitzten, weißgestrichenen Tür- und Fenster-rahmen mit den grünen Schukläden ein behäbiges Aussehen verliehen. Die steinerne Treppe sprang bis auf die Straße, und ein schmiedeeisernes Gitter gab ihr ein gefestigt bürgerliches Gepräge. Den Schritt gedämpft, stieg der Junge die Stufen hinauf und drückte behutsam die schwere Klinke nieder. Man schloß nicht ab im Stoltens-
kampfschen Haus, solange der Hausherr draußen war. Man fürchtete keine Diebe. Die Leute hierzulande strichen sich vor dem Zubettgehen über die Armmuskeln.

Im vorderen Flur, der Haustür am nächsten, lag das Arbeitszimmer und Geschäftskontor des Vaters, mit den Fenstern nach der Straße. Hinter der Haustreppe, die breit und gemächlich anstieg, war der Mutter Küchenbereich. Und das obere Stockwerk barg die gute Stube, in der die Besuche der Freunde und Verwandten entgegengenommen wurden, das Esszimmer und das Schlafgemach der Eltern. Hier zögerte der Junge eine kleine

Weile, hielt den Atem an und lauschte. Die Mutter schlief ihren ruhigen Jungmädchenschlaf. Die Mutter . . . Es war ein heller Schein in den Augen des Knaben, als er die Mansardenstiege hinaufhuschte, die zu den Schlafstübchen der Kinder führte.

Er machte nicht Licht, um die Geschwister nicht zu wecken. Der zehnjährige Eberhard schlief mit ihm im selben Zimmer, die zwölfjährige Amalie im Stübchen nebenan. Er tastete sich nach seinem Bett, legte die Kleider über den Stuhl, schauerte einen Augenblick in dem kühlen Bettleinen und lag schon im Schlummer, bevor er den letzten Gedanken zu Ende denken konnte.

Einmal nur fuhr er auf. Da war der Vater heimgekehrt. Er hörte durch die dünne Decke die fröhliche Stimme, die Bericht erstattete, und er hörte die Mutter in die Hände klatschen.

Jetzt freut sie sich, dachte noch der Wiederentschlummernde, weil die Majore — den Lauspaß — haben.

Früh am Morgen war er auf den Beinen. „He, Eberhard, aufstehen! Die Schule kommt nicht ans Bett!“

„Mir is so schlecht —“

„Ach so. Lateinstunde. Wieder nicht vorbereitet. Ich werd mal den Schwamm nehmen.“

„Untersteh dich.“ Und die nackten Beine flogen im Schwung aus dem Bett.

„Mach, daß du in die Buxen kommst. Die Amalie muß durchs Zimmer.“

Der Zehnjährige zog sich gähnend das Nachthemd über den Kopf. „Gott, die Pute. Sie soll sich nur nicht so.“

Klatsch, saß ihm der nasse Schwamm auf dem Rücken.

„Du — laß das! Rich noch mal, sag ich! Klätschnaß! Es braucht nur einer ein Mädchen zu sein, und du machst Umständ Gott weiß wie.“

Durch das Zimmer kam die Schwester im geblümten Kleidchen. „Guten Morgen,“ sagte sie. „Seid ihr wieder nicht fertig? Eberhard, du solltest dich wirklich ein bißchen schämen.“

„Rud' doch weg, wenn et dich scheniert. Mich scheniert et nu mal gar nich.“

Amalie Stoltenkamp zog ihr krauses Näschen. „Seit der Junge Latein lernt, ist er von einer Frechheit —“

„Er lernt ja gar keins,“ lachte Friz. „Komm, Amalie, ich geh schon mit und helf dir den Kaffeetisch decken.“

„Ihr habt ja noch gar nich zu Morgen gebetet!“ brüllte der Junge hinter ihnen drein. Dann aber ging es fix in die Kleider.

Frau Friedrich Stoltenkamp kam schon aus der Küche. Ihre feine, zierliche Gestalt umschloß ein geblümtes Kleidchen von selbem Stoff und Muster, wie es ihr Töchterchen trug. Eine weiße Hauschürze deckte das Kleid, und in dem vollen braunen Haar saß ein Spitzensied wie die Andeutung eines Häubchens. Als sie neben den Kindern stand, schien sie nicht anders als die ältere Schwester zu sein. Friedrich Stoltenkamp hatte sich die feine, kleine Schönheit erheiratet, als sie erst sechzehn Lebensjahre zählte.

Selbst die gestrenge Frau Jodokus Stoltenkamp, Friedrichs früh verwitwete Mutter, vermochte dem eben Zwanzigjährigen angesichts so viel Liebreizes nicht im Wege zu sein. Doch war sie, auch im Laufe der nun fünfzehnjährigen Ehe, dabei geblieben, in Frau Margarete das Kind und, wenn es hoch kam, den Zierat des Sohnes zu sehen.

„Nun, ihr Schwalben,“ rief die Mutter den Kindern entgegen, „seid ihr aus dem warmen Nest gekrochen? und Hunger habt ihr wohl auch schon? Hinz, Amalie,

hülfe der Trine den Frühstückstisch richten. Vater ist auch schon auf."

"Wie du heute ausiehst," sagte Fritz, als die Schwester davongesprungen war. „Das ganze Haus ist hell."

Die Mutter strich ihm mit der weichen Innenhand über das Gesicht. Von der hohen Knabenstirn bis zu dem festen Kinn. „Hab auch Grund dazu, Fritz. Weißt wohl schon, weshalb. Und der Vater ist fröhlich und guter Zuvorsicht wie nie. Trotz der Absage des Betters Grote."

"Hat Vater dir gesagt, daß ich heut noch die Schule verlassen soll? Daß ich zu ihm soll, in die Lehre?"

Mutter und Sohn sahen sich in die Augen. Schon war der Sohn um ein paar Fingerbreiten über die Mutter hinausgewachsen. „Wie groß mein Junge geworden ist," murmelte die junge Mutter. „Und nun will er noch weiter wachsen." Und sie legte ihm schnell die Hände um den Kopf und küßte ihn auf den Mund. „Nimm das als gutes Weillengeld." Und schon war sie im Eßzimmer verschwunden.

Fritz Stoltentlamp stand noch immer unbeweglich auf demselben Fleck. Überschwengliche Zärtlichkeiten waren nicht des Hauses Brauch. Sie paßten nicht zu des ganzen Volksstammes Art und Wesen. Und mitten auf den Mund hatte ihn die Mutter geküßt und dabei die Hände hinter seinem Kopf verschränkt. Das sagte mehr als: Ich segne dich für deine Lehrzeit, das sagte: Ich vertrau auf den Mann in dir. Und nun wußte er, daß diese Stunde seines Lebens Feierstunde sei.

Mit glühendem Gesicht trat er in den kleinen Familienkreis, der sich um den gedeckten Kaffeetisch versammelt hatte. Er begrüßte den Vater und setzte sich zu den Geschwistern. Und dann mußte er den Vater betrachten, den schmalen, blassen Kopf mit den lebendigen Augen,

in denen es heute auch wie ein frohes Scheinen lag. Und der Vater nickte ihm zu. So, wie man einem jungen Mitarbeiter zunickt und nicht einem Knaben.

„Trink doch ein bißchen schneller,“ drängte Eberhard, „es wird Zeit zur Schule.“

„Ich geh nicht mehr zur Schule,“ sagte Fritz und sah steif geradeaus. „Ich trete beim Vater in die Lehre.“

„Der Fritz hat das Fieber!“ schrie der jüngere Bruder. „Ich glaube, er hat auch Lateinstunde.“

Der Vater hob den Kopf. „Ich wollte, du Strudelkopf wärst im Leben nur halb so fieberfrei wie der Fritz. Und nun lauf und bestelle dem Rektor, ich käme am Morgen noch bei ihm vor.“

Da stieß dem Zehnjährigen das Schluchzen auf.

„Weshalb — weshalb durfte der Fritz vier Jahre früher zur Welt kommen?“

„Komm,“ sagte die Schwester und nahm den Widerstrebenden bei der Hand, „wir haben ein Stück Schulweg zusammen.“ Und sie knüpfte vor den Eltern, daß ihr geblümtes Röschchen knitterte, sah den älteren Bruder verwundert von der Seite an und führte wie eine kleine Dame den jüngeren hinaus.

„Die hat auch ihren Kopf,“ schmunzelte Friedrich Stoltenkamp zufrieden. Und dann wandte er sich seinem Ältesten zu. „Die Majore sind fort,“ begann er. „Sie wollten nicht bei Tage ihren Auszug halten. Schlag Mitternacht nahmen sie ihren Ranzen, piffen ihrem Hund und verschwanden im Dunkel. Ganz wie die Alchimisten.“ Und er lachte vor sich hin. „Es war überraschend.“

„Es war durchaus nicht überraschend,“ sagte eine scharfe Stimme von der Tür her. „Ganz und gar nicht.“

„Mutter,“ rief Friedrich Stoltenkamp überrascht, „so früh schon? Fritz, schieb den Sessel heran.“

Die Frau mit dem frühgebleichten Haar unter dem schwarzen Seidenhäubchen nahm den Dienstreifer der Ihren ruhig hin. Sie setzte sich in den Sessel und nahm der Schwiegertochter die eilig dargebotene Tasse Kaffee aus der Hand. Der Mund war hart wie eine Linie. Und die Augen musterten erst der Reihe nach die Gesichter der Anwesenden und dann mit einem einzigen Blick den ganzen Raum. Von den sattunbespannten, blinkblanken Kirschbaummöbeln bis zum letzten Blumentopf der Fensterbank.

„Mutter,“ fragte Friedrich Stoltentkamp, „wußten Sie es denn schon?“

Die weißhaarige Frau kniff die Augen ein wenig ein und sog an dem heißen Kaffee.

„Wohl Hexerei?“ sagte sie kurz in den Pausen. „Den Verstand in der Nähe haben und nicht in der Ferne. Das predige ich den Tauben. Und den Blinden dazu. Nur deinen Herren Offizieren, denen braucht ich es nicht zu predigen. Die sind hellhörig. Und hellichtig wie die Sperber. Ausgerissen sind die Lumpen. Schlechtweg ausgerissen. Gar nicht geheimnisvoll. Weil sie die Rechnungsablage scheuten, darum.“

„Und Sie — Sie wußten das alles schon, Mutter?“ fragte Friedrich Stoltentkamp noch einmal. „Und früher als ich?“

„Das wußte ich seit gestern nachmittag, lieber Sohn. Und deine Herren Majore wußten so gut wie ich, daß deine Wanderung zum Better Grote die letzte deiner vergeblichen Wanderungen bedeuten würde. Darum erschienen sie bei lichtem Tag in der Stadt, um sich zur Reise auszurüsten.“

„Und von dir haben sie Abschied genommen?“ fragte der Sohn.

Die Stoltentkamps und ihre Frauen. 3

Die alte Frau Stoltentkamp lachte, daß sich die Lippen von den kräftigen Zähnen hoben. „Abschied — genommen? Deine rittermäßigen Freunde? Ach, Friedrich, ich glaube fast, ich habe ihnen den Abschied gegeben, und ich will mich noch einmal im Grabe an ihren Gesichtern freuen. Wie es sich machte, meinst du? Nun, sie kamen zu mir ins Geschäft und berichteten mir, heute würde es ihnen glücken, und sie hätten nur eilig ein Einfaßmaterial nötig, um den Fuß zum herrlichen Abschluß zu bringen. Da du über Land seist, möchte ich ihnen zwanzig Taler Münze geben. Darauf ging ich ein.“

„Um Gottes willen, Mutter, darauf gingen Sie ein?“

„Aber gewiß. Ich sagte den Herren, ich hätte noch ein Guthaben bei dem Eisenhändler, und davon sollte er's abziehen. Daß du da deine Ritter nicht gesehen hast! Wie die geschundenen Raubritter trotteten sie von dannen, denn beim Eisenhändler gab es weder Rock noch Hose noch Stiefelsohlen zu kaufen.“

Es lachte keiner in der kleinen Runde, und auch die herbe Frau lachte nicht mehr. Es war ein langes, drückendes Schweigen. In den Augen der Weißhaarigen aber glomm ein kleines, mildes Licht auf, und sie legte ihre sehnige Hand auf die zuckenden Hände des Sohnes.

„Nun, Friedrich, du bist sie los. Und wir wollen von dem Abenteuer nicht mehr sprechen. Wir haben ernstere Sachen. Der Vetter Grote hat also abgelehnt.“

„Ja, Mutter. Er wie die anderen!“

„Und was gedenkst du zu tun?“

Friedrich Stoltentkamps Augen irrten im Zimmer umher. Dann trafen sie auf den Sohn. Und hier verharrten sie.

„Ich will Frk in die Lehre nehmen, Mutter.“

Die Mutter nickte. „Gut, Friedrich. Das ist so gut wie eine Kapitalsanlage. Und weiter?“

Friedrich Stoltenkamp hatte das lange Lobeswort aufgegriffen. Seine Zuversicht fand schon wieder Boden.

„Mutter,“ sagte er, „Sie wären gewiß nicht schon am frühen Morgen herübergekommen, wenn Sie nicht Rat wüßten.“

„Weiß denn deine Frau keinen Rat?“

„Ach, Mutter, sie hat vor Freuden in die Hände geklatscht, als ich ihr diese Nacht den Abzug der Majore meldete.“

„So, so. In die Hände geklatscht hat sie. Das war brav.“

Über Frau Margaretes Gesicht ging eine rote Welle. Bis in das braune Haar. Aber sie erwiderte nichts.

„Nun,“ fuhr die alte Frau fort, „es bleibt also an mir hängen. Aber wann hätte ein Ertrinkender einen Rat gebraucht? Er braucht eine Planke. Ich kann noch einmal fünftausend Reichstaler flüssig machen. Aus einer Haus-hypothek. Sie ist in diesen Tagen fällig, und du kannst das Geld bei mir holen.“

„Sagt ich's nicht?“ rief Friedrich Stoltenkamp. „Sagt ich's nicht?“ Und er sprang auf und packte sich den Sohn. „Junge, das ist ein glücklicher Beginn für dich! Nun werden wir's meistern! Nun werden wir's meistern!“

Die Schwiegertochter stand neben der Mutter. Die alte Frau sah steif auf ihre Hand im Schoß und drehte an ihrem Trauring. Und Frau Margarete hob die Hand und strich der Frühgealterten ganz still über den Kleiderärmel.

Und die Mutter hob den Kopf und heftete ihren Blick in den Blick der Sohnesfrau.

„Wir Stoltenkampsfrauen haben es nicht leicht,“ sagte sie. „Aber wir gehören zu unseren Männern.“

Die junge Frau hielt dem Blick ruhig stand. „Mutter, Sie überarbeiten sich für uns.“

„Du wirst es auch noch lernen. Und es wird dir mehr Spaß machen, als dich in bunte Rüschen zu steden.“

Margarete Stoltenkamp sah an dem frischen Kleidchen nieder, das sich unter dem fest anliegenden Leibchen lustig bauschte. Und wieder glitt die mädchenhafte Röte über sie hin. Aus dem schmalen Halsausschnitt bis ins Haar.

„Wir Stoltenkampsfrauen haben es nicht leicht,“ wiederholte sie leise. „Aber wir gehören zu unseren Männern.“

Die Weichhaarige fuhr sich über die Augen. Langsam hin und her. Dann erhob sie sich und ging zu ihrem Enkel. „Gib mir mal die Hand. So . . . Du hast einen kräftigen Drud. Glückauf, Friß.“

„Glückauf, Großmutter.“

Friedrich Stoltenkamp hatte nach Hut und Rod gegriffen. Er mußte sich auslaufen und die neuen Pläne ordnen. Er fühlte sich, aus dem Ungewissen herausgerissen und auf ein Stück festen Bodens gestellt, reicher und unternehmungslustiger als je zuvor. „Bleiben Sie noch, Mutter? Der Friß ist empfänglich für starke Lebensregeln, und ich will inzwischen zur Stadtschule und ihn beim Rektor zur Abmeldung bringen. Dann können wir zum Mittag auf der Mühle den Lehranfang machen.“

Frau Margarete räumte die Tassen auf ein Kaffeebrett, deckte den Tisch mit einer feinen Häfeldecke, stellte ein Gläslein mit Keseden darauf und trug das Kaffeebrett in ihrem leise wiegenden Gang zur Küche. Ihren Jungen aber streifte sie mit einem lächelnden Blick, den er bei sich behielt.

Großmutter Stoltenkamp winkte dem Enkel, sich niederzusetzen. Sie saßen sich gegenüber, Knie an Knie, und der Knabe blickte still und aufmerksam in die Augen der Großmutter, die in die Ferne gingen. Und so sprach sie zu ihm.

„Wenn einer sein Leben in die Hand nimmt, um es von nun an selbst zu gestalten, wie du heute, Friß, so muß er wissen, welche Werkzeuge ihm zur Verfügung stehen, und wie weit der Boden fest und tragbar ist, auf den er sich begibt. Nur so kann er eine richtige Berechnung aufstellen und auf ihr weiter aufbauen. Oder das ganze, mühsam errichtete Gebäude bricht ihm eines Tages über den Kopf zusammen, weil ihm unter den Hausmauern die Grundlagen wegschwimmen. Das ist das Verbrechen so vieler Eltern, daß sie den Kindern nicht die Augen öffnen über die Mittel, die vorhanden sind, über den Grenzstrich, bis zu dem sie springen können, und sie in der Annahme belassen: Vater kann alles, Vater wird sorgen. Nur, um sich vor den Kindern ein Ansehen zu geben. Bis das Wetter einsetzt und Kinder und Eltern über den Haufen wirft. Aus der Bürgerklasse in die Bettlerklasse. Darum sage ich dir zum Lehrbeginn als erste Lebensregel: die Grundmauer eines jeden Werkes ist die Ordnung. Wer in sich selber und in seinem Tun Ordnung hält, daß er jedes Ding übersieht, der kann von keinem Wetter überrascht werden. Er hat die Rettungsleine längst bei der Hand.“

Die Ordnung! dachte der junge Friß Stoltenkamp. Es ist dasselbe Wort, das vergangene Nacht die Stimme in der Windstille sprach. Und es wurde ihm ganz feierlich zu Sinn.

„Und deshalb,“ fuhr die altgewordene Frau fort, „sollst du zu allem Anbeginn wissen, wie weit du zu springen hast.“ Sie blickte auf den abgeschabten Trauring an ihrer Hand, drehte ihn langsam um den Finger und blickte dem Enkel plötzlich mitten in die Augen. „Du hast gar nicht zu springen. Du hast zu gehen, Schritt für Schritt, und bei jedem Schritt links und rechts neben

dir den Boden zu sichern. Und erst von der neugewonnenen Grundlage aus hast du weiter zu gehen. Dann aber — immer weiter.“

Der Enkel hielt den Blick aus. Er zwinkte nicht mit den Augen.

„Die Stoltentkamps,“ sprach die alte Frau weiter, „waren alle Springer. Springer in dem Reichtum, den sie einst besaßen, Springer in der Fülle ihrer Gedanken, die sie heute noch besitzen. Sie saßen als Bürgermeister und Ratsherren in den Ämtern der Stadt, als müßte es so sein. Sie hatten ihre Hand in jedem neuen Handelsunternehmen, als dürften sie nicht fehlen. Sie schürften nach Kohle und Eisenstein, als die Gruben erschlossen wurden, gerade so, als könnten nur sie die Wunschelrute besitzen. Sie hielten das offenste Haus, waren die witzigsten Kumpane beim Wein, gaben an Bedürftige und Schmaroger und steckten ihren Namen wie ein Fähnlein im Wind heraus. Da war es kein Wunder, daß sie beliebt waren bei groß und klein, und daß sie lieber Geld dahinschwimmen sahen, als daß sie ein Titeldchen ihrer Beliebtheit geopfert hätten, die sie für Würde hielten. Dein Großvater war ein schöner und stattlicher Mann. Als er mich zur Frau wählte, glaubte ich zwanzigjähriges Ding auf einen Fürstenthron zu kommen. Nein, ich habe nichts bereut. Es war ein Mann von so starkem Geist und so reichen Gaben, daß er jeden mit sich riß bis in seinen Himmel. Mich auch. Nur daß ich bald merkte, daß dieser Himmel nicht die Erde sei, und daß wir ohne das Brot der Erde da oben verhungern würden. Da hab ich tagsüber seinen Flug mitgemacht, und des Nachts habe ich gearbeitet und über den Geschäftsbüchern gelesen und gerettet und festgelegt, was ich nur vermochte, bis ich vor der Zeit mein graues Haar bekam. Denn ich zähle heute erst sechsund-

fünzig, und du siehst nur die Greisin in mir, und dein Großvater sah sie eines Tages auch in mir, und es war ihm, als hätte ich all seinem stolzen Mannesempfinden eine Beleidigung angetan."

Wieder drehte die Altgewordene langsam den Trauring am Finger. Dann fuhr sie ruhig fort: „Ich habe ihn aber doch liebgehabt. Weil ich verstanden habe, daß seinem Wesen von den Eltern her die festen Grundlagen fehlten, und daß seine funkelnde Art, die auch ich immer aufs neue bewundern mußte, sein ein und alles war. Und so habe ich weiter gesorgt und geschafft, daß ihm nichts an seiner Lebensführung fehle und er nicht den Sturz aus der Höhe täte. Und nur den Sohn konnte ich ihm nicht aus den Händen nehmen, seinen Liebling. Deinen Vater.“

Der Enkel rückte auf seinem Stuhl, und die Großmutter gewahrte es wohl.

„Das nußt nun nichts,“ sagte sie und blidte den Knaben an. „Du mußt wissen, mit was für Werkzeugen du arbeitest.“

Da nickte der Knabe und sah vor sich hin. Und es kam ein weicher Ton in die herbe, alte Stimme.

„Dein Vater, Fritz, ja, er war, wie man die Allbegabten nennt, ein Wunderkind. Er lernte spielend seine Aufgaben, und was er außerhalb der Schule anfaßte, hatte Schid und geriet ihm unter den Händen. Das war des Großvaters helle Freude, und er ließ den Knaben heute dies, morgen jenes verrichten, nie bei einer Sache verharren, den Geist wie einen Bogen spannen und bald hierhin, bald dorthin zielen. Und bald war es des Vaters und des Sohnes Stolz, daß jeder Schuß sah und die Umstehenden in die Hände klatschten. So wurde auch der jüngste Stoltenkamp ein Springer, nur daß er noch be-

gabter war als sein Vater. Und er sah zeitlebens nur das gefeierte Ziel und nie die schwere Strede. Als dein Großvater starb, wie ein Mann nach einem stolzen Fürstenleben, war das Bargeld erschöpft. Denn alles, was ich früher in den Nächten und später in den Tagen und Nächten erarbeiten konnte, hatte ich in Grundstücken angelegt, in Wiesen und Ädern draußen vor der Stadt und in den Ruhrfeldern, die nicht weggetragen und aufgezehrt werden konnten, weil ich sie in langfristige, billige Pacht gegeben hatte. Es war, als dein Vater sich selbständig gemacht hatte. Als er mit seinem wunderbaren Scharfblick dem gelbbaren Stahl auf die Spur gekommen war und den Plan faßte, England über Nacht auszuschalten aus der deutschen Stahlversorgung. Ein Riesenplan! Und die Hunderttausende von Betriebsmitteln, die er erforderte, waren von den Stoltenkampfschen Springern längst vertan um des großen und schönen Ansehens willen. Friß, daß du es weißt: das Ansehen gibt nicht die Welt. Was von uns bleibt, und was dann noch für die Nachkommen wie ein Segen weiter wirkt, das schafft den Familiennamen.“

„Ja, Großmutter,“ sagte der Knabe. Er hatte längst wieder den Blick zu ihren Augen gehoben.

„Das übrige,“ schloß die Wetterhartgewordene, „hast du selber miterlebt. Denn du hast den Schwung der Stoltenkampfmänner und den klaren Blick der Stoltenkampffrauen. Deshalb rede ich auch zu dir. Du hast die scharfsichtigen Entdeckungen deines Vaters miterlebt, seine glänzenden Versuche, aber du hast auch seine vielen Ehrenämter miterlebt, die ihm die Zeit stehlen, und du hast die Majore miterlebt und seine fröhliche Geselligkeit und seine Vertrauensseligkeit auf den kommenden Tag. Und deshalb wirst du wissen, weshalb seine Versuche nicht über

eine kleine Entwicklung hinausgekommen sind und ein Darlehen immer mit einem anderen gestopft werden muß. Ich habe meine Handlung in Kolonialwaren, die deinem Großvater ein Greuel war, beibehalten, wie ich sie hatte. Jetzt wie damals hilft sie uns über manchen Berg. Die Grundstücke aber behalte ich in der Hand. Die Stollentamps sollen seßhaft bleiben und nicht hinter fremdem Herd verelenden."

Sie beugte sich vor und streckte dem Enkel die sehnige Hand hin.

"Nun weißt du, Fritz, wie dein Werkzeug aussieht und wie der Boden ist. Und nun noch einmal, Fritz: Glück auf."

"Glück auf, Großmutter."

"Jetzt muß ich gehen," sagte die Großmutter und erhob sich mit einem Ruck des Sessels. "Ich hab auch mein Geschäft." Und sie ging, ohne sich umzusehen, aus der Tür und die Treppe hinab. Die Haustür klappte, und nun war alles still.

In der Stille aber öffnete sich leise die Stubentür, und die Mutter kam herein in ihrem feinen, geblühten Kleid und ihrer mädchenhaften Schönheit und blieb vor ihrem Jungen lächelnd stehen.

"Großmutter ist gegangen," sagte sie, "und mein Fritz marschiert jetzt aufs Leben los mit lauter schwarzen Arbeitsgedanken." Sie strich ihm mit dem weichen Handinnern über das erglühte Gesicht. "Vergiß das Taschenlaternechen nicht, von dem mir der Vater diese Nacht erzählte. Man muß bei aller Arbeit immer sein heimlich Sonnenstrahlchen bei sich tragen, Fritz. Sonst macht der größte Erfolg nicht warm."

"Der Vater kommt!" rief der Sohn und horchte nach der Haustreppe.

Friedrich Stoltenkamp kehrte schon zurück. Ihm war auf der Straße eingefallen, daß Schmelzer und Hammer-
schmied auf der Mühle weder die Majore noch Arbeit vor-
fänden, und er hatte sich beeilt, den Sohn beim Rektor
abzumelden und nach Hause zu gelangen. „Der Poensgen
starrt den kalten Ofen an und der Haniel den stummen
Redhammer. Los, Friß, wir müssen hinaus, Feuer
schaffen und Bewegung. Gretelein, Magaretelein, koch
etwas Einfaches zu Mittag, denn wir essen auf der Mühle
aus dem Blechnapf, und rüste das Hauptgericht zum
Abend für deine heimkehrenden Arbeitsleut. Vorwärts,
Lehrling, vorwärts!“

Und Friß reichte der Mutter die Hand und ging hinaus,
die Mütze vom Haken zu nehmen. Friedrich Stoltenkamp
aber wandte sich in der Thür um, fing seine Frau mit dem
Arm und riß sie an sich, daß Bänder und Rüschen flogen.
„Liebe! Liebe! Liebe!“ Und dann war auch er hinaus.

Frau Margarete strich den bauschigen Rock zurecht und
die Bänder an ihrem festen Leibchen. Sie wischte das
zerflatterte Haar aus den Schläfen und wischte sich über
den Mund.

„Wie ein wildes Pferd. Aber Stoß und Stein. So
ein Vollblut.“

Vom Fenster aus sah sie mit strahlenden Augen hinter
Vater und Sohn drein. Friedrich Stoltenkamp ging leb-
haft dahin, der Junge mit dem ruhigen, seltsam ziel-
sicheren Schritt.

Ob sie Glück haben oder nicht, dachte die Frau am
Fenster, glücklich sollen sie werden. Mann und Kinder.

Friedrich Stoltenkamp wandte sich fern auf der Straße
um, als hätte er eine Berührung verspürt. Er zog den
Hut und winkte mit ihm zurück. Und nun wandte sich
auch der Sohn und griff überrascht nach der Mütze. — —

Aus dem Stadttor ging's hinaus und durch die weiten Felder, auf denen die Herbstzeitlosen in ganzen Scharen blühten. Oft lagen auf den Wiesen lange Strecken in kümmerlicher Grasnarbe. Dann wußte Fritz, daß hier ein Grubenstollen unter Tag lief, der den nährenden unterirdischen Wasserlauf abzog und ihm eine andere Richtung gab. Nichts, was zur Landschaft und ihrem Boden gehörte, war dem Knaben fremd. Solange er denken konnte, war er mit dem Vater oder allein auf Gruben, Hütten und Hämmer gelaufen. Was mit der Rohle zusammenhing oder mit dem Eisen, war ihm vertraut von Kindesbeinen an. Und den Schmiedehammer führte er, seit er ihn heben konnte, wie ein Alter. Jeden Handgriff sah er sich ab und verbesserte ihn.

Friedrich Stoltentkamp wußte, wen er als Lehrling bekam.

Da lag die alte Mühle am Bach. Aber Hammer und Fochwerk hätten sich nicht zu rühren vermocht, auch wenn die Majore zur Stelle gewesen wären. Denn der Bach, der in der Nacht noch so kräftig dahingeströmt war, siderte nur trübselig daher. Von weiter droben aber klang lustiges Wasserrauschen, das in einem Murmeln verlief.

„Der Getreidemüller,“ sagte der Junge zornig. „Da hält er wieder die Schleusen geschlossen, bis ihm die Arbeit gefällt.“

„Drei Prozesse habe ich verloren,“ erklärte der Vater. „Nichts zu machen an der alten Gerechtsame. Und im Winter sperrt uns der Frost. Die Sammelbeden aber, die ich hab anlegen lassen, genügen auch nur für Kleinarbeit. Einen Hammer, der einen wirklich nennenswerten Stahlblock ausreden sollte, werden sie nicht heben können. Daran krankt der Betrieb. Bis einmal die Dampfmaschine so weit ist, die sie schon in Essen bauen.“

Sie kamen an das alte Mühlengebäude heran. An dem Tor des Seitengebäudes, das den Redhammer zum Aus Schmieden der Stahlgüsse enthielt, das Pochwerk zum Zermalmen des Tiegelmateri als und den Amboskherd, lehnten zwei Männer und starrten, die holländische Tonpfeife im Mund, auf das stillstehende oberflächliche Wasserrad, das durch eine große Welle Hammer und Pochwerk bediente, während ein unterschlächtiges Rad den Antrieb der Bälge besorgte. Die Männer trugen Kittel und Hose aus blaugefärbtem Leinen, schwere Holzpanzertoffeln an den Füßen und auf dem Kopf alte seidene Schirmmützen. Von Zeit zu Zeit nahmen sie gemächlich die Tonpfeifen aus dem Mund, spudten ins Wasser und schoben die Tonpfeifen gemächlich wieder zwischen die Zähne. Sie schienen sich über das Vorkommnis des Tages bereits ausgesprochen zu haben.

„Heda!“ rief Friedrich Stoltentkamp den Feiernden zu. „Haniel! Poensgen! Hier bring ich euch den neuen Lehrling der Firma Friedrich Stoltentkamp! Seid ihr's zufrieden? Die Majore hat über Nacht der Teufel geholt. Was sagt ihr dazu?“

Die Männer fuhren auf und schnappten nach ihren Pfeifen. Sie rüdten ihre Mützen zum Gruß quer über den Schädel und grinsten vor Vergnügen. „Herr Stoltentkamp,“ sagte der Hammerschmied Haniel, „da haben Sie einen Lehrsung erwischt, mit dem ein Meister bei stodfinsterer Nacht arbeiten kann. Tag, Frig. Glück auf!“ Und der Schmelzer Poensgen meinte: „Herr Stoltentkamp, nix für ungut, aber die Majore waren Schweinigel von Kerls, und der Frig ist heut schon ein Mann von Sach. Glück auf, Frig.“ Damit war der Fall erledigt.

Frig Stoltentkamp hatte in Firma Friedrich Stoltentkamp seine Lehre angetreten.

„Schmelz einmal einer dem Mahlmüller ein Stück Eisen gegen das Dach, damit er sich auf die Arbeit besinnt,“ sagte Friedrich Stoltenkamp und ging mit dem Sohn in den Schmelzraum. Links und rechts von dem hohen Kamin flammte der Rost in den Schmelzöfen. Ein paar Glühöfen waren angegliedert, um durch Vorwärmen des Eisens das Schmelzverfahren zu beschleunigen. Die Gußtiegel standen sorglich aufgereiht. Friedrich Stoltenkamp stellte sie selber her aus einem Gemisch von Graphit und Ton, und er war stolz darauf, daß sie als die feuerbeständigsten der Welt galten.

Der Vater wies auf die mit Brand versorgten Öfen. „Arbeiter und Herren müssen ein Fleisch und ein Bein sein. Kein Auftraggeber war in der Frühe zur Hand, und doch ist alles im Lot. Selbst die Glühöfen sind mit Tiegeln versorgt. Hallo, Poensgen!“ Der Schmelzer war schon zur Stelle. „Ist genügend vorgewärmt?“

„Alles nach der Regel, Herr Stoltenkamp. Und nun können die Gußöfen versorgt werden.“

„Vorwärts denn.“

Poensgen packte eine lange Eisenzange. Der junge Stoltenkamp packte eine zweite. Friedrich Stoltenkamp prüfte einen großen, neuen Tiegel und stellte ihn bereit. Der Hammerschmied Haniel stieß mit einer Stange die Ofentüren auf. Und beißende Glut schnob um die Männer, die, ohne zu zwinkern, in das Feuer starrten.

„Links anpacken, Friß,“ gebot der Schmelzer Poensgen, „ich pack rechts.“ Und die Zangen schlossen sich, als wären sie nur eine, links und rechts um den Tiegel und hoben ihn sacht, ohne daß sein Inhalt sich regte, aus dem glühenden Bett. Wie ein Milchweib die Sahne, so schöpfte der Hammerschmied die Schlacke ab. Und nun goß der Schmelzer Poensgen das Einsatzmaterial in den neuen

Tiegel, dem Friedrich Stoltenkamp die Flußmittel zusetzte, die dem Gußstahl seine bewunderten Eigenschaften, Gleichmäßigkeit, Dehnbarkeit und Naturhärte, gaben. Der Tiegel war beschickt. Er wanderte in den Schmelzofen.

Und wieder wurde ein anderer Tiegel aus dem Glühofen geholt und mit Flußmitteln beschickt und in einen zweiten Schmelzofen gebracht, bis die Schmelzöfen ihr Futter hatten.

Stunden hindurch hatten sie geschafft. Friedrich Stoltenkamp und sein Sohn in übergezogenen Leinenanzügen wie ihre Arbeiter. Schweignaß waren Stirnen und Leiber. An Mittagessen hatte keiner gedacht. Jetzt holten die beiden Arbeiter hinter den Wärmöfen ihre blechernen Henkelgefäße hervor.

Der Junge, hungrig wie ein Wolf, schnupperte durch die Luft.

„Was hast du drin, Haniel?“

„Schweinernes mit Rüben. Delikat, sag ich dir. Willste mithalten?“

„Aber gewiß.“ Und der Hammerschmied gab dem Gast den Löffel und nahm selbst die zweizinkige Gabel.

„Junge, Junge,“ sagte Friedrich Stoltenkamp zum Schmelzer Poensgen, „dein Henkelmann ist auch nicht schlecht beschickt. Kann die junge Frau denn schon kochen?“

„Das sollten Sie mal probieren, Herr Stoltenkamp. War Köchin bei Wilhelm Grotes, und dies hier sind Erbsen mit Speck. Wissen Sie, nach der guten westfälischen Art, Herr Stoltenkamp.“

„Na, denn mal her mit der Kostprobe.“

Aber der Mann litt es nicht, daß der Herr mit dem Löffel in den Henkelmann fuhr. „Ich hol einen Teller

von den Majoren. Allens werden die besäufstigten Schweinskerls doch nich kaputt geschmissen haben."

Und er lief und brachte aus dem wüsten Wohngemach zwei Teller mit abgestoßenen Rosenrändern, und der eine trug die Inschrift: „Mit Gott fang an“, und der andere trug die Inschrift: „So leben wir“. Friedrich Stoltenkamp nahm einen der Teller entgegen. Den zweiten wollte der Schmelzer dem Sohn reichen. Der aber tauchte seinen Löffel längst in den Henkelmann Haniels, und der Hammerschmied stieß mit der Gabel nach.

„Herr Stoltenkamp,“ sagte der Schmelzer zu seinem Herrn, „dat is en Lehrling, wie 'r im Buch steht. Da wird was draus.“

Das Mittagsmahl war beendet. Auch die kurze Verdauungsrast. Und während die Arbeiter neue Tiegel mit Einsagmaterial zum Vorwärmen versorgten, mit Rohstahl und Eisenabfällen aller Art, scholl auch das Brausen des Baches wieder herauf. Der Hammerschmied ging zum Werk hinunter, und Friedrich Stoltenkamp und sein Sohn begleiteten ihn. Der Junge warf auf einen Wink die Welle los, und das Pochwerk wurde in Bewegung gesetzt. Der Graphit stäubte unter dem Gestampfe in schwarzen Wolken, und der Ton stob darüber hin wie Schnee über Ackerland. Friedrich Stoltenkamp ging an die Tiegelherstellung, und der Sohn griff zu beim Formen und Brennen, als hätte er nie Latein gelernt.

„Es gibt nichts Unwichtiges bei der Gußstahlbereitung,“ belehrte der Vater den Sohn. „Aber das wichtigste ist die Beschaffenheit des Tiegels, denn der Tiegel ist für den Guß verantwortlich und damit für dein Geld. Alsdann kommt das richtige Einsetzen des Metalls, die richtige Beschädigung der Tiegel mit den Flußmitteln. Es muß eben alles „richtig“ sein. So richtig wie die Leitung des

Feuers, die Untersuchung des flüssigen Metalls mit dem eisernen Spieß und die Anwendung einer Beschickung, die das Metall nicht zu streng flüssig und nicht zu wild macht. Nun, Fritz? Was ist bei all dieser Richtigkeit also das wichtigste?"

„Das Auge des Herrn," sagte der junge Stahlgießer.

Da ließ der Vater die Lehren und vertraute auf den klaren Sinn des Jungen.

Es dämmerte bereits, als die langen Stunden des Schmelzverfahrens abgelaufen waren. Wieder standen die Männer vor der offenen Glut der Ofen, die um sich hiß wie ein wütender Hund; noch sorglicher, noch zärtlicher wurden die Schmelztiegel hervorgeholt und der lochende Stahl in gleichmäßig schwebendem Fluß in eine Blodform gegossen. Den kleinen Blod aber padte der Hammerschmied Haniel, und der Riese trug ihn in der Zange wie ein Spielzeug auf den Amboß unter den Redhammer, der ihn aushärtete und von den letzten Schlacken befreite.

Friedrich Stoltentamp machte die letzte Hammerprobe an ihm. Der Stahl war vollwertig. —

Schweigend marschierten Vater und Sohn durch den dunklen Abend zur Stadt zurück. Sie waren zu müde, um zu sprechen, aber innerlich freudig erregt wie nach einer gelungenen Tat. Und schweigend traten sie in das schieferbetleidete Mansardenhaus mit dem weißen und grünen Holzwerk, und Friedrich Stoltentamp stand still, horchte zur guten Stube hinauf und sagte: „Das ist doch die Stimme des Münzwardeins Noelle?"

Da war alle Müdigkeit verflogen, und er sprang die Treppe hinauf wie ein Jüngling und fand den treuen Gönner und Freund im lachenden Gespräch mit Frau Margarete. „Noelle, Noelle — Sie hier?"

Und der Münzwardein reichte ihm die Hand und meinte: „Ja, Düsseldorf liegt woanders und muß nun bis morgen warten. Und das kam folgendermaßen, wie ich Ihrer lieben Hausehre schon erzählte. Ich hatte nach dem großen Krach bei Ihrem Vetter Grote den Postwagen versäumt, weil ich zum zwölftenmal die Güte Ihres Stahles erläuterte, bis der Vetter Grote plötzlich erklärte, Ihr Junge gefiele ihm noch besser als Ihr Stahl. Aber weiter rückte er nicht vom Platz. Und als ich nun heute in aller Herrgottsfrühe so ganz erfolglos zum Postwagen gehe, wer taucht aus Nacht und Dunkel auf und strebt ebenfalls zum Postwagen? Gott soll mich bewahren, denke ich. Die Herren Majore. Woher — wohin? Nach Holland sagen sie, und der Vertrag mit Friedrich Stoltenkamp sei gelöst für alle Zeiten. Und der Junge träte ins Geschäft. Ich lasse Postwagen Postwagen sein, zurück zu Grote und trommle ihn aus dem Bett. Erst will er's nicht glauben und denkt, es sei eine Spitzbüberei von mir. Bis ich die Schwurfinger hob. Da geht er in Unterhosen durch das Zimmer hin und her und streichelt sich die Stirn. Dort, wo der Junge — na, das war einmal. Und dann sagt er: Wenn's stimmt, und der Friedrich macht nun Ernst und der Junge ist auch dabei, will ich den Stoltenkamps mit zehntausend Talern beispringen. Aber sie sollen mir vorläufig von der Thür wegbleiben, bis ich das Boxen gelernt hab.“

„Und mit dieser Himmelsbotschaft,“ schrie Friedrich Stoltenkamp, „kommen Sie erst am Abend, Noelle? Und lassen mich den Tag über auf der Mühle schwißen?“ Er atmete tief. „Nun wird neu gebaut.“

„Stoltenkamp,“ sagte der Freund, „ich wußte es im voraus. Und da der neue Schmelzbau das Geld verschlungen haben wird, bevor er ans Eisenschlingen gerät, Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 4

so bin ich ins Märkische auf die Eisenhütte meiner Brüder gefahren und habe Ihnen da auf Grund Ihres feinen Münzstempelstahls einen laufenden Kredit erwirkt. Denn der Schornstein muß rauchen!"

„Gretelein," rief Friedrich Stoltenkamp, „alle Lichter an! Wein auf den Tisch! Das ist ein Fest- und Feiertag, und wir wollen ihn nicht wie einen Alltag verlaufen lassen.“

Es wurde ein Herbst voller Freude. Ein Herbst, der sich bis in den Winter hineinzog mit frischen, sonnenhellen Tagen, und ein Winter, der keinen Frost sah bis in den Februar. Es war, als ob selbst die Natur dem Bauherrn zu Hilfe eilen wollte.

Denn Friedrich Stoltenkamp war Bauherr geworden. Und von Stund an gab es für ihn keinen anderen Anreiz mehr, als den Bauplan zu entwerfen, die Ausschachtungsarbeiten zu überwachen und Maurer und Zimmerleute anzustellen, anzuleiten und anzutreiben. Frau Jodokus Stoltenkamp hatte draußen vor der Stadt ein Grundstück zur Verfügung gestellt, ohne sich jedoch ihres Eigentumsrechtes zu begeben.

„Der Boden bleibt mein,“ erklärte die geschäftskundige Frau dem Enkel Fritz. „Übernimmt sich dein Vater, so werden die Hypothetengläubiger keine Lust verspüren, Gebäulichkeiten zu ersteigern, die auf fremdem Boden stehen. Und man wird euch einen längeren Atem lassen, um euch wieder aufzurichten.“

Friedrich Stoltenkamp aber sah nur den Erfolg. Und als im Februar der Frost einsetzte und jede weitere Bautätigkeit brachlegte, stand der neue große Schmelzbau mit der verdoppelten Anzahl Schmelzöfen und seinen hohen Essen unter Dach und Fach. Blieb auch noch vieles

in dem weitläufigen Gebäude leer, weil die Hilfsmaschinen erst entworfen und angefertigt werden mußten, so hatte Friedrich Stoltenkamp in seinem Baueifer doch schon Sorge getragen, ein schmales, einstödiges Aufseherhaus mit lustigen Dachstuben neben dem Schmelzbau aufstehen zu lassen, und nun ging er hinaus aufs Land und warb sich geschickte Tagelöhner, die bis dahin neben ihrer Feldarbeit Kleinschmiedearbeit ausgeführt hatten, um sie an Tiegel, Schmelzofen und Hammer gründlich auszubilden.

Manch ein Stück wurde ihm von ungeübten Händen verdorben. Er rechnete es nicht. Mit solchen Kleinigkeiten hatte jeder große Betrieb aufzuwarten. Und er zählte sich zu den großen Betrieben.

Und in der Gewißheit seiner erhöhten Geltung in der Bürgerschaft nahm er mehr und mehr als bisher an den städtischen Angelegenheiten teil und eilte vom Rathaus in der Stadt zu dem Schmelzbau auf dem Lande und vom Schmelzbau zum Rathaus oder in die Vereins-sitzungen. Sein Geist war so rege wie nie, und sein Planen nahm zu, je mehr die Arbeit drängte und lastete.

Zuerst erhöhte er die Größe der Tiegel. Jetzt faßte ein jeder fünfundvierzig Pfund, und die Gesamtheit ergab Güsse bis zu vierhundert Pfund. Das war doch ein Anfang. Darauf ließen sich doch Hoffnungen bauen. Jeder Nerv in ihm zog sich erwartungsvoll zusammen, wenn die Männer die Riegel von den glühenden Ofen stießen und die Zangen reckten.

Auf einem Pferdefarren wurden die gegossenen Blöcke hinausgeschafft zum Hammerwerk auf der Mühle. Aber der Hammer erwies sich zu schwach für die größeren Stücke, und die Wasserkraft hätte einen schwereren Hammer nicht zu treiben vermocht. Friedrich Stoltenkamp aber konnte

auf dem eingeschlagenen Wege nicht mehr stehenbleiben, er mußte vorwärts um jeden Preis. An die Kundschaft hatte er volltönende Ankündigungen erlassen, in denen er sich zur Lieferung gegossenen Stahls jeden Gewichtes erbot, und es war genug an Aufträgen eingelaufen. Die Aufträge mußten ausgeführt, die Kundschaft erhalten werden, koste es, was es wolle. Er schloß mit fremden Hämmern der Nachbarschaft Verträge ab, ohne die hohen Fuhrlöhne in Rechnung zu stellen. Aber die fremden Hammer Schmiede ahnten nichts von der Eigenseele des Gußstahls und reßten ihn wie Eisen. Da wurden die Lieferungen ungleichmäßig und fehlerhaft, und die Kundschaft schickte ihm große Posten zurück, ohne einen Groschen dafür zu zahlen. Der Gußstahl verlangte das Auge des Herrn.

Das Auge des Herrn aber irrte jetzt mitunter über die zunehmende Zahl der Gläubigerbriefe, in denen Zahlungsfristen gestellt oder mit Einstellung der Rohstofflieferungen gedroht wurde. Und Friedrich Stoltenkamp schnürte sie eines Tages zusammen und trug sie zu seiner Mutter.

„Ganz so schnell hatte ich dich nicht erwartet,“ sagte die alte Frau, als ihr der Sohn in dem kleinen Kontorstübchen des Kolonialwarengeschäftes schweigend das Bündel unterbreitete. „Geh jetzt an dein Werk, nimm das Kleine zuerst vor, das du schaffen kannst, und gib den Dingen kein künstlich Wachstum. Ich werde das hier inzwischen durchsehen.“

Der Alb wich, wie er gekommen war. Die Mutter wurde schon fertig mit der Last — er kannte ja die Mutter — und er selber sah die Bahn wieder frei. Freilich, von dem Großbetrieb durfte er zuvörderst nur noch träumen. Einstweilen hieß es, dem Rat der Mutter folgen und sich mit

kleineren Aufträgen über Wasser halten, bis das Wasser Tiefe genug bekam für sein Glücks- und Lebensschiff. Ah, das Leben war doch zukunftsreich.

Die Mutter aber hielt ihr bauschiges Seidenkleid noch feiner und glatter, band ihr Häubchen noch fester und bewußter über das frühgebleichte Haar, und die Bürger, die ihr ehrerbietig nachblickten, wenn sie so aufrecht über die Gasse ging, hätten es nicht geglaubt, daß diese stolze Stoltenkamp das Geld, das sie zur Zahlung der Sohneschulden brauchte, in einzelnen Talern der täglichen Ladentasse entnahm und ihr Brot oft trocken aß.

In dieser Zeit gelang es dem Düsseldorfer Münzwardein Noelle, dem Freunde einen größeren Auftrag an Stempeln für die Düsseldorfer Münze zu verschaffen, und der getreue Helfer, der schon aus vaterländischen Gründen dem deutschen Stahl den Vorrang vor dem englischen wünschte, ruhte nicht, bis sich auch die Berliner Münze zu Bestellungen bequeme und sich die Münzen süddeutscher Staaten anschlossen. Wind war wieder in den Segeln, wenn auch nur für einen bescheidenen Rahn. Aber Friedrich Stoltenkamp gedachte den leichten Wind bald zu einer steifen Brise zu steigern. Auch mit Kleinfram konnte ein großer Betrieb gefüllt werden, wenn man ihn in Massen herstellte. Und wieder kam seine unbändige Arbeitskraft hoch, und neben den Stempel-lieferungen machte er sich an die Herstellung kleiner, fertig geschmiedeter Gußstahlwalzen für Feinbetriebe und fertiger Werkzeuge für Handwerker und Kleinbetriebe. Dafür reichte auch das Hammerwerk auf der Mühle aus, nur daß jetzt der anhaltende Frost bloß einen dünnen Wasserfaden unter dem Eise durchließ und die Wege, als endlich das ersehnte Tauwetter eintrat, für den schweren Pferdefarren ganz versagten.

Der junge Frik Stoltenkamp wußte Rat. Er schirrte den Gaul als Reitpferd und befestigte die Stahlgüsse, wie sie aus dem Schmelzbau kamen, an den Steigbügeln. Und in jeder Morgenfrühe ritt er im Schritt hinaus über die erwachende Heimaterde und fand am Umboß in der Mühle den Riesen Haniel warten, der ihn samt den Stahlblöden vom Pferde hob.

„Na, nu wollen wir mal der Morgenstund das Gold im Mund ansehen,“ sagte der lange Hammerschmied und warf die Welle los. Das Umboßfeuer glühte auf dem Herd, der Hammer dröhnte und stampfte, und während der Schmied den Stahl redte und streckte, griff der junge Frik zum Handhammer und schmiedete die Stüde in Form, daß die Funken stoben, Walzen und Werkzeuge jeder Art. Die Unterhaltung aber zwischen beiden forderte Lungenkraft.

„Wie lebst du eigentlich, Haniel?“

„Wie ich leb? Gut! Und bei der Frau am besten!“

„Versteh ich nicht, Haniel. Du redest mal wieder Unsinn.“

„Unsinn? Sagst du? Un verstehst du nich? Schaff di mal so'n leder lütten Dern an, un du wirst mi wohl recht verstehn. Ed segg di dat, Frik, so'n leder lustig Fraunsmensch is forn Arbeitsmann die reinste Erholung.“

„Ich meine doch,“ lenkte Frik ab, „wie du dich so einrichtest mit Lohn und Auskommen.“

„Da frag du den lieben Gott,“ schrie der Schmied durch das Hämmergedröhn. „Dat's allein Sache vom lieben Gott, un wie der nu grad aufgelegt is, die Kartoffeln wachsen zu lassen und die Ferkel im Stall. Einmal fett, einmal mager.“

„Du siehst nicht danach aus, als ob du darben müßtest, Haniel!“ schrie der Junge zurück.

„Möchtest wohl mein Geheimnis kennen?“ lachte der Schmied durch den Funkenregen. „Also denn paß auf, Friß. Dat's also folgendes: Sind die Wochen fett, so freß ich dir wie ein Scheunendrescher un lieg wie ein Sack in der Sonne. Dat seht Kraft an, wie Speck beim Schwein. Sind die Wochen mager — tja, Friß, dann wird mich leicht wie eine Feder, un ich nehm die Frau, weißt du, rundum un sag bloß: Na, wolln mer mal tanzen? Spaß is immer dabei, ob fett, ob mager, un man muß sich die Sache nur richtig einteilen.“

Friß Stoltenkamp hämmerte schweigend einen Lohgerberfalz zu Ende und griff nach einer Feile. Er arbeitete, bis ihm der Schweiß kam, und sein Gefährte schnaubte am Redhammer. Der Mann da war also zufrieden. Und hatte acht gute Groschen Wochenlohn. Woran lag das? An der Frau, hatte der ruhige Zyklop gesagt, daß das Lachen des Wortes noch durch die Schmiede schwirrte. Und plötzlich sah er den Vater und sah die Mutter und sah den Vater Sorgen und Ängste beiseite werfen, wenn der Mutter Blumenkleid raschelte und ihre Arme sich ihm entgegenhoben: „Friedrich, bist du da? Abgespannt, Friedrich? Ach, geh her. Ein Mann wie du läßt sich nicht unterkriegen. Nun wollen wir fröhlich sein, daß wir zusammen sind, und die ganze Welt auslachen.“

Und der Vater? Friß Stoltenkamp härtete und glättete eine feine Goldschmiedwalze, bis sie glatt war wie ein Hauch. Und der Vater? Ja, der holte sich seine Spannkraft aus diesem immerwährenden Frauenfrühling, der wußte nur: so ein Kleinod darf keinen alltäglichen Mann haben. Und ob der Leib auch müde war, der Geist sprühte Funken wie der Sternenhimmel im Sommer.

Bei der ermüdenden Arbeit im Hammerwerk der öden Mühle, zur Seite des starken Haniel, lernte der junge

Frik Stoltenkamp den Wert seiner Mutter für den Vater verstehen. Und langsam spürte er, wie die Kraft ihrer Freude auch auf den Sohn hinüberglitt.

„Mutter, schöne, fröhliche Mutter — das Taschenlämpchen brennt auch bei mir.“

Als er am Abend den Gaul bestieg, um heimwärts zu traben, kam er noch einmal auf seine Frage zurück.

„Du fühlst dich also wohl, Haniel? Sag es ernsthaft. Es nußt mir.“

Der Hammerschmied hatte, die Tonpfeife im Mund, vom Mühlentor aus dem Aufsitzen des Jungen zugeesehen. Jetzt nahm er die zerbißene Röhre aus dem Mund und ließ die hochgezogenen Augenbrauen fallen.

„Dat Reiten lernst du, Frik. Dat sagt dir en altgedienter Kürassier. Aufgefessen, Schenkel an un mit dem Leib liebevoll den Bewegungen des Gauls gefolgt. Bis Mann und Pferd denselbigten Willen haben. Un dat kannst du nu getrost auch auf dat Verhältnis zwischen Herr und Arbeiter anwenden. Der Schenkeldruck muß sein wegen Erzielung des Respektes. Damit man weiß, du bis in der Hand von einem sicheren Führer. Aber auch die Rücksichtnahme muß sein auf unsere Artung und Beweglichkeit in Körper un Verstand, damit wir wissen: der oben sitzt, fühlt jeden Schritt un Tritt mit uns. Dann wird man eins und kriegt denselben Willen. Un darum sag ich dir als Tagelöhner un Hammerschmied, Frik: Ich fühl mich genau so wohl, als der Herr sich fühlt. Un geht et ihm dreckig, wie et gerade jeh den Anschein hat, so mein ich, ich säß selber im Dreck. Aber bei der Stange wird geblieben. Fett oder mager.“

Da ließ der junge Stoltenkamp dem Pferd die Zügel frei, das nach dem guten Hafertag in der Mühle in Galopp-
sprüngen über den Acker setzte. Der Wind sauste dem

Reiter um die Ohren. Schrie ihm Lieder hinein und antfeuernde Worte. In sein Hirn aber kehrte immer dasselbe Wort zurück, das der Haniel ausgesprochen hatte: „Un geht et ihm dreßig, wie et gerad jeh den Anschein hat . . .“ Gerade jeh? So fein war also das Empfinden der Arbeiterseele, daß sie die verheimlichten Sorgen des Herrn dennoch mitempfand, zur eigenen Sorge machte? Herr und Mann, jeder in seiner Art, und doch ein Leib und ein Wille. Dann mußten sich Wunder erwirken lassen, und wär der Weg ein Morast wie Erbsensuppe zäh. Ja, ja, das war wohl gut so. Aber der Mann auf der Mühle wußte schon, wie es um den Herrn stand. Er wußte es schon.

Der Junge brachte das Pferd in den Stall und schritt zu Fuß in die Stadt hinein. Großmutter wäre vielleicht hineingeritten, dachte er. Wohl gerade jeh geritten. Aber darin übertreibt Großmutter wohl. —

Und das Jahr troch dahin und wurde ein schweres Jahr. Die Aufhebung der Einfuhrzölle, die jedermann beglücken und an den Schätzen der ganzen Welt teilnehmen lassen sollte, drückte die wagemutig aufgeschossenen Industrien wieder auf den Boden zurück. Getreide und Frucht aber ließen sich billiger aus den Häfen beziehen, als sie der heimische Landmann zu bauen vermochte.

Friedrich Stoltenkamp litt am schwersten unter der Zeit. Wohl hatte er seinen Stahl durch unermüdlige Verbesserungen aus den Kinderjahren herausgebracht und die Aufmerksamkeit der deutschen Fachleute und Verbraucher auf ihn gelenkt. Aber durch den Bau der noch immer unvollendeten Fabrik und die hohen Unkosten, die das Reden des Stahls auf fremden Hammerwerken erbracht hatte, waren seine Verbindlichkeiten gewachsen und gewachsen und seine Einnahmen gefallen und ge-

fallen. Seinen heißen Lebenstraum, den Wettstreit mit dem englischen Stahl erfolgreich zu bestehen, sah er immer ferner entschwinden, ohne ihn halten zu können. Denn der englische Stahl hatte nicht nur freie Einfuhr, er hatte allerorts kapitalkräftige, feste Niederlagen, und ein Gesuch des kämpfenden Fabrikanten an die preußische Regierung, ihn in seiner vaterländischen Arbeit zu unterstützen, war höflich, aber abschlägig beschieden worden.

Und aufs neue begannen die Rohstoffherzeuger Schwierigkeiten zu machen.

Friedrich Stoltenkamp änderte seine Bezugsquellen. Er kaufte sein Eisen bald hier, bald dort, auf kleinen Hütten, bei Händlern, denen es darauf ankam, ins Geschäft zu kommen. Er kaufte, wo ihm ein Kredit eröffnet wurde, und arbeitete bei Tag und entwarf bei Nacht neue Pläne. Aber die Ungleichmäßigkeit des Rohstoffes machte sich ohne weiteres in seinem Gußstahl bemerkbar, die Stempel wurden brüchig, die Walzen sprangen, die Werkzeuge erreichten den Härtegrad nicht mehr. Die Kundschaft wurde mürrisch und schickte Klagebriefe statt Bestellungen.

Ein paarmal schon hatte Friedrich Stoltenkamp seine Arbeiter feiern lassen müssen. Das drückte ihn am schwersten. Er ging im Spätherbst über Land und besuchte jeden einzelnen. Er fand Former, Gießer und Schmiede im Bauernkittel bei der Feldarbeit. Sie hatten auf den Adern, die um ihre Häuschen lagen, die Kartoffeln aus, und die Frauen buddelten sie zusammen, füllten sie in Säcke und trugen sie auf dem Rücken heim.

„Rein gut Jahr, Poensgen,“ grüßte der Herr. „Das Wetterglas will mir nicht mehr gefallen.“

„Dat geht umschichtig, Herr Stoltenkamp,“ meinte der Angerufene, schlug seine Hacke in den Erdboden und stützte sich auf den Stiel. „Ja, wat ich sagen wollte, Herr

Stoltenkamp, haben Sie schon mal so wat von Kartoffeln gesehen? Diß wie Mannsfäuste un immer zwanzig in einem Rest. Wenn Sie nich so gut sind un mir en paar Sack abnehmen, weiß ich bei Gott nich, wohin damit. Et Schwein muß doch zu Weihnachten dran glauben.“

„Wenn Ihr mir die Kartoffeln bringen wollt, Voensgen — die Rinder schlagen eine Klinge — na, Gott sei Dank.“

„Mein ich auch: Gott sei Dank, Herr Stoltenkamp. Un die Kartoffeln bring ich morgen.“

Friedrich Stoltenkamp ging weiter. Er hatte ganz vergessen, dem Voensgen ein aufmunterndes Wort in der Hoffnung auf eine baldige Arbeitsbesserung zu sagen, und er nahm sich vor, es beim nächsten zu tun.

„Fleißig, Haniel? Beim Schweinesfüttern? Ja, die haben gute Zeit bei dem gesegneten Kartoffeljahr.“

Der Hammerschmied zog den Kopf von den dampfenden Trögen. Er strich sich das Schweinesfutter von den Händen und schüttelte den Kopf.

„Gesegnetes Kartoffeljahr? Nee, Herr Stoltenkamp, dat is nur streckenweise. Mich müssen sie gerad einen neuen Stollen unter den Acker vorgetrieben haben, dat meine Erdäpfel verschrumpelt sind wie die alten Weiber, wenn sie sich giften. Na, Herr Stoltenkamp, un davon halten wir doch alle beide nix.“

Friedrich Stoltenkamp lächelte in die Ferne. Und der Mann vor ihm gewahrte es aus den Augenwinkeln und setzte seine Rede hastig fort: „En Glück, dat ich die gute Rübenenernte hatt un überhaupt die Frau so fix die Schweinemast versteht mit Mehl un Kleie un allem Deubel, sons wären mich die Biester nich so fett geworden. Rucken Sie sich doch vor Spaß mal die Schinken an, Herr Stoltenkamp, un denn sagen Sie offen und ehrlich, ob Sie so

wat drüben im Münsterland auch nur e i n m a l haben wachsen sehen. Die ganzen Biesters sin sozusagen Schinken, un davon muß ich Ihnen einen schicken dürfen, damit sich die Frau Stoltenkamp auch überzeugt.“

Friedrich Stoltenkamp horchte auf. Das war ein Ton — ein Ton, den er schon beim Poensgen zu hören geglaubt hatte. Oder spielten ihm die empfindlich gewordenen Nerven einen Streich? Immerhin — er wollte Gewißheit haben.

„Ich komme wegen der Arbeit, Haniel. Ihr wißt schon. Die Engländer haben mir mal wieder in die Suppe gespußt, gerad als sie gar war, und die Regierung singt Gesellschaftslieder und spielt Blindfuh. Da heißt es nun für uns im Ruhrgebiet, sich in Geduld fassen. Denn auch der dümmste Minister ist nicht unsterblich, wenn auch Dummheit unsterblich macht. Ja, Haniel, deshalb bin ich hergekommen.“

„Herr Stoltenkamp,“ erwiderte der Mann, „so gewiß un wahrhaftig Ihr Besuch für mich eine Ehre is, aber wegen der Engelländer un ihrer Freunde in Berlin brauchen Sie sich den Weg nich zu machen.“

„Das weiß ich, Haniel. Aber ich kann doch nicht einfach die Feuer unter den Ofen ausblasen und euch nach Hause schicken, bis ich euch wieder brauche, um die Feuer anzublase. Habt ihr mich für einen so gemeinen Kerl gehalten, Haniel? Für so einen, der nur an den eigenen Nutzen denkt? Ich wollt euch nur sagen, daß keiner von euch glauben soll, hungern zu müssen, weil wir mal für ein paar Wochen Schicht gemacht haben. Der Lohn geht weiter und wird nachgezahlt. Und wer jezt nix hat, kann zu mir kommen. Solang ich einen Groschen hab, habt ihr die Hälfte.“

„Herr Stoltenkamp,“ sagte der Mann und trakte sich

unter der Mücke. „Sie können das bloß schöner ausdrücken als wir. Aber im Grunde meinen wir doch ganz dasselbe.“

„Was meinen wir?“ rief Friedrich Stoltenkamp erregt und wunderte sich selber, weshalb er so laut wurde.

„Ich meine, Herr Stoltenkamp,“ sagte der Mann ruhig und wandte den Blick nicht ab, „daß wir gerade so gemeine Kerls wären, wie Sie es nicht sein wollen und nicht sind und nie gewesen sind, wenn wir auch nur an den eigenen Nutzen dächten und nicht an et Werk und den Fußstahl. Sie haben uns doch auch in schlechten Zeit mit durchgeschleppt. Wenn das all keine Zusammengehörigkeit verursacht, dann könnten wir uns ja gegenseitig gerade so gut die Buxen vom Leibe stehlen.“

Friedrich Stoltenkamp sah dem Mann gerade ins Gesicht. Mit den Augen, die immer wieder aufzublitzen vermochten und in jedem Sonnenstrahlchen die Sonne sahen. „Ihr hattet recht, Haniel, den Weg hätte ich mir sparen können. Gebt mal Eure Hand her.“

„Geht nicht, Herr Stoltenkamp, es ist doch voll Schweinsfutter.“

Da haute ihm Stoltenkamp eins über die breite Schulter, und der Schmied lachte und sagte: „Faust haben Sie immer noch.“

„Nu brauch ich zu den anderen wohl gar nicht erst zu gehen, Haniel?“

„Nur wenn Sie spazierengehen wollen und die Zeit totschlagen.“

„Der Tag könnt achtundvierzig Stunden für mich haben. Na denn: Glückauf, Haniel.“

„Glückauf, Herr Stoltenkamp. An den Schinken, zum Ausprobieren gegen die Münsterländer, den vergeß ich nicht.“

„Wollt ich Euch auch nicht geraten haben!“ rief Stolten-
lamp zurück und sprang über den Straßengraben.

Es war ein anderes Wandern heimwärts, als wie er gekommen war. Sein Stoch köpfte die Disteln am Wege, und er piffte einen friderizianischen Marsch, zu dem die Füße von selber federten. Heimwärts. Die Sonne, die da fern im Ruhrtal unterging, ging morgen wieder auf. Nur der Mensch steht nicht wieder auf, der sich selber für tot erklärt. Und er spürte den Drang des Lebens wie nie in dem müde gewordenen Körper.

Da war das Thor der Stadt, in der er im Räte saß. Hei, flogen die Mühen auf den Gassen. Und da war das Haus, in dem er im Glücke saß. Hei, flogen die Arme von Gretelein, Margaretelein. „Erdrückt mich nicht! Wo sind die Kinder?“

„Bei Tisch, bei Tisch und warten auf den Raben-
vater.“

„Ich komme als der Rabe des Elias. Wie er in der Bibel steht. Was gibt's zu essen, Kinder? Mehlsuppe mit geröstetem Brot? O Eberhard, der du ein Schnäuzlein ziehst, was würdest du sagen, wenn ich dir von Schinken spräche, von Schinken, rosiger und fetter als selbst der gefeierte Münsterländer, und von faustdicken Kartoffeln, in der Schale gekocht und mit einer Speckbrühe über-
gossen, daß man die Kartoffeln darin reinweg verankern muß. Ach, da läuft selbst dem Jüngferlein Amalie das Wasser im Mäulchen zusammen.“

„Hast du wieder Arbeit gekriegt, Vater?“ fragte das Mädchen. „Lohnende Arbeit?“

„Arbeit?“ rief der Vater lustig. „Einen Schinken hab ich gekriegt und die Kartoffeln säckeweis. Saul aber zog aus, um eine Eselin zu suchen, und fand ein Königreich! Himmel, die ganze biblische Geschichte fällt mir ein.“

Frik Stoltenkamp sah den Vater verwundert an. Doch er freute sich, weil sich der Vater freute. Frau Margarete aber hielt dem Ehegatten die Hände vors Gesicht und rief: „Still! Nicht mehr! Das wird nachher eine lustige Beichte, und der Abend wird so schön, wie wir ihn gerade gebrauchen können.“

Und als die Kinder zu Bette waren bis auf den Frik, der in des Vaters Arbeitszimmer über einem Zeichenbrett hockte, schwang sich Frau Margarete auf des Gatten Schoß, drückte ihre Wange gegen die seine und fragte: „Was sagt dir mein Kopf?“

Er wußte es nicht und suchte ihren Mund.

„Er sagt dir, daß ich einen Mann habe, der besser ist als alle Männer und tausendmal gescheiter. Und daß ein so gescheiter Mann sich keine Sorgen um den Haushalt machen soll. Und was sagt dir mein Herz?“

Er suchte mit der Hand ihr Herz, und die Hand lag ganz still.

„Es sagt dir, daß es dich über alle Maßen liebhat, Friedrich, und daß selbst der Guckstahl daran nichts ändert.“

„Du —!“ sagte er. „Du — du — —“

Und sie zog seinen zergrübelten Kopf an ihre Brust und hielt ihn ganz fest, bis der letzte Sorgengedanke daraus verschwunden war. „Wenn wir uns nur liebhaben,“ murmelte sie mit dem Mund in seinem Haar. Und dann waren sie beide wie in einem Märchen. — —

Der Winter kam mit frachendem Frost und mit schütten-dem Schnee, und die weiten Felder lagen wie unter einem einzigen dicken weißen Wollenflausch, aus dem sich die vereinsamten Essen der Gruben und Zechen wie gespensterhafte Schneemänner hoben. Friedrich Stoltenkamp hatte im Schmelzbau die Öfen anzünden lassen. In dieser harten Zeit sollten seine Arbeiter nicht frieren

und daheim die erworbene Geschicklichkeit verlieren. Er ließ den Gußstahl auf Vorrat gießen, bis sein Lager an Roheisen geräumt war und er in dem leeren Schuppen stand.

Die Arbeiter hielten sich zurück. Sie taten, als ob sie bald hier, bald dort zu schaffen hätten, um dem Herrn das Gefühl der Leere und Stille zu nehmen, und einer unterrichtete den anderen in der Handhabung der eigenen Werkzeuge. Friß aber saß und studierte die Geschäftsbücher, die ihm der Vater übergeben hatte.

Friedrich Stoltenkamp hob den Kopf. Er hob ihn wie spähend. Und er übersah mit einem Blick die künstliche Geschäftigkeit seiner Leute und das zwecklose Studium des Sohnes. Und plötzlich fiel eine Mutlosigkeit über ihn her, die alle zähen Hoffungskeime ertöten wollte. Leisen Schrittes, wie ein tief Beschämter, verließ er das Haus und ging mit fröstelnden Schultern zur Stadt und durch die Gassen und spähte doch wiederum, ob die Mützen flögen wie sonst, und die Mützen flogen nicht oder wurden nur mürrisch gerückt. Das aber beugte ihn am meisten.

Eine Zeit der heftigsten seelischen Schwankungen kam über ihn. Jedes gute Wort, das ihm ein Geschäftsfreund spendete, griff er begierig auf, jeder schräge Blick, den er auf der Straße gewahrte, warf ihn zurück. Oft erhob er sich des Nachts, von neuen Plänen und Entwürfen bezaubert, und saß bis in den dämmernden Morgen am Zeichenbrett. Dann eilte sein scharfer Geist der Zeit wie so oft um ein Stück voraus, und er erfand auf dem Papier Werkzeugmaschinen und Hammervorrichtungen von verblüffender Eigenart und Einfachheit, daß ihm die Brust vor Jubel wogte. Und wenn er am nächsten Tag die Berechnungen aufstellte und fand, daß ihm selbst zur Verwirklichung nur einer einzigen der Erfindungen jedes

Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 5

Geld und jeder Kredit fehlte, stürzte er aufs neue in den Schacht dumpfer Gefühllosigkeit.

Nur Frau Margarete durfte in diesen Stunden bei ihm sein. Ihre mädchenhafte Liebe, ihr bräutlicher Stolz auf den erwählten und auserwählten Mann gab ihm den letzten Halt. „Friedrich, dummer Friedrich,“ sagte sie an seinem Hals, „die Welt hat den Schaden davon, nicht du.“

Die Kinder spürten den Druck am wenigsten. Dafür sorgte die Mutter durch eine gründliche Einteilung des Tagewerks. Nie wurden die Schulaufgaben gewissenhafter gemacht. Die Mutter huschte in ihrem Rauscheröschchen durch die Stuben, aber ihr lächelnder Blick sah alles. Und wenn die alten Klassenkameraden zu ihrem ernstesten Jungen, dem Fritz, kamen, um mit dem Frühgereiften ihre Ansichten zu tauschen über Lebensberuf und große Laufbahnen, fand sich immer noch ein Gebäck oder ein Butterbrot, um es den ewig Hungrigen hinaufzusenden und sie ans Haus zu fesseln.

Frau Jodokus Stoltenkamp saß indes in ihrem kleinen Geschäftskontor hinter dem Kolonialwarenladen und rechnete. Und jedesmal, wenn sie einen Kunden bedient und die Ladentür sich geschlossen hatte, kehrte sie zu ihrer Rechenarbeit zurück. An dem schrägen Schreibpult saß die einsame Frau und zog aus Büchern und Schriftstücken Zahlen um Zahlen aus, bis sie einen Strich unter die Reihen setzte und langsam zusammenzählte. Ihr weißer Kopf hob sich. Ihr Blick suchte ein Bildchen an der Wand, den Schattenriß ihres längst Verstorbenen, des Mannes, der ihr in Sorgen allzufrüh ergrautes Haar bemerkt und es als eine Beleidigung betrachtet hatte. Sie sah auf das Bild, und ihr Mund war hart wie eine Linie.

„Abrechnung, Jodokus,“ sagte sie. „Du hast sie nie gemacht. Es war dir zu krämerhaft. Aber ich habe sie

heute gemacht. Im Namen der Stoltenkamps, die da kommen, und an die du nie gedacht hast. Da liegt sie, die Abrechnung. Und wenn ich zu den Stoltenkampmännern gehörte und nicht zu den Stoltenkampfrauen, würde ich denken wie du, und für den Friedrich gäb's noch eine Herrenstunde und für den Friß und die anderen den Bettelsack."

Noch einmal glitt ihr Blick über die Zahlenreihen und die Summe unter dem Strich. Dann erhob sie sich und strich ihr Kleid glatt.

"Dem Friedrich ist nicht mehr zu helfen. Und wenn ich alles ausschüttete. An den Kindern aber wär's ein Verbrechen, und den Kindern gehört die Zukunft."

Einen Augenblick lehnte sie noch an dem schrägen Schreibpult. Es arbeitete in dem faltigen Gesicht. Dann schrillte die Ladenklingel, und sie nahm ihre aufrechte Haltung an und schritt ruhig in den Laden, um den Kunden zu bedienen. — —

Auch in diesem Jahre zeigte der Kalender den Frühling an, und die Natur folgte ihm, wenn auch ein wenig widerstrebend. Tag für Tag ritt der junge Friß Stoltenkamp mit den Stahlblöcken an den Steigbügeln durch die verschlammten Feldwege nach der Mühle, und was im Winter an Gußstahl im Vorrat gegossen war, wurde im Frühling an Stempeln, Walzen und Werkzeugen aller Art im Vorrat verarbeitet. Friedrich Stoltenkamp aber zeigte sich weder im Schmelzbau noch im Hammer mehr. Er wartete auf das Ungewisse. In dumpfer Gefühllosigkeit wartete er, bis es Gewißheit wurde.

Sein Stadthaus wurde der öffentlichen Versteigerung ausgesetzt. Die Gläubiger hielten sich für einen Bruchtheil ihres Guthabens schadlos daran, da der Verkauf der Fabrikanlagen ohne den dazugehörigen Grund und Boden

zwecklos gewesen wäre und nur der Anfang endloser Prozesse. Die alte Frau im kleinen Kontorstübchen hatte richtig gerechnet.

„Nun geht's aufs Land,“ sagte Frau Margarete zu ihrem teilnahmslos gewordenen Mann. „Die Landluft hat dir gefehlt. Ihm wirfst du wieder rote Baden und das rasche, rote Stolttenkampblut bekommen.“ Und sie packte zusammen, was sie an Ausrüstungsgegenständen mit in die Ehe gebracht hatte. Ein paar Pferdefarren genügten, um es aufzunehmen. Und an einem Abend spät, als die Bürger in den Betten lagen und der Nachtwächterspiß längst den Laternenlöscher gemeldet hatte, machten auch sie sich auf den Weg. So hatte es Friedrich Stolttenkamp gewollt. Er fürchtete sich vor dem Licht. Man sollte nicht sehen, daß er krank sei. Er ertrug kein Mitleid.

Denn noch wähnte seine vornehme Seele, daß es für einen Niedergebrochenen Mitleid gäbe.

In dem kleinen einstöckigen Haus mit den lustigen Dachkammern, das einst so stolz als Aufseherhaus neben dem Schmelzbau errichtet worden war, wurde das neue Heim notdürftig hergerichtet. Ein Arbeitszimmer für den Vater, die Wohnküche für die Familie, das Schlafzimmer für die Eltern und je eine Dachstube für jedes der Kinder. Friedrich Stolttenkamp ging hindurch. Er gewährte die Blumen, mit denen Frau Margarete die Tische geschmückt hatte, und seine Hände krampften sich zusammen.

„Glückauf, Friedrich.“

„Daran glaubst du noch, Margarete?“ Er wandte sich errötend ab.

„Du hast es mich so gelehrt. Darauf leb ich und sterb ich. Und nun sag ich erst recht: „Glückauf.“

Aber das Glück für Friedrich Stolttenkamp ließ sich nicht mehr berufen. Es war der erste Morgen im neuen

Heim, die Kinder waren frühzeitig zur Schule, denn der Weg war weiter, und der junge Friß war längst zum Hammer hinausgeritten. Friedrich Stoltenkamp stand unbeweglich hinter dem kleinen Fenster seines Arbeitszimmers und starrte auf den Schmelzbau. Stunde um Stunde.

Ein Bote kam vom Rathaus und überbrachte ein Schreiben. Friedrich Stoltenkamp öffnete es gleichgültig und las, daß er aus der Liste der steuerpflichtigen Gewerbetreibenden gestrichen sei. Er nickte nur dazu. Wozu sollte man noch miteinander Verstecken spielen. Und am späten Abend kam ein zweiter Bote vom Rathaus und überbrachte ein neues Schreiben. Ein wenig verwundert war Friedrich Stoltenkamp, als er es entgegennahm. Nun gab es doch nichts mehr zu erledigen. Oder hatten sie doch noch Ansprüche zu stellen in der Stadt? Seine Neugier wurde rege. Eine leise Hoffnung glomm in ihm auf. Man entbehrte ihn im Rat. Man rief ihn. Mit einer hastigen Bewegung öffnete er und las. Das Bürgerratsmitglied Friedrich Stoltenkamp wurde infolge seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse aufgefordert, seine städtischen Ehrenämter niederzulegen und auszuscheiden. Lautlos sank er in sich zusammen und rollte neben seinem Arbeitstisch auf den Fußboden . . .

Frau Margarete fand den Ohnmächtigen auf. Sie tat keinen Schrei. Ganz sacht nahm sie das Papier aus der erschlafften Hand, las es und zerriß es in winzige Fetzen. Dann holte sie ihr Fläschchen Melissengeist aus dem Busen, kniete nieder und rieb dem Daliegenden mit den lebenweckenden Tropfen Stirn und Schläfen. Ein paarmal horchte sie hinaus. Es kam doch keiner? Keins von den Kindern? Aus der Dachstube tönte der gleichmäßige Schritt des Ältesten, der die englische Sprache

erlernte. Die Jüngeren schliefen. Da war Frau Margarete beruhigt, beugte sich in der Einsamkeit aufs neue mit ihrem Gläschen über den geliebten Mann und brachte ihn endlich wieder zu sich.

„Bist du bei mir, Margarete?“

Sie beugte sich so tief über sein Gesicht, als müßte sie ihm jedes Wort auf den Mund küssen.

„Ich bin bei dir, Friedrich, und werde jede Stunde bei dir sein.“

„Dann ist es gut,“ seufzte der Mann und wollte das Gesicht schlaftrunken zur Seite wenden.

Sie schob ihm die flachen Hände unter den Kopf und richtete ihn auf. Wie blaß er war, und die Stirn wie verheert von den heißen Streifzügen der Gedanken.

„Nun hast du mich so oft zu Bett gebracht in all den Jahren,“ sagte sie und fand ein Lächeln für seine verwunderten Augen, „daß du es dir auch einmal von mir gefallen lassen mußt. Leg nur den Arm um meinen Hals. Du bist wohl vor Müdigkeit vom Stuhl geglitten, Mann. Siehst du, ich habe Kraft. Ich kriege dich hoch. Und nun wollen wir gehen und ausschlafen.“

„Ausschlafen,“ lallte er ihr nach, die Arme um ihren Hals. Und sie straffte in ihrem feingliedrigen Körper alle Kräfte zusammen und schlang den Arm fest um seinen Leib und brachte ihn, Schritt für Schritt, in die Schlafkammer hinüber und zu Bett.

„Bist du bei mir?“ seufzte er noch einmal und tastete auf der Decke nach ihrer Hand.

Da schmiegte sie ihren warmen Körper ganz dicht an den seinen und breitete die Arme um ihn wie um ein krankes Kind. Friedrich Stoltenkamp schlief ein. Seit Jahren hatte er nicht so ruhig geschlafen.

Frau Margarete aber wachte die ganze Nacht hin-

durch. Kein Atemzug entging ihr, den sie nicht prüfte. Sie wollte keinen Arzt an seinem Bette, wenn es nicht die Notwendigkeit erforderte. Keiner sollte ihren stolzen, heiteren Friedrich Stoltentkamp als Kind sehen. Keiner! Erst sollte er wieder Herr seiner selbst sein, Herr seiner armen, gemarterten Sinne.

Als die erste Dämmerung kam, hörte sie Fritz sich erheben. Der Junge machte behutsam wie immer, um keinen im Hause zu stören. Wie wohl das tat, den Jungen in seiner Sorgsamkeit belauschen zu können. Jetzt kam er leise die Stiege herab. Jetzt holte er sich aus dem Küchenschrank einen Topf Milch und schnitt das Brot. Jetzt räumte er das gebrauchte Geschirr auf den Küchenstein und schritt unhörbar fast hinaus. Nun vernahm sie eine Weile nichts mehr von ihm. Bis ein vorsichtiger Hufschlag über den Fabrikhof klappte und sich draußen auf dem Feldweg verlor.

Wieder gingen zwei Stunden hin. Die Morgensonne strich breit und lustig an den Fenstervorhängen her. Da zeigte von den Dachstübchen her ein Trappen, Rücken und Schieben an, daß Amalie und Eberhard sich für den Schulgang rüsteten. Heute bekamen die Kinder keinen Morgenkaffee. Sie konnte den Schlafenden nicht aus den Armen lassen.

Amalie kam als erste die Stiege hinab und betrat die Wohnküche. Sie staunte, daß sie die Mutter nicht vorfand, und näherte sich horchend der Kammertür. „Amalie,“ rief Frau Margarete leise. — „Ja, Mutter?“ — „Vater schläft noch. Nehmt die Milch und das Brot. Auf Wiedersehen, Kinder.“

Dann waren auch die Kinder gegangen, und in dem kleinen Arbeiterhaus war Frau Margarete mit ihrem Kranken allein. Keiner, keiner hatte von dem Zusammen-

bruch erfahren. Auch die Kinder nicht. In ihn geschmiegt lag sie, wie sie die ganze Nacht gelegen hatte. Ihre Arme waren gelähmt. Ihre Sinne horchten und horchten.

Um die zehnte Morgenstunde erwachte Friedrich Stoltenkamp und sah die Augen seiner Frau über sich.

„Mein Gott,“ sagte er staunend, „habe ich in deinen Armen gelegen? Du Armste, du. Aber es hat gut getan.“

Da lachte Frau Margarete aus tiefstem Herzen.

„Nun willst du wohl Morgentaffee? Warte, ich foch ihn schnell!“ Und sie schlüpfte aus dem Bett.

„Aufstehen will ich, aufstehen.“ Er richtete sich auf und fiel in die Kissen zurück. „Was ist denn das, Margarete? Ich habe wohl schlapp gemacht? Ja, was war denn nur — gestern abend?“ —

„Liegenbleiben. Gehorsam sein,“ gebot Frau Margarete. „Du hattest einen Zettel in der Hand, den ich aus Zorn vernichtet habe. Es genügt, daß die Schreiber des Zettels allein an ihrer Torheit tragen. Du stehst turmhoch darüber. Hörst du: turmhoch. Und die Kinder wissen nichts. Nur du und ich. Wie es sich gehört.“

Sie stand im Nieder und weißen Röschchen, hob die schönen nackten Arme und kämmte und flogt hastig das Haar. Seine Augen folgten ruhig ihren Bewegungen. Dann sagte er leise: „Ich danke dir sehr.“

„Ich zieh mich später fertig an,“ rief sie über die Schulter und huschte hinaus. Er hörte sie am Herd hantieren und wartete ganz ruhig. Er hatte plötzlich so viel Zeit, zu warten. . . .

Friedrich Stoltenkamp stand nicht wieder auf. Es war, als ob seine überspannten Kräfte nur darauf gewartet hätten, durch Gewalt auf ein Lager hingestreckt zu werden, um langsam auszulöschen. Nichts anderes konnte auch der Arzt feststellen als eine völlige Erschöpfung. Schmelz-

bau und Hammerwerk lagen in einem fernen Nebel. Friedrich Stoltenkamp verwandte keinen Gedanken mehr darauf. Nur, was ihm dicht vor Augen stand, nahm sein Denken in Anspruch. Seine Frau — und ihre Liebe. Und ob er ihr genug gethan. Auch er. —

Die Kinder gingen auf den Zehenspitzen, wenn sie zu Hause waren. Sie wußten aus ihren Kinderkrankheiten, wie gut es tat, wenn die Mutter sorgte. Nur Fritz sah mehr. Er sah, daß die Mutter nicht gestört sein durfte in ihrem Tun, weil sie dem Vater — den Abschied verschönen wollte. Und schweigend nahm er der Mutter jede Arbeit aus der Hand, denn eine Magd war nicht mehr im Hause, zündete in der Frühe das Herdfeuer an, holte Lebensmittel aus der Stadt herein, war zu jeder Minute, die ihm die Fabrik freiließ, zur Stelle. Nur zuweilen tauschten Mutter und Sohn einen langen Blick. Sie verstanden sich wortlos.

Friedrich Stoltenkamp wußte, daß er sterben würde. Der Gedanke machte ihn nicht bange. Oft, wenn er seiner Frau nachblickte, wie sie, nur für ihn, im Zimmer waltete, Blumen auf die Fensterbank trug und jedem lustigen Sonnenstrahl den Vorhang öffnete, lachte er heimlich in sich hinein. O du, dachte er, Liebe, Süße, du willst dich aufopfern, aber ich werde mich heimlich davonmachen. Blühen sollst du, blühen, blühen.

Einmal kam der alte Stadtpfarrer heraus, bei dem Amalie zur Konfirmationsstunde ging. Er hatte von seiner Schülerin über das seltsame Befinden des Vaters gehört und sich sein Teil gedacht. Er fand, was er vermutet hatte, und saß lange am Bett des immer noch geistig so Regsamen und sprach mit dem Erfreuten über irdische und himmlische Dinge.

„Religion,“ sagte Friedrich Stoltenkamp, als ob er sich

das Wort erst zurechtlegen müßte, „Religion ist bei der Mehrheit die Furcht vor der Todesstunde. Der Mensch kann nicht einsam sein. Sein Anlehnungsbedürfnis treibt ihn, sich seinen Gott zu schaffen mit den vielen Tausenden. Und doch wird Gott immer nur das Erleben des Einzelnen sein.“

„Wurde Ihnen dies Erleben?“

Friedrich Stoltenkamp schwieg. Seine Frau ging leise aus dem Zimmer, und er sah ihr mit großen Augen nach.

„Mir wurde es,“ sagte er mit tiefem Atemzug. „Mir wurde es überreich.“

Der alte Stadtpfarrer drückte ihm die Hand. Er hatte den Blick bemerkt und war zufrieden. „Ich komme wieder,“ versprach er, „und ich schicke auch einmal meinen Vikar.“ Denn er dachte, es könne für seinen jungen, allzu eifrigen Gehilfen von Nutzen sein, einmal einen Sterbenden — fröhlich zu sehen.

Und der Vikar kam und saß am Bette Friedrich Stoltenkamps, der den Eifernden staunend betrachtete.

„Wie wir sündigen Menschen in Gottes Wald hineinrufen, so ruft er heraus. Gott läßt sich nicht spotten. Er will, daß wir ihn bei Lebzeiten suchen und in sein Haus kommen, damit er uns in unserer Sterbestunde sucht und in unser Haus kommt. Sie aber haben den Stein der Weisen gesucht, und es blieb Ihnen nichts. Gehen Sie in sich, Herr Stoltenkamp. Nicht das bißchen Geld zum letzten Gang blieb Ihnen. Wie wollen Sie in den Schoß der Erde kommen.“

Immer erstaunter hatte Friedrich Stoltenkamp zugehört. Jetzt spielte der alte Schalk um seine Lippen.

„Ich verlaß mich,“ erwiderte er schmunzelnd, „ich verlaß mich auf die Vorschriften der städtischen Polizei.“

Ich habe sie — selbst mitentworfen, Herr Vikar, als ich noch — im Bürgerrate saß. Drei Tage darf ein Toter im Hause sein. Bei Strafe — nicht länger.“

„Herr Stoltenkamp!“ rief der Vikar und erhob sich drohend.

„Die Polizei — duldet's nicht.“

Und der Sterbende drehte sein fröhlich Gesicht zur Wand und kehrte dem Verdugten den Rücken.

An dem Tage, an dem sein ältester Sohn sechzehn Jahre alt geworden war, starb Friedrich Stoltenkamp.

In der Frühe hatte die Mutter Frik zum Vater gerufen. Der lag mit einem ganz schmalen, vergeistigten Gesicht in den Kissen und winkte dem Sohn mit den Augen zu. Frik spürte das Wasser an den Wimpern, als er sich über ihn beugte, aber er hielt sich tapfer. Und Friedrich Stoltenkamp tastete nach der arbeitsharten Hand seines Jungen.

„Glückauf, Frik,“ sagte er mühsam. „Führ's vorwärts. Grüß die Leute. Auf dich ist Verlaß.“

Er konnte nicht weiter. Die Worte kamen wie gehäcft. Und Frik Stoltenkamp sah dem Vater mit aller Willenskraft fest in die Augen, beugte sich tiefer und küßte den Sterbenden auf die hohe, schneeweiß gewordene Stirn.

„Ich versprech's dir, Vater. Und auch der Mutter. Sorg dich nicht.“

Er richtete sich auf und drückte die schwankenden Knie durch. Und da er in den Augen der Mutter ein leises Warten las, nickte er dem Vater mit zusammengebißnen Zähnen und einem langen, leuchtenden Blick noch einmal zu und ging.

Frau Margarete saß neben dem Bette, und es war ganz still in dem Zimmer. Die Minuten rannen, und sie

wußte nicht, ob eine Stunde vergangen war oder mehr. Da bewegte der Sterbende die Lippen, und Frau Margarete schob ihm weich den Arm unter den Kopf und sah ihm erst auf die Augen und dann auf den Mund.

„Margarete,“ sagte der Sterbende, und die Worte flatterten wie ein Hauch, „bist du wirklich — wirklich ein wenig glücklich — mit mir gewesen?“

„Nein, Friedrich, nicht ein wenig. Über alle Maßen. Leib und Seele sind bei dir glücklich gewesen. Denn dein Herz und dein Verstand haben immerzu nur gegeben und gegeben. Reicher kann eine Frau nicht werden.“

„Margarete,“ begann der Sterbende noch einmal nach einer versonnenen Weile, „ich wollte dir nur sagen — daß ich doch — ein Glückskind — gewesen bin. Ich hatte — die rechte Frau, die nicht fragte und — immer nur glaubte. Das hat — so gut getan. Leute wie ich — brauchen das und viel — viel Frauenliebe. Damit hast du mich — aus dem Strom — immer wieder wie in einen Hafen — hineingezogen. — Ich hab dir viel — zu danken — viel zu danken. . .“

„Ich lieb dich heute wie am ersten Tage, Friedrich, und kein Tag war anders.“

„Dann ist's gut — Margarete. Dann soll wohl — alles andere — einerlei sein.“

Er schloß die Augen und bewegte in ihrem Arm den Kopf auf ihre Brust zu. Ganz sacht schob sie ihn tiefer in ihren Arm. Und als er die Wärme und Weiche spürte, kuschelte er sich hinein wie ein Kind, streckte sich, lag ganz still und schlummerte in ihrem Arm hinüber. An dem Herzen seiner Frau, die sein wirres und kühnes Wesen allein verstanden hatte, löschte er aus.

Da ließ Frau Margarete zum erstenmal seit seinem

Niederbruch ihren Tränen freien Lauf, und das Antlitz des Toten war wie von einem Schleier bedeckt. —

Draußen hörte sie die Kinder flüstern. Da bettete sie das Haupt des Toten in die Kissen, trocknete ihm Gesicht und Hände, strich ihm mit ganz langsamer Bewegung das Haar zurecht und ging, die Kinder zu holen.

Eberhard stürzte zuerst herein, sah das regungslose Gesicht des Vaters, schlug die Hände vor die Augen und taumelte, wilde Schmerzensschreie ausstoßend, auf einen Stuhl. Leise und unaufhaltsam vor sich hinweinend, stand Amalie neben ihm. Und Fritz kam hinter ihnen drein, blaß bis in die Zähne, aber mit allen Kräften bemüht, die Haltung zu bewahren. Er ging auf die Mutter zu und ergriff ihre Hand.

Und diese männlich feste Hand gab auch Frau Margarete die wankende Haltung wieder.

„Kinder,“ sagte sie, „wir wollen ein Vaterunser für unseren lieben Toten beten. Er war ein Auserwählter, Kinder. Das wollen wir nie vergessen.“ Und sie stand mitten zwischen den Kindern und sprach das Gebet.

Fritz legte dem immer noch fassungslosen Bruder Eberhard die Hand auf die Schulter und führte ihn freundlich hinaus. Schwester Amalie folgte auf den Fußspitzen. Und Fritz Stoltenkamp kehrte mit einem bittenden Blick zur Mutter zurück.

„Mutter,“ bat er und dämpfte die Stimme, „nun nimm du die paar Tage, die wir den Vater noch unter unserem Dach haben, als deine Feiertage. Hörst du, Mutter? Ganz allein für dich. Ich gehe jetzt und Sorge für alles, was nun besorgt werden muß.“

Und er ging zunächst hinüber in den Schmelzbau, um es den Leuten mitzuteilen und einen Mann zur Mühle hinauszuschicken, der es dem Haniel sagen sollte. Und

die Leute ließen ihr Arbeitsgerät sinken und hörten ihn schweigend an, zogen schweigend ihre ruhigen Rittel aus, wuschen sich die Hände und zogen schweigend ihre Straßenjacken über. Sie warteten noch auf den Hammerschmied, und als Haniel in eilemdem Schritt über die Felder gekommen war, schritt das kleine Häuflein über den Hof, betrat das Häuschen und pochte sacht an die Kammertür. Auf einen leisen Zuruf öffneten sie die Tür und gingen hinein, nickten schweigend Frau Margarete zu und standen mit mahlenden Kiefern am Bette des Toten. Lange war nichts zu vernehmen als das Rascheln der Mützen, die sie unablässig in den schweren Händen drehten. Dann sagte der Hammerschmied Haniel aus tiefer Brust: „Er war ein Meister.“

Und der Schmelzer Poensgen sprach: „Das war er. Und eine Seele von Mensch.“

„Das walte Gott,“ murmelten die anderen, und nach einem festen Abschiedsblick auf ihren toten Herrn wandten sie sich um, reichten, einer hinter dem anderen schreitend, schweigend Frau Margarete die Hand und schritten aus dem Sterbehaus in den Schmelzbau und zu ihrer Arbeit zurück.

„Hast du es gehört, Friedrich?“ sagte Frau Margarete, als sie gegangen waren. „Deine Leute haben dich begriffen. Nun brauchst du dich um keinen anderen Nachruf mehr zu sorgen, Friedrich. Der hält stand.“

Fritz Stoltenkamp hatte inzwischen die Stadt erreicht, hatte den Tod des Vaters auf dem Rathaus gemeldet und beim Pfarrer und dem Totengräber, war am Posthaus vorgegangen, um den Postillion zu bitten, die Todesnachricht dem Münzwardein Noelle in Düsseldorf zu überbringen, und hatte dann die Großmutter aufgesucht.

Gesäß nahm die Weißhaarige den Bericht entgegen.

Nur ihr Blick schien irgendwo in der Ferne zu schweben, dem gleitenden Schatten des Sohnes nach. Und dann schritt sie langsam zu den Ladenfenstern, legte die Schutzläden vor, verschloß die Thür und verließ mit ihrem Enkel durch die Hofthür das Haus.

Noch immer saß Frau Margarete bei ihrem Toten, als die Großmutter eintrat. Sie erhob sich sofort und bot der Älteren den Stuhl. Und Frau Jodokus Stoltzenkamp saß neben ihrem Sohn und legte seine kalte Hand in ihre harten Hände und sprach kein Wort. Aber sie saß so lange, daß Frau Margarete wohl empfand: es ist eine Zwiesprache, die die Mutter mit dem Sohne hält, und sie gibt ihm für manches im Leben Unausgesprochene die Erklärung.

Als Frau Jodokus Stoltzenkamp sich nach einer langen Weile zu ihrer Schwiegertochter wandte, war die herbe Strenge um ihren Mund geschwunden. „Margarete,“ sagte sie, und die Angeredete wunderte sich, wie weich der Ton aus diesem Munde kommen konnte, „er steht mit einem Fuß noch in der Vergangenheit, die für ihn nicht mehr hätte leben sollen, und mit einem Fuß schon in der Zukunft, für die die Menschen noch nicht lebten. Möge der Fröh die Erfüllung werden. Das ist in seinem Sinne.“

„Ja, Mutter.“

Und die alte Frau ging hinaus zu den Kindern, strich jedem über den Kopf und ging in ihrem aufrechten Gang zur Stadt zurück und in ihren Laden, dessen Thür und Fenster sie wieder dem Tage öffnete. —

Drei Tage lag Friedrich Stoltzenkamp aufgebahrt in dem kleinen Haus, das er einst so stolz zum Aufseherhaus seines Werkes bestimmt hatte. Seine Frau und sein Ältester hielten abwechselnd bei ihm die Totenwacht. Und am Morgen des vierten Tages nagelte der Tischler

den Sargdeckel zu. Draußen rauschte ein warmer Sommerregen in Strömen nieder und wuchs zu einem Landregen aus.

Der alte Stadtpfarrer war trotz des Regens gekommen. Er stand wartend auf dem Hof, und von seinem Regenschirm troff das Wasser auf seinen Ornat. Neben ihm harrte der Münzwardein Noelle aus, der die Nachtpost von Düsseldorf benutzt hatte, und der Vetter Grote war auch erschienen trotz des noch nicht gutgemachten Auftritts in seinem Hause und hatte seinen Sohn Walter mitgebracht, der gleichen Alters wie Friß Stoltenkamp war. Sonst aber war keiner gekommen aus dem großen Verwandten- und Freundeskreis von einst.

Friß Stoltenkamp hatte damit gerechnet. Aber er freute sich, als er seine fünf Schulkameraden anrücken sah, die nun auch schon lange ihre Laufbahn erwählt hatten: Max Schlechtendahl, den Buchhändlerlehrling, Karl Schulte und Robert Hüttemann, die im Eisen- und Kohlenfach lernten, Jan Kröger, der bei einem Malermeister stand, und Felix Moldenhauer, auf Urlaub aus seiner Düsseldorfer Garnison.

Die Arbeiter, sieben an der Zahl, standen zu einem Häuflein der Tür am nächsten. Friß Stoltenkamp trat zu ihnen. „Ihr seid sieben, ich bin der achte. Wir Arbeiter der Firma Friedrich Stoltenkamp werden es uns nicht nehmen lassen, den Sarg des toten Herrn zum Friedhof zu tragen. Haniel, Poensgen, Frowein — und ich. Wir vier machen den Anfang.“

„Jawoll, Herr Stoltenkamp.“

Eine Sekunde horchte Friß Stoltenkamp auf. Nie hatten ihn die Leute anders als beim Vornamen gerufen. Dann betrat er mit den dreien das Sterbezimmer. „Mutter, wir sind soweit. Wenn du jetzt willst?“

Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 6

Einen Schritt trat Frau Margarete zurück. Sie ließ den Sarg nicht aus den Augen. Die beiden jüngeren Kinder hatte sie rechts und links an der Hand. Und die Großmutter stand aufrecht hinter ihr.

„Ungefahrt,“ befahl Fritz Stoltenkamp mit unterdrückter Stimme. Die Bahre schwannte empor. Einen der Vordergriffe hielt Fritz Stoltenkamp in der Faust. Und vor dem Haus setzten sich die vier in gleichmäßigem Schritt in Bewegung, und neben jedem Schritt der Begleitmann zum Auswechseln.

„Nanu?“ knurrte Wilhelm Grote und puffte seinen Sohn an. „Das ist doch der Fritz? Schwerebrett, der Sohn trägt seinen Vater.“

„Guter Schlag,“ bewunderte der Sohn.

„Und ob das guter Schlag ist, Junge. Ich kenne seine Handschrift.“

Auf dem Gesicht des Münzwardeins Noelle aber blieb auf dem ganzen Weg ein so strahlender Ausdruck, als ob es zu einer Hochzeit und nicht zu einem Friedhof ginge. Er fühlte, seine Freundschaft war bei den Stoltenkamps an die rechten Männer gekommen.

Über die Felder schwebte der Sarg, über die Felder, in deren Schoß die Kohle und das Eisen wuchs, die Freunde des Toten. In die Stadt bog er ein, in der die Menschen sich scheu an die Häuser drückten, die Menschen, die den Toten heute wieder grüßten, weil sie den lebenden Sohn gewahrten, der mit seinen Leuten selber die Bahre trug. Und weiter ging es zum Friedhof hinaus, und im strömenden Regen folgte das Trauergeleit wie ein schwarzer, fest zusammengeballter Knäuel. — — —

Die Trauergäste hatten sich verabschiedet. „Sie wissen, Fritz Stoltenkamp, daß ich immer für Sie zu haben bin,“ hatte der Münzwardein Noelle gesagt, und der Oheim

Grote hatte wie er dem Neffen die Hand geschüttelt und geäußert, daß er sich wohl in den nächsten Tagen wieder einfinden würde. Die jüngeren Kinder saßen in der Bohnküche und aßen einen schnell bereiteten Haferbrei. Friß Stoltenkamp war mit Mutter und Großmutter im Arbeitszimmer des Vaters allein.

Frau Jodokus Stoltenkamp hatte ein Schriftstück vor sich entfaltet mit Namen und Zahlen. „Eine lange Vorbesprechung ist nicht vonnöten,“ äußerte sie in das lastende Schweigen hinein. „Die Zahlen hier reden für sich. Es sind lauter unbestreitbare Forderungen an die Firma Friedrich Stoltenkamp. Die meinen sind nicht darunter. Sie sollen nur — was Gott verhüten möge — für den Letztfall heran, um gegen die anderen die Waagschale zu halten. Die Frage ist: Wollt ihr die Forderungen übernehmen, oder — oder —“

„Sie können sich das Wort ersparen, Mutter,“ sagte Frau Margarete. „Der Letztfall — das wäre also der Bankrott. Und Sie äußerten vorhin selbst: ‚was Gott verhüten möge‘. Gott wird es verhüten und unsere Arbeit. Sag du, Friß.“

„Es ist nicht darüber zu reden, Mutter.“

„Sie hören es, Mutter.“

„Gut,“ erwiderte Frau Jodokus Stoltenkamp, „ich hatte es auch nicht anders erwartet. Der erste Schritt der Firma muß Vertrauen erwecken. Und wenn die Lieferanten erst das Vertrauen gewonnen haben, werden sie mit sich reden lassen. Wer soll die Firma zeichnen?“

„Mein Sohn Friß für mich,“ sagte Frau Margarete, als sagte sie etwas Selbstverständliches.

„Er ist eben sechzehn, Tochter. Sein Wille ist stark, aber die Schultern sind noch jung. Wird er die Last tragen können? Es ist die Last einer ganzen Familie, die

er auf sich nehmen soll. Die Verantwortung ist riesengroß, Margarete."

Margarete Stoltenkamp sah den Sohn an, und der Sohn die Mutter.

"Wirst du es können, Friß?"

"Frage die Arbeiter, Mutter."

"Ich brauche die Arbeiter nicht zu fragen, wenn ich meinem Sohn in die Augen sehe. Und wenn ich nicht wüßte, wen ich so klar und deutlich in dir sehe, würde ich meinem Kinde vor allem nicht solch eine verfängliche Frage vorlegen."

"Dann bedarf es keiner weiteren Überlegung, Mutter," sagte Friß Stoltenkamp. "Ich will. Und will gern. Und bin stolz darauf, es zu dürfen. Mehr weiß ich nicht."

Und Frau Margarete Stoltenkamp antwortete: "Es genügt. Und ich nehme dich hiermit in die Firma auf. Ich bin und bleibe deine Mutter, aber du wirst von heute an das Familienoberhaupt sein."

"Mutter," erwiderte Friß, "ich will mich lieber daran halten, daß ich dein Sohn bin."

Mit wachsendem Erstaunen hatte Frau Jodokus Stoltenkamp der Unterhaltung beigewohnt. Mit wachsendem Erstaunen betrachtete sie die Schwiegertochter. Aber sie sagte nichts. Im Grunde gefiel ihr die entschiedene Art, mit der hier die eigenen Angelegenheiten geregelt wurden. Und Entschiedenheit tat dem Hause am meisten not.

Nur eins erwähnte sie, als sie den regennassen Umhang um die Schultern legte und nach der Türklinke griff.

"Die Fabrik wird alles fordern, was sie einbringt. Bis sie darüber hinaus abwirft, bezieht ihr von mir, was ihr für den eigenen Unterhalt braucht. Ich verstehe mein Geschäft. Nun versteht das eure."

Da ging Frau Margarete auf die Mutter ihres Mannes

zu und drückte ihr die harte Hand. „Wir danken dir alle, Mutter. Und wir wollen das unsere recht verstehen lernen, damit wir uns vor dir und deiner zähen Arbeitskraft nicht zu lange zu schämen brauchen.“

Und nun waren Mutter und Sohn ganz allein. Am Schreibtisch des Toten. Eine Weile saßen sie und schauten in alle Ecken und jeder am andern vorbei, weil jeder den anderen zu schonen dachte. Dann griff Fritz Stoltenkamp nach den Briefbogen mit dem Firmendruck.

„Laß uns den Tag damit beschließen, Mutter, daß wir ein Schreiben an die Lieferanten richten und ein Schreiben an die Kundschaft. Das Schwerste soll man zuerst abmachen, sonst hängt es sich an die Arbeit, und wir können keine Überfracht mehr gebrauchen.“

Er entwarf die beiden Anzeigen in kurzen, knappen Worten. Den Lieferanten teilte er mit, daß die Firma für alle Geschäftsschulden des verstorbenen Herrn Friedrich Stoltenkamp aufkommen würde und ihr Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit der nunmehrigen Firmeninhaber erbäte. Der Kundschaft schrieb er, daß die Firma trotz des Ablebens des bisherigen Inhabers fortbestände, da das Geheimnis der Gußstahlbereitung auf den Sohn vererbt worden sei, und daß sie sich verpflichte, Gußstahl in Stangen und gewalzten Platten sowie in Stücken nach jedem Modell und jeder Zeichnung zu liefern unter Gewährleistung erstklassiger Güte.

Frau Margarete las die Briefe. Sie wußte nichts dazu zu sagen und kam sich mit einem Male so hilflos vor, daß sie den Kopf auf die Arme legte. Nur einen Augenblick. Dann schnellte sie empor. „Verzeih, Fritz, es sah nur so aus wie Müdigkeit. Aber es ist keine.“

„Ruh dich aus, Mutter. Das übrige kann ich nun allein machen.“

„Willst du die Rundschreiben nicht drucken lassen?“

„Nicht doch, Mutter. Der Empfänger muß den Eindruck gewinnen, daß ich mich persönlich an ihn wende. Und den erhält er nur durch die Handschrift.“ Er lächelte ein wenig, um die Besorgnis der Mutter zu zerstreuen. „Es sind nur ein paar Duzend Briefe, Mutter. Die Rundschafft ist klein geworden, und die Lieferanten haben sich auch nicht um uns gerissen. Das werd ich schon bis zur Nacht schaffen.“

„Du hast recht,“ sagte die Mutter, „und der Schreibtsch ist zweisigig. Gib mir das Anschreiben an die Lieferanten. Nicht widersprechen, Friß. Das Abendessen besorgt heute Amalie, und später wird es ja besser, wenn erst der Geschäftsgang geregelt ist.“

Da reichte ihr der Sohn wortlos den einen der Entwürfe über den Tisch, und sie saßen sich gegenüber und schrieben Brief auf Brief, bis der letzte erledigt war. Und sie unterschrieben sie gemeinsam.

Das war ihr erstes Tagewerk, und sie aßen ein paar Bissen und legten sich todmüde zu Bett. In der Nacht aber merkte Friß, daß seine Kammer geöffnet wurde und die Mutter mit einem Licht eintrat, das sie mit der Hand abblendete. Er rührte sich nicht und behielt die gleichmäßigen Atemzüge bei. Und die Mutter stand lange an seinem Bett und betrachtete ihn und ging dann leise wieder hinaus. Er schlug die Augen auf. Ihm war, als ob das Licht noch in seiner Kammer wäre. Und dann schlief er fest und ruhig weiter.

Am anderen Morgen waren die Arbeiter mitsamt dem Haniel von der Mühle im Schmelzbau versammelt. Frau Margarete Stoltenkamp ging mit ihrem Ältesten über den Hof zu ihnen hinüber und dankte ihnen für das Geleit.

„Ich wollte euch mitteilen, daß ich meinen Sohn

Fritz zum Teilhaber und Geschäftsführer genommen habe, und euch fragen, ob ihr damit zufrieden seid.“

„Das sind wir gewißlich,“ sagte der lange Haniel, und die anderen murmelten es ihm nach.

„Er ist noch jung,“ fuhr Frau Margarete Stoltentkamp fort, „aber er war in seines Vaters Lehre. Und darum, mein ich, müßt ihr nicht auf seine Jahre sehen, sondern auf seine Leistungen.“

„Wer jung is,“ antwortete der Schmelzer Poensgen, „hat lange Schaffenszeit vor sich, un die hat noch keinem Menschen geschadet. Im übrigen kennen wir uns ineinander aus, der Herr Fritz un wir.“

Fritz Stoltentkamp trat unter sie. „Also dann wär's abgemacht. Jeder gibt her, was er kann.“

„Jawoll, Herr Stoltentkamp.“ Und der Arbeitstag nahm seinen Anfang. —

Fritz Stoltentkamp bestieg seinen Gaul. Er brachte die Tiegelgüsse zur Mühle wie an jedem Tage. Auf den aufgeweichten Feldwegen holte er den Hammerschmied Haniel ein, der durch die Wasserlachen stapfte und den Rauch seiner Tonpfeife nach allen Windrichtungen blies, um die Müden fernzuhalten. „Das Kraut können sie nämlich nich vertragen, Herr Stoltentkamp. Un ich vertrag's auch selber nur aus Heimtüde auf die Biesters.“

„Wie geht's zu Hause, Haniel? Ist die Frau immer noch so munter?“

„Die Frau hat einen kleinen Kürassier gekriegt. Da muß sie verdammt schonend behandelt werden, denn sie is man lütt.“

„Da gratuliere ich, Haniel. Meine Mutter wird dann wohl herauskommen. Wie fühlst du dich denn als Vater?“

„Gar nich, Herr Stoltentkamp. Ich bin in die Reserve gerückt, müssen Sie wissen. Der Schreihals geht vor.“

Fritz Stoltenkamp ritt eine Weile schweigend neben dem Betrübten her. Seit gestern verwunderte ihn etwas.

„Weshalb nennst du mich plötzlich ‚Sie‘ und ‚Herr Stoltenkamp‘, Haniel?“ fragte er unvermittelt. „Hab ich dir was angetan?“

Der Hammer Schmied nahm vor Erstaunen seine Pfeife aus dem Mund.

„Herr Stoltenkamp — na, dat is stark. Unser eins hat doch auch seine Lebensart un weiß, wat sich gehört. Dat wär ja noch schöner, wenn dat nu so alle Tage weiter hieß: Fritz hier un Fritz da. Sie sind jeh die Firma un sind der Herr. Dat is abgemacht un verlangt seine Achtung.“

„So, so. Das versteh ich. Und nun muß ich mir euch gegenüber auch das Du abgewöhnen, Haniel.“

„Fritz,“ sagte der lange Haniel und blieb mitten in einem Lümpel stehen, „dat riskier nur einmal. Dat wär en Kündigungsgrund auf den sofortigen Entlassungsfall. Also verstehen wir uns, oder verstehen wir uns nich mehr, Herr Stoltenkamp?“

„Natürlich verstehen wir uns, du alter Grobschmied. Wenn du willst, bis ans Lebensende.“

„Dat soll en Wort sein, Herr Stoltenkamp.“

Auch an diesem Morgen wartete Fritz Stoltenkamp sehnsüchtig auf den Augenblick, in dem der am oberen Bachlauf gelegene Müller die Stauwerke ziehen werde. Seine ganze Arbeit wurde ihm durch dies Abhängigkeitsverhältnis gestört und zerstückelt, und er erwog, ob er nicht kurzerhand die Mühle aufgeben und das Hammerwerk an einer bequemer Stelle neu errichten solle. Aber ihm war, als säh er mit einem Male das blasse Gesicht seines Vaters mit der rastlos arbeitenden Stirn vor

sich, und er sagte laut: „Abwarten. Alles in seiner Ordnung und zu seiner Zeit. Vom Kleinsten zum Größeren.“

„Der Frowein ist ein fixer Gesell,“ meinte er, als er sich von dem Hammerschmied Haniel verabschiedete. „Mit seinen zwanzig Jahren zeigt er viel Übersicht und Anordnungsgeschick. Obwohl er erst zwei Jahre im Schmelzbau arbeitet, kennt er sich aus wie ein Alter.“

„Der Frowein hat nicht nur Hand,“ bestätigte der Hammerschmied, „er hat auch Kopf. Er war auf der Bürgerschule, und das wir anderen nur bei irgend so einem Hinternoverhauer zusammengepfercht wurden wie die Schafe im Stall, das macht sich eines Tages für jeden von uns bemerkbar. Da ist keine Biegsamkeit im Hirn, Herr Stoltenkamp. Lauter Borke um den Kopp.“

„Und der Frowein hat die Biegsamkeit im Hirn?“

„Der hat sie. Un wir erkennen das von wegen der Firma auch neidlos an.“

„Ich frage nur,“ sagte Fritz Stoltenkamp, „für den Fall, daß ich einmal einen Vertreter brauche. Denn ich werde doch demnächst einmal die Kundschaft aufsuchen müssen. Da muß einer zu Haus sein, der die Arbeit einteilt, und den ihr kennt.“

„Nehmen Sie den Frowein, Herr Stoltenkamp. Treu wie Gold sind sie alle. Aber wie gesagt — die Borke!“

Fritz Stoltenkamp hatte eine Aufnahme der Fertigwaren vorgenommen, des Gußstahls und der Rohstoffe. Es mußte etwas geschehen, um das Lager zu räumen und Luft zu schaffen. Oder all das mühsam Geschaffene konnte in ein Museum. Nun hatte die Düsseldorfer Münze eine größere Bestellung an Stempeln geschickt und auf Betreiben des Münzwardeins Noelle gleichzeitig eine Anzahlung überwiesen. Das half für den Augenblick. Aber auf solche Augenblicke durfte sich ein Geschäft, das

außer der Zahlung der Arbeiter und der Lieferanten auch noch Schuldentilgungen vorzunehmen hatte, nicht verlassen. Und der junge Geschäftsführer saß Abend für Abend am Schreibtisch des Vaters, rechnete und entwarf.

Ihm gegenüber saß Frau Margarete, den mädchenhaften Kopf mit dem schönen Braunhaar tief über die Geschäftsbücher gebeugt. „Die Buchführung geht schon ganz gut, Fritz. Ich habe mich heute nur dreimal geirrt und die Fehler alle wiedergefunden. Das Familienoberhaupt wird schon zufrieden mit mir werden.“

Das Familienoberhaupt mit dem Anabekopf auf dem hochgeschossenen Körper errötete.

„Überarbeite dich nicht, Mutter. Auf dir liegen doch auch alle Haushaltsorgen.“

„Soll das vielleicht eine leise Abschlebung bedeuten?“

„Ach, Mutter, ohne dich würd ich ja überhaupt nicht fertig. Du machst mir den Kopf frei für andere Gedanken. Aber der erste und letzte Gedanke ist doch, daß du uns gesund bleibst.“

„Nein, Fritz,“ sagte Frau Margarete ernst, „daß du gesund bleibst. Darauf kommt es in erster und letzter Linie an. Denn du bist die Firma, und mit der Firma leben und sterben wir. Wir beide, deine Geschwister, der Poensgen, der Haniel, der Growein, und wie sie alle heißen, und mit ihren Frauen und Kindern dazu. Das ist eine große Sache, Fritz.“

„Ja, Mutter. Acht Familien! Dafür lohnt es sich schon!“

„Und die Haushaltsorgen?“ fuhr Frau Margarete fort. „Stehst du, da hab ich im kleinen, was du im großen hast, und ich möchte es gar nicht anders, denn dadurch erst wächst mir das Verständnis für die Sorgen des Fabrikherrn, und wir rücken täglich näher zusammen.“

Und dann, Fritz. Zu Ostern verläßt Amalie die Schule und kann mich im Haus entlasten. Bis dahin aber muß sie durch die richtige Lehre der Sparsamkeit gegangen sein, damit ihr die Lebensführung, wie sie uns jetzt vorgeschrieben ist, als die selbstverständliche erscheint und gar nicht wie Armut. Und dem strudelköpfigen Eberhard kann das ‚Sich-nach-der-Dede-streden-müssen‘ auch nicht schaden.“

Sie lachte ihn mit den Augen an.

„Da hätte ich also eine richtige Verteidigungsrede gehalten, und der Herr Staatsanwalt werden selbst den Freispruch beantragen müssen.“

„Mutter,“ sagte der große Junge mit schwer verhüllter Zärtlichkeit, „woher nimmst du als schwache Frau nur diese Verwandlungsfähigkeit?“

„Schwache Frau,“ wiederholte Frau Margarete. „Verwandlungsfähigkeit.“ Sie legte die Schreibfeder, mit der sie gespielt hatte, vor sich auf den Tisch und faltete die Hände darüber. Versunken blickte sie ins Leere.

„Zu allem unsern Tun, Fritz, gehört Liebe. Der Glaube kann Berge versetzen, heißt es in der Bibel, aber die Liebe kann es noch besser und macht nicht einmal so große Worte darum. Schwache Frau, sagtest du vorhin, Fritz. Und da sahst du mich, wie mich auch die Großmutter immer sah, im geblühten Kleid und Stöckelschuh und ein paar Bänder oder Blumen im Haar den ganzen Tag wie einen übermütigen Sonnenvogel durchs Haus schwirren. Ich weiß gar nicht, ob das meine innerste Art war. Ich weiß überhaupt nicht, was meine innerste Art ist. Das wissen wohl die Frauen, die mit aller Inbrunst zu lieben verstehen, alle nicht. Aber was ich wußte, das war, daß dein Vater mich so und gar nicht anders nötig hatte, daß dieser Mann, der trotz seiner

übertragenden Begabung im Leben da draußen so glücklos blieb, in den vier Wänden seines Heims eine Entschädigung brauchte, daß er oft glaubte, all das Glück nicht fassen zu können, und die Niederlagen im Leben gar nicht in ihrer ganzen Schwere empfand. Denn sonst wäre er uns nicht erst jetzt, sonst wäre er uns schon vor zehn Jahren zusammengebrochen und nicht wieder aufgestanden. Darum, darum war ich — schön.“

Ihr Blick kehrte aus der Ferne zum Sohne zurück, der ihr wie gebannt gegenüber saß.

„Und was du Verwandlungsfähigkeit nennst, Erik, dieser schnelle Übergang von der Verwöhnung in die Gewöhnung ist gar nichts anderes als die Übertragung all der Liebe auf den Erben.“

„Mutter,“ sagte Erik Stoltens kamp und wußte nicht, was er dem einen Wort hinzufügen sollte.

Frau Margarete hatte sich erhoben. Auch in dem schwarzen Gewand blühte ihr feiner Körper wie eine seltene Blume. Sie trat hinter ihren großen Jungen und wand ihm die kühlen Hände um die Stirn.

„Es gibt Dichter, Erik, die ewig von dem großen Frauenrätsel schreiben. Es gibt gar keine Frauenrätsel. Es gibt nur Frauenliebe. Das mußt du als Familienoberhaupt aber wissen.“

Eine Sekunde lang drückte sie ihre Wange auf sein Haar. Dann ging sie hinaus und ließ ihn den Abend allein. — —

Nun war auch der Oheim Wilhelm Grote erschienen, „um einmal nach dem Rechten zu sehen“. In dem glattrasierten, rotbraunen Gesicht mit dem kantigen Bauernschädel und den klugen Kaufmannsaugen war ein Schatten von Verlegenheit aufgetaucht, als er sich dem Neffen zum erstenmal allein gegenüber sah, aber er wurde von dem knorrigen Mann rasch überwunden.

„Du hast einmal im Zorn nach mir gehauen, Friß, aber das ist verjährt und würd auch sonst nicht viel auf sich haben. Denn mein Walter sagte, er hätt's an deiner Stelle nicht anders gemacht, obwohl das ja eigentlich die umgekehrte Weltordnung ist, daß die Söhne die Väter heraushauen. Also sprechen wir von deinen Angelegenheiten, die du heute wohl anders ansiehst als dazumal.“

„Es tut mir leid, Ohm Grote, daß ich dir damals wehe getan habe.“

„Wehe? Gehe ich aus wie ein Waschlappen? Das ist hier ein rheinisch-westfälischer Dickhädel, und der hat schon ganz andere Püffe ausgehalten. Weshalb ich zu dir komme, sagte ich dir schon. Um einmal nach dem Rechten zu sehen.“

„Es ist alles beim Rechten, Ohm Grote. So gut es eben geht.“

„Aber es könnte besser gehen, willst du damit sagen. Und das glaube ich dir unbesehen.“

„Es wird schon kommen, Ohm Grote. Den Berg hinauf gehen die Pferde immer am Schwersten.“

„Dann nimmt man sich Vorspann, mein Junge, spannt ein Paar fremde Hengste mit ein, die die Sache machen.“

„Die fremden Vorspannhengste, Ohm Grote, würden meinen Kleppern den Haber wegfressen, und wenn mir die dann an Futtermangel oerredten, hätt ich gar nix mehr und könnt als Pferdetreiber neben dem fremden Vorspann hühotten. Da radier ich mich schon lieber ein bißchen mühsamer mit dem eigenen Gespann den Berg hinauf, als zu guter Letzt anderer Leute Knecht und Zureiber gespielt zu haben.“

„Donnerwetter,“ sagte der Grubenbesitzer. „Du bist sechzehn, nicht wahr?“

„Möglich, Ohm Grote. Darüber darf ich gar nicht nachdenken.“

„Hör mal, Friß, das war gar nicht so dumm, was du da vorhin von dir gabst. Abgesehen davon, daß es auch höchst ehrenwert war. Aber wenn sich nun einer fände, der seine Gäule zu Hause futterte und doch von Zeit zu Zeit den einen oder anderen, den er gerade untätig im Stall stehen hat, als Vorspann schickte —“

„Ohm Grote,“ sagte Friß Stoltentkamp gelassen, „du bist, was Verdienen betrifft, von Anfang an einer der klügsten Männer im ganzen Rhein-Ruhr-Gebiet gewesen. Aber um ein Paar schöner Augen willen hast du noch nie einen Groschen fahren lassen.“

„Du hast gar keine schönen Augen!“ schrie der Oheim. „Eulenaugen hast du, die bei Nacht sehen, wie deine Großmutter. Wenigstens das eine, denn das andere sieht bei Tage durch einen Berg von Reisbrei die Bretter, mit denen die Welt vernagelt ist!“

Da lachte Friß Stoltentkamp, daß es schallte.

„Nun hast du es selber gesagt, Ohm Grote. Man glaubt, man frißt Reisbrei, und rennt sich zum Schluß den Schädel an einem Balken ein. Nee, Ohm Grote, da wollen wir lieber die Eier ein wenig bemeistern und den Kopf auf den Schultern behalten.“

Der Grubenbesitzer starrte den Neffen an. Das war ein Schlag für sich. Der Schlag gefiel ihm. „Junge, Junge,“ sagte er, „bist du nun eigentlich so schlau, oder stellst du dich nur so?“

„Ich stell mich wohl nur so, Ohm, denn von Schlaueit kann gar nicht die Rede sein. Ich rechne einfach so: Der Gußstahl bringt mir vorläufig nur soundsso viel herein. Von dem sogenannten Reingewinn habe ich alljährlich die Schulden zu tilgen. Nehme ich noch Schulden

dazu auf, so hebt sich möglicherweise der Umsatz durch allerhand Neueinrichtungen, sicher aber werden mir die Hände ebenso fest gebunden durch die erhöhte Zinszahlung. Dazu bin ich mit dem Gußstahl aber noch nicht weit genug. Und gerade der Gußstahl verlangt eine zarte, feste und frei verfügende Hand, die sich nicht in der Angst ums bloße Geld hinreißen läßt. Deshalb tilge ich zunächst Vaters Schulden, und wenn's in Blut und Schweiß sein muß, um Ellbogenfreiheit zu kriegen. Ich bin kein Spekulant. Ich weiß, daß ich eine gute Ware liefere, und was sie wert ist."

"Also Geld willst du nicht?" meinte der Ohm Grote und erhob sich.

"Erst Aufträge, Ohm Grote. Soviel nur herein wollen. Eher habe ich keine Unterlage für fremdes Geld. Wenn du mir helfen kannst, Aufträge hereinzubekommen, Aufträge, daß die Essen rauchen, werd ich dir wahrhaftig dankbar sein."

Der kluge Geschäftsmann verzog ein wenig das Gesicht, daß ein paar Fältchen um die Augen zuckten. „Lohnende Aufträge zu kriegen, ist schwerer als billiges Geld. Na, werden die Augen schon offenhalten, Friß."

Er war schon in der Thür, als er noch einmal stockte.

"Mein Jung läßt dich übrigens grüßen, der Walter. Ich hab ihn jetzt bei mir in der Lehre, und er macht seine Sache ordentlich, bißchen zu ordentlich beinah für meinen Geschmack. Zu viel Überlegung, daß auch kein Stäubchen an die Stiebel kommt; im Kohlenbetrieb! Wär vielleicht mal ein Teilhaber für dich, Friß."

"Wenn's zusammengelegt wird und auf halbpant geht, soll's mir recht sein, Ohm Grote."

"Du," sagte der Grubenbesitzer und tippte ihm mit dem ausgestreckten Zeigefinger gegen die Brust, "du

weißt also wirklich nicht, ob du dich nur schlau stellst? Na denn: Glückauf, Frik."

"Glückauf, Ohm Grote. Und den Walter, den grüß wieder." —

Es war Sonntag nachmittag, und Frau Margarete kam herein und benachrichtigte ihn, daß seine Freunde gekommen seien. „Sie sind hinauf auf deine Dachstube, da sie den Ohm Grote bei dir hörten. Frik, der hat dich bei mir über den grünen Klee gelobt."

Frik Stoltenskamp lachte. „Der hört das Gras wachsen, Mutter. Der weiß schon, weshalb er herüberkommt. Der glaubt an den Guckstahl, Mutter!" Und dann lachte er noch einmal. „Ich aber noch mehr, Mutter!" Und er sprang die Stiege hinauf zu den Freunden.

Alle fünf waren sie da, und sie lagen auf dem Bett wie auf einem Diwan, hockten auf den Holzstühlen, saßen auf dem Tisch und ließen die Beine baumeln, und jeder Winkel der kleinen Dachkammer war von ihnen und ihren schwirrenden Jugendstimmen angefüllt.

„Beneidenswert wohnst du, Frik! Wie ein Fürst wohnst du! Keinen Höheren über dir! Und wenn der Kerl nachts auf dem Rücken liegt, guckt er in den Himmel und zählt die Engelnchen!"

Das wirrte und schwirrte um den Eintretenden, daß er kaum ein Wort verstand und nur die Hände drücken konnte, die sich ihm entgegenstreckten. „Wir kommen nur, weil der Felix Moldenhauer heut abend wieder zu seiner Kanone muß. Der Urlaub ist herum. Der Herr Wachmeister winkt dem feinen Knaben. Freiheit, die ich meine!"

„Das ist kameradschaftlich, daß ihr an mich denkt. Bring doch das nächste Mal deine Kanone mit, Felix. Dann sagst du dem Wachmeister, was du immer dem

Lehrer sagtest, wenn du die Schule schwänztest: Ich arbeite zu Hause."

Und in das Gelächter hinein sprach herablassend der junge Kanoniker: „Ihr versteht einen Dred vom königlichen Dienst. Aber wartet nur, wenn ich übers Jahr im schimmernden Portepée erscheine, dann werdet ihr euch klein und häßlich vorkommen, ihr ruhigen Kohlenzwerge und Eisenwürmer."

„Moldenhauer," rief der übermüthige Jan Kröger, der bei einem Malermeister lernte, „Moldenhauer, das nimmst du zurück, denn auch ich bin in Arkadien geboren und werde ein Künstler und kein kohlender Zwerg. Du nimmst es zurück, oder ich male dich so naturgetreu, daß jeder Beschauer sagen wird: Mensch, nehmen Sie doch mal die dumme Maske herunter."

Und wieder sprach in das Gelächter hinein die herablassende Stimme des zukünftigen Offiziers: „Du bist hiermit ausgenommen. Jan Kröger."

„Diese beiden Jünglinge können uns nicht beleidigen," meinte Karl Schulte, der das Eisenhüttenfach erlernte, zu Robert Hüttemann aus dem Kohlengrubenbetrieb. „Sie gehören zu Ständen, die der allgemeinen Wohltätigkeit zur Last fallen, denn für den einen zahlen wir mit unseren Steuern und für den anderen mit unserer Jugend."

„Da zahlt Robert Hüttemann lieber mit der Jugend," rief der angehende Maler, „denn auf Geld ist er eßlig. Ich werde ihn malen, wie er Geldsäcke schluckt, als wär's ein Gericht Spedtklöße."

„Schimpf nicht auf das Geld," knurrte der breitschultrige Hüttemann. „Geld ist Macht. Für Geld kauf ich mir die Welt und ein Duzend Spaßmacher wie dich dazu."

„Wenn du dir ein Duzend Lauten kaufst, mein Sohn, Die Stollenkämpf und ihre Frauen. 7

bist du noch lange kein zierlicher Lautenschläger, sondern immer noch der Kohlen-Hüttemann.“

„Und wenn der Karl Schulte,“ rief der junge Kanonier plötzlich befehlshaberisch, „so viel von der Wohltätigkeit fabelt, so soll er mit uns ins nächste Wirtshaus gehen — hic Rhodus, hic salta!“

„Der Mensch spricht Latein! Woher des Wegs, wunderbarer Fremdling?“

„Das lernen sie alles bei der feinen Artillerie. Überhaupt: das durch die Blume sprechen.“

„Moldenhauer,“ sagte der begüterte Karl Schulte, der am liebsten unter den Arbeitern saß und die Hebung ihres Loses auf sein jugendliches Sturmpanier geschrieben hatte, „solange du noch selber nach ‚eins — zwei — eins — zwei‘ an der Kanone arbeitest und dich eher für eine Schildkröte als für einen tändelnden Schmetterling hältst, sollst du gelobt werden, und wäre es mit meinem letzten Herzblut.“

„Bitte sehr. Hier ist keine Volksversammlung. Hier wird ganz reell vom ‚Wirtshaus‘ gesprochen.“

„Und alle meine Granden sind geladen.“

„Ich glaube, der Max Schlechtendahl ist auf dem Tisch eingeschlafen. He, Max, bleibe bei dir, Max.“

Der Angerufene zwinkerte. Er war, gegen die stämmigen Freunde gesehen, klein und schwächlich und hatte übermächtige Augen. Wie Menschen, die nachts viel zu lesen pflegen. Er war aus kleinen Handwerkerkreisen und bei einem Buchhändler in der Lehre, der auch ein Schreibwarenlager führte, und von dem brennenden Ehrgeiz besessen, in die Höhe zu gelangen, wie es allen jungen Menschen des aufstrebenden Eisen- und Kohlengebietes eigen war.

„Ja? Rieft ihr mich? Was ist los? Ich bin immer dabei!“

„Max,“ sagte Fritz Stoltentkamp, der gerade für den Kleinen eine Vorliebe hatte, „du wärst im Schlaf beinahe vom Tisch gefallen, und vor fünf Minuten strampeltest du noch mit den Beinen.“

Der Schwächliche blickte sich nach den Kameraden um. Die rüsteten lärmend zum Aufbruch.

„Ich hab die Nacht durchgearbeitet, Fritz, und war heut morgen auf Rundschaft,“ flüsterte er schnell.

„Auf Rundschaft? Am Sonntagmorgen? Für deinen Buchhändler?“

„Auf eigene Rechnung. Auf den Kleinen, versteckten Hämmern und Schleifkotten im Land, wo niemand hinkommt, da ist noch Geld zu verdienen. Aber gut zu Fuß muß man sein und seinen Kasten selber tragen können.“

Fritz Stoltentkamp horchte auf. „Wo niemand hinkommt? Geld zu verdienen?“ Wort für Wort sprach er nach.

„Das ist eine wallensteinische Verschwörung!“ rief Jan Kröger und warf sich zwischen sie. „Wo ist der Hut des Max Piccolomini? Hier ist er, mein Kleiner. Was, Stoltentkamp, du zauderst, wo die Trompeten blasen? Ach, entschuldige. Ich bin ein Flegel. Du kannst ja nicht.“

„Nein, ich kann nicht. Und ich werde wohl sehr lange nicht können. Aber wenn ihr mich mitunter des Sonntags besuchen wollt, damit ich den Firnis behalte, so wißt ihr, wie willkommen ihr seid.“

Die Schar drängte hinaus. Als letzter ging Max Schlechtendahl, der Buchhändlerlehrling, der in eigenen Geschäften reiste. Fritz Stoltentkamp faßte ihn beim Arm. „Kannst du nicht wiederkommen?“

„Für Ernstes bin ich zu müde heut, Fritz. Morgen abend nach Feierabend.“

„Gut. Morgen abend nach Feiertagabend.“

Eine lange Weile noch stand er sinnend am Dachfenster und blickte zum Schmelzbau hinüber und weiter in das sommerliche, ernterelfe Land. Noch ein paar Tage, und die Sensen würden durch die Weite klingen.

Wann würde auch er unter den Schnittern gehen? Korn zu schneiden, um es aufs neue auszusäen. —

Er nahm sein englisches Lehrbuch vom Bücherbrett. Bis ihn die Mutter zum Abendbrot rief, ging er in halblautem Lernen in seiner Dachkammer auf und ab. Auf und ab ... Unermüdlich.

Heute abend," sagte Fritz Stoltenscamp am nächsten Tage zu seiner Mutter, „muß ich dir die Buchführung allein überlassen. Max Schlechtendahl will nach Feierabend ein Stündchen bei mir sein. Es geht doch?"

„Es geht alles an der Schnur," beruhigte Frau Margarete. „Wenn man täglich das, was der Tag bringt, aufarbeitet und keine Reste läßt, kommt nichts überaschend."

Von der Seite beobachtete sie ihren Sohn. Ihr kam sein Gesicht zu schmal und seine Augen zu ernst vor.

„Du bist gestern abend nicht mit deinen Kameraden gegangen. Das hättest du tun sollen, Fritz. Arbeit braucht Ausspannung, und Jugend braucht Jugend. Das ist wie der Wein im Faß, der immer wieder bis zum Spund aufgefüllt werden muß, damit er frisch bleibt und sich nicht selber verzehrt."

„Ich hab dich, Mutter. Das ist mehr."

Ein Erröten stieg in Frau Margaretes Wangen. Aber sie schämte sich der mädchenhaften Wallung nicht. Sie tat ihr wohl.

„Junge," sagte sie, „glaubst du denn, ich hätte in der Jugend nicht auch gelacht und gesungen und mich meines Lebens gefreut? Seh ich aus wie eine vergräunte Jungfer? Laß gut sein," wehrte sie lachend ab, als der Sohn Miene

machte, heftig zu widersprechen. „Also heute abend kommt dein Freund, der kleine Schlehtendahl. Da werdet ihr wohl Nachfeier halten.“

„Nachfeier nicht,“ meinte Friß Stoltenkamp und strich sich nachdenklich das Haar aus der Stirn, „aber wenn's kommt, wie ich es mir denke, könnte es wohl eine Art Vorfeier werden.“

Frau Margarete verstand. Weiter durfte sie heute nicht eingreifen. „Nun, wenn's nur irgendeine Art Feier wird.“ Und sie bastelte an ihrer Hauschürze, bis sie fest über dem schwarzen Kleidchen saß, nickte dem Sohn zum Abschied zu und begann mit ihren feinen Händen im Hause zu putzen und zu reiben, als müsse es täglich und stündlich für Lebensfeste vorbereitet sein.

Den ganzen Tag sann Friß Stoltenkamp über seine Arbeit in die Weite. Diese Weite mußte erschlossen werden, das spürte er, sie mußte einbezogen werden in seinen Arbeitsring, oder der enge Ring schnürte den Kreislauf des Blutes ab. Und da die Weite nicht zu ihm kam, weil sie nicht von ihm wußte, mußte er zu der Weite kommen und ihr sagen: Hier bin ich, und wir warten aufeinander, weil wir einander brauchen. Daß sie ihn aber brauchte, das mußte er ihr zeigen und beweisen. Vom Kleinsten zum Größeren. Und dann weiter, weiter. Wenn man dreimal drei nahm, gewann man neun. Vervielfältigte man dann aber neun um die eigene Zahl, so ergab sich schon einundachtzig. Auch der Punkt des Archimedes war klein.

Das alles schoß ihm durch den Kopf, gewann Farbe und Form, ordnete sich ein und machte ihn fröhlich, während er den Hammer schwang oder den Schmelztiegel beschickte. Aber seine Fröhlichkeit war eine gesammelte, und er wunderte sich über den Schmelzer

Frowein, dem keine Arbeit zuviel, keine Arbeit unbekannt war, der seine Augen auf der eigenen Arbeit und der der Kameraden hatte und doch immer noch Zeit, Lust und Gedanken übrig behielt, zu singen und zu pfeifen.

„Wie macht Ihr das, Frowein? Ich brächt's nicht fertig.“

Der Kraustöpfige lachte. Er war ein hübscher, sehniger Bursch mit einem Bärtchen auf der Oberlippe, und die Mädchen liefen ihm nach.

„Das ist kein Wunder, Herr Stoltenkamp. Sie haben die Verantwortung. Ich nicht. Wenn ich meine Pflicht tue, streich ich pünktlich meinen Lohn ein. Und was Sie über Ihre Pflicht hinaus mit Sorgen ausfüllen müssen, füll ich mit Pfeifen aus.“

„Da möchtet Ihr gewiß nicht mit mir tauschen, Frowein?“

„Danach wird man wohl nicht gefragt, Herr Stoltenkamp. Wird man aber danach gefragt, ob's über das Pfeifen hinausreicht, so beißt man sich eben auf die Zunge und pfeift innerlich. Entschuldigen Herr Stoltenkamp, der Tiegel muß raus.“

Auch über diese Unterhaltung dachte Friß Stoltenkamp im Laufe des Tages nach. Der Mann war zwanzig und er sechzehn. Und doch kam er sich alt vor gegen den zupackenden, sehnigen Arbeiter. „Sie haben die Verantwortung. Ich nicht,“ hatte der Frowein gesagt. Das traf den Kern. Und damit mußte er sich nicht abfinden, das mußte sein Stolz und Lebensinhalt sein und bleiben. Pfeifen ging ja auch innerlich. Wenn einmal Gelegenheit dazu war. Ja — wenn einmal!

Er hatte die Kundenliste im Kopf, als er auf seiner Dachlammer saß und den Freund erwartete. Es war nicht schwer, die paar Namen und Orte im Kopfe zu be-

halten. Aber er hatte ein Notizbuch und einen Bleistift neben sich gelegt.

Max Schlechtendahl kam. Er kam in seiner dünnen, abgeschauerten Lodenjoppe, und seine übernächtigen Augen blickten aus dem grauen Zwergengesicht forschend auf den Tisch. Dann setzte er sich stumm.

„Fehlt was, Max?“

„Ich wußte nicht, daß du schon gegessen hattest. Aber es macht nichts aus.“

„Was? Du hast noch nicht gegessen? Ich glaubte, das käm nur bei mir mal vor. Warte, ich sag's eben der Mutter.“

Nach wenigen Minuten kam er mit einigen faustdicken Butterbrotten und einer Tasse Kaffee zurück. „Die Mutter meint, bei der Dicke des Butterbrots merkte man die Dünne des Schinkens nicht so arg,“ berichtete er vergnügt wie ein Junge. „Na, nu hau ein. Arme Leut machen keine Umstände miteinander.“

Der Buchhändlerlehrling aß und trank, bis sein graues Gesicht sich rötete. Dann schob er Teller und Tasse beiseite und sagte: „Run kann's losgehen. Wenn ich dich gestern richtig verstanden habe, möchtest du einen Vortrag über die Art und Weise meines Geschäftsbetriebes.“

„Du gehst also wirklich auf den Handel? Und auf eigene Rechnung?“

„Ich habe nächstes Jahr ausgelernt. Dann sitze ich als Gehilfe mit acht Taler Monatsgehalt, freier Wohnung in einem Verschlag und freier Beköstigung neben der Küche im Zimmerwinkel. Tritt dann erst die Gewöhnung dazu, kann man für den Rest des Lebens sein Tagebuch zuflappen und sich für den Altersfall mit dem Armenvorsteher guthalten. Wer sich nicht schon als Lehrling seine Ziele steckt, wird nicht Meister.“

Er trommelte auf der Tischplatte und kniff die entzündeten Augen ein.

„Glaubst du nicht, daß das Leben so schön und reich ist, daß man sein ganzes Ich daran wagen kann, an all dem Reichtum und der Schönheit teilzunehmen? Irgend einmal. Aber nicht zu spät. Damit einem die Organe zum Genießen nicht fehlen. Das hab ich mir vom ersten Tag meiner armseligen Lehrzeit an als Ziel gesetzt, und meine Schwester hat mich darin bestärkt.“

„Deine Schwester?“

„Meine Schwester Mathilde. Kennst du sie nicht? Sie ist vierzehn Jahre alt und mit deiner Schwester Amalie auf derselben Klasse. Das hab nur ich ihr in den letzten Jahren ermöglichen können, durch meinen Hausiererhandel, wenn du so willst.“

„Erzähl mir davon,“ drängte Erik Stoltentamp.
„Wie hast du deine Rundschaft gefunden?“

„Zuerst hab ich meine Mineraliensammlung verkauft. Du weißt, ich habe nie etwas liegen lassen. Und für die paar Taler habe ich vom Lager meines Buchhändlers Schreibpapier, Bleistifte, Schreibfedern, Tinte, und was so dazu gehört, entnommen. Ich hab gesagt, die zu Hause wollten damit handeln. Da kriegt ich es zum Wiederverkäuferspreis. Und das hab ich in einem bequemen Kasten alles schön herausgepuht und bin damit an meinen freien Sonntagen zunächst auf die Dörfer gezogen. Das war eine harte Lehrzeit, denn die Bauern wollten die Schreibfedern immer erst probieren, bevor sie sie kauften, und ich konnte sie vor dem Dorf immer erst wieder reinigen, damit sie wieder wie neu wurden. Das Gebiet war denn auch schnell abgegrast, denn der Bauer schreibt seine paar Briefe am liebsten auf leeren Kalenderseiten. Ich grübelte nach. Dabei wurde ich nicht reich,

und die Schuhsohlen wollten auch bezahlt sein. Die großen Werke hier im Kohlen- und Eisengebiet kamen für mich nicht in Betracht. Die bezogen vom Kaufmann selber. Aber wo waren denn all die kleinen Betriebe, die das Eisen verhämmerten und die Kohle verstochten? die ihre kleinen Gewerke zu betreiben hatten wie die großen und Geschäftsbücher führen mußten und Schreibarbeit zu erledigen hatten, für die Kalenderblätter nicht paßten? Die saßen in den kleinen Seitentälern der Ruhrberge, an der Volme und der Emscher, an der Lenne und auf der Enneper Landstraße bis zur Wupper, als Eisendrecker und Werkzeugschmiede, als Knopfstanzler, Gürtler und Harnischfeger, auf einsamen Rotten, wo Wasserkraft war und ein Kohlenmüller in der Nähe. Leute, denen es lästig ist, um jeden Bleistift in die Stadt zu schicken, und die nicht lange feilschen, wenn sie wissen, man bedient sie gut. Es ist eine raube Gesellschaft, Fritz, das bringt die Beschäftigung mit dem Eisen wohl so mit sich, und du hörst zum Beispiel auf der Enneper Landstraße mehr Flüche, als alle Päpste des Mittelalters zu verschleudern hatten. Aber daraus darfst du dir nichts machen.“

„Und da bist du ins Geschäft gekommen?“

„Zuerst haben sie mit dem Hammer nach mir geschmissen. Da bin ich zu den Frauen gegangen. Und dann haben sie die Frauen angebrüllt: ‚Bist du der Herr oder ich?‘ Und dann haben sie über den Kasten hingeguckt und gefragt: ‚Wat kost der Kram?‘“

„Ich weiß nicht,“ sagte Fritz Stoltenkamp zögernd, „diese Art Geschäftsverkehr würde mir wohl nicht liegen.“

Und der Kleine bekannte ohne Scheu: „Das bieten sie mir auch nur, weil ich nicht zum Eisensack gehöre, sondern zum Papiersack. Und was nicht zum Eisensack

gehört, macht ihnen nicht den geringsten Eindruck. Aber ich kenn mich doch aus in Eisen und Kohle. Das wird einem bei uns im Land der Gruben und Zechen doch mit der Muttermilch eingeflößt, und wenn man mit Heringen handelt. Davon hab ich denn keinen schlechten Gebrauch gemacht und mit meiner Wissenschaft nur so um mich geworfen. Das half. Erst guckten sie sich ganz verdutzt an. Dann lachten sie, hauten mich über die Schulter und schrien sich zu: „Der Zwerg tut so, als ob er wahrhaftig was von der Sache verstünde.“ Aber von Stund an faßten sie Vertrauen, kauften, was sie brauchten, und ließen sich auch allmählich zu anderen Käufen drängen, beispielsweise zu Abenteuerromanen und Reisebeschreibungen, die ich nach und nach in meinen Handel aufnahm. Sie betrachteten mich sozusagen als ein Zwischenglied zwischen dem Eisensack und dem übrigen Leben.“

Er lachte ein wenig und rieb sich die schlafentwöhnten Augen.

„Und bei dem geringen Verdienst blüht dein Geschäft?“ fragte Fritz Stoltentkamp nachdenklich. „Denn dein Lehrherr gibt die Sachen doch auch nicht zu Einkaufspreisen her.“

„Ich bin Ostern drei Jahre in der Lehre. Da weiß ich doch wohl Bescheid.“

„Ah — du beziehst nicht mehr von deinem Lehrherrn?“

„Ich beziehe direkt von den Quellen. Gegen Voreinsendung des Betrages. Das kann ich mir heute leisten. Und so bekomme ich das meiste, was ich brauche, billiger als mein Lehrherr, der nur zur Messe seine Rechnungen begleicht.“

„Besucht dich denn nie ein Reisender? Da könntest du doch deinem Lehrherrn gegenüber in eine arg schiefe Stellung kommen.“

Max Schlechtendahl riß verwundert die Augen auf. „Schiefe Stellung? Meinem Lehrherrn gegenüber? Wieso denn das? Ich bestehl und betrüg ihn doch nicht? Oder soll ich die Hände in den Schoß legen und die Daumen ineinanderdrehen, nur weil der Herr Prinzipal das so vornimmt? Was geht mich denn überhaupt mein Lehrherr an? Nichts, aber auch gar nichts, wenn die Buchhandlung geschlossen ist. Und du glaubst doch etwa nicht, daß ich ihn etwas angehe? Noch nicht ein mal in den zweieinhalb Jahren hat er mich gefragt: ‚Geht’s leidlich, Schlechtendahl? Sind Sie auch warm? Sind Sie auch satt? Tun Sie auch was gegen Ihren Husten?‘ Aber angefahren hat er mich wohl täglich: ‚Sie! Versparen Sie sich das auf den Abend, Sie husten mir noch die ganze Rundschaft zur Tür hinaus!‘“

Fritz Stoltenkamp schüttelte den Kopf. „Du übertreibst wohl. So etwas gibt es doch wohl nicht.“

„Du meinst das, weil es bei euch nur zwei Dinge: den Herrn und seine Leute auf der einen und die Firma auf der anderen Seite gibt. Da gilt der Firma gegenüber der Herr so viel wie der Arbeiter und der Arbeiter wie der Herr. Ach, lieber Fritz, es denken nicht alle Herren wie die Stoltenkamps und daher auch nicht alle Angestellten wie die Stoltenkampleute. Und deshalb denke ich auch zuerst an mich und noch einmal an mich. Denn ich will heraus aus dem Hungerleben. Und der Rothschild in Frankfurt hat auch mit einem Handel begonnen, und noch dazu in alten Hasenfellen. Und meine Schwester — — ja, das wollte ich ja sagen, die Bestellungen und die Waren lasse ich alle an meine Schwester schicken in die Wohnung der Eltern. Kommt dann wirklich mal ein Reisender, so heißt es ‚nicht zu Hause‘ oder ‚verreist‘, und so wird das letzte halbe Jahr der Lehrzeit auch noch herumgehen.“

Und dann, Friß Stoltenkamp, geht's mit vollen Segeln in den Großbetrieb hinein! Wenn ich daran denke, daß ich dann die ganze Woche — die ganze Woche für mich habe und nicht nur die Nächte! Diese Nächte, die ich an meiner Bildung gearbeitet habe und der Fortbildung auf allen Gebieten des kaufmännischen Wissens. In den Abenteuerromanen, die ich meiner Kundschaft auf der Enneper Landstraße verkaufe, würde es heißen: „Das Leben wird viel an ihm gutzumachen haben.“ Ich aber werde es mir lieber vom Leben nehmen!“

Der kleine Körper hatte sich gestrafft. Die graue Gesichtsfarbe war einem hellen Rot gewichen, und die übernächtigen Augen sicherten scharf wie Falkenaugen.

„Von keiner Gnade will ich abhängen. Keinem will ich etwas zu danken haben. Nur meiner Arbeit. Nur mir selber.“

„Dann denken wir eins,“ sagte Friß Stoltenkamp ruhig. „Wenn auch auf verschiedenen Wegen.“

Und der erregte Freund kam zu sich und antwortete stiller: „Ich habe eine Schwester, die ich liebe, und sie ist jünger als ich. Und du hast eine Mutter, die du liebst, aber sie ist dir voraus. Und darin liegt wohl auch die Verschiedenheit unserer Wege. Deiner Mutter eilt es nicht um ein Jahr oder zwei. Um meine Schwester aber eilt es, oder sie kann sich trotz ihrer guten Schule einen Dienst suchen als Hausmädchen oder, wenn's hoch kommt, als Schneidermamsell. Deshalb muß ich rücksichtsloser voran als du.“

Friß Stoltenkamp erwiderte nichts. Er fand sich in der Welt des Freundes nicht zurecht. Ein Angestellter, der hinter dem Rücken des Herrn einen Wettbetrieb unterhielt — und war es auch nicht geradehin zur Schädigung seines Herrn: die ganze Kraft des Angestellten ge-

hörte dem Hause, dem er sich verpflichtet hatte. Das Haus aber — und das mußte seine vornehmste Sorge sein — hatte einen jeden Angestellten so zu stellen, daß der Wert seiner Arbeit in der Bemessung des Lohnes unbedingt seinen Ausdruck fand. Das war Stoltenkamp'sche Losung gewesen, und das sollte sie bleiben. Dabei fand jeder billig Denkende seine Rechnung.

Er nahm sein Notizbuch und griff nach dem Bleistift.

„Wenn du nun so gut sein wolltest und mir mal die Namen und Ortsbezeichnungen der Rundschaft angeben, die für mich in Betracht kämen, wäre das sehr freundlich. Du kennst dich ja in beiden Lagern aus. Also beginnen wir mal mit der Enneper Landstraße. Die Grobheit schreckt mich nicht, und das Fluchen lernt sich.“

Sofort war der Kleine bei der Sache. Er nannte Weg und Steg, schilderte die Lage der verstecktesten Hämmer und Rotten, wußte von jedem mit kurzen Worten Betriebsart und Warengattung anzugeben und die Schwächen und Stärken des Eigentümers. Er wanderte mit dem Freund die ganze betriebsame Gegend ab, die sich vom Weichbild der schmiedereichen Stadt Hagen durch die Ortschaften Haspe, Börde, Gevelsberg bis zu den eisenhaltigen Quellen des Städtchens Schwelm und zum Weichbild der gewerbereichen Stadt Barmen an der Wupper zieht. Er ließ alles Unwesentliche beiseite. Er zeichnete in Worten klipp und klar eine Aufmarschkarte.

Früh Stoltenkamp staunte, aber er äußerte sein Staunen nicht. Er war viel zu sehr Sohn seiner Heimat, um sich in Geschäftsdingen nicht völlig in der Hand zu haben. In diesem Punkt verstanden sich die beiden verschiedenartigen Freunde ohne weiteres.

„Ich denke, Früh, das genügt für heute,“ sagte der Buchhändlerlehrling, „sonst wirfst du mir die Angaben

noch durcheinander. Ein zweites Mal nehmen wir die Leute an der Lenne vor, ein drittes Mal die an der Volme und der Emscher. Und bis zur Lippe können wir uns ausdehnen und bis zum Niederrhein. Mein Gott, wie reich ist das Land.“

Wieder hatte sich sein Gesicht gerötet. Er strich mit der Hand durch die Luft, als strich er das alles in seine Tasche.

Und Friß Stoltenkamp dachte: So weit können wir uns ausdehnen? Das soll doch erst der Anfang sein, das Sprungbrett für meinen Gußstahl. Für den Gußstahl, der die Welt beherrschen und umwandeln wird. Für den deutschen Stahl! Und auch seine Wangen brannten, als er sein Notizbuch schloß und die Taschenuhr zog.

„Mitternacht vorüber. Morgen müssen wir beide früh ins Geschirr. Hab Dank, Max, und komm gut heim.“

„Wann willst du die Fahrt antreten, Friß?“

„Diese Woche noch. Ich hab keine Zeit zu verlieren. Sobald ich meine Muster zusammengestellt habe, geht's los auf die Wanderschaft.“

„Wenn du bis Sonntag früh wartest, bring ich dich auf den Weg. Wir haben ein Stüd gemeinsam. Die Post kann dir zunächst nichts nützen. Wir kürzen ab, quer über die Ruhr, die Berge entlang und bei Volmarstein hinüber. Vor Tag und Tau sind wir unterwegs.“

„Gut. Sagen wir Sonntag früh um vier. Ich berechne eine Woche für die Reise.“

„Sätt ich eine Woche, wollt ich halb Rheinland und Westfalen erobern. Am Abend muß ich zurück sein.“

Friß Stoltenkamp brachte den Freund über den Hof bis an den Weg. In der Nacht sah er ihn verschwinden. Mit hochgezogenen Schultern wie einen gedrückten Buchhändlerlehrling. Und als er sich wandte und sah, daß

das Haus im Dunkel lag von der Schlafkammer der Mutter an bis zu den Dachstuben der Geschwister, ging auch er zu Bett wie ein müde gewordener Junge. — —

Die Mutter hatte den Plan gutgeheißen. Was ihr Großer vorschlug, waren keine Traumgebilde und Hirn-
gespinste, das hatte irdisches Knochengerüst und stand mit beiden Beinen auf der Erde. „Du wirst diese Abende nun wohl die Buchführung allein machen müssen,“ meinte sie, „denn ich werde deine Kleider nachzusehen und dir auch noch Wäsche zu nähen haben. Der Teilhaber der Firma Friedrich Stoltenkamp darf wohl zu Fuß kommen, aber sonst — untadelhaft.“

„Ja, Mutter, aber du mußt bei mir sitzen.“

„Du Schürzenkind,“ scherzte Frau Margarete und fuhr ihrem ernstesten Jungen durch das dicke, aschblonde Haar.

Fritz Stoltenkamp ging hinüber zum Schmelzbau und ritt hinaus zur Mühle. Wie alltäglich. Und Tag um Tag. Nur noch gewissenhafter vollführte er sein Tagewerk, und noch weniger Freizeit gönnte er sich als sonst. In den Stunden, in denen für seine Leute die Arbeit ruhte, wählte er Stahlproben in Stangen von verschiedenen Dicken, vorgearbeitete Platten und Muster fertiger Werkzeuge, alles sorgsam geordnet nach dem Bedarf, den die Leute von der Enneper Landstraße haben mochten. Nichts Überflüssiges. Aber auch nichts, was der Zufall hatte besonders gut geraten lassen. Er wollte jederzeit in der Lage sein, nach den vorgelegten Proben zu liefern. Kein Stück durfte fehlgehen. Sein Stahl mußte unangreifbar sein.

Sein Stahl. Bis jetzt war es seines Vaters Stahl gewesen. Nun wartete der Stahl auf ihn. Und so sollte es sein. Jeder in der Reihe, die da folgen würde, sollte ihn so hegen und pflegen, daß er ihn als seinen Stahl weitergeben könnte.

Dann rief er sich den Frowein heran und ließ ihn ein paar Tage nicht von der Seite. Auch mit zur Mühle mußte er hinaus und unter den Augen seines jungen Herrn den Redhammer tanzen lassen und am Amboss stehen. Und der Frowein bewährte sich, wo er auch hingestellt wurde.

„Ihr sollt nun mal ausprobieren, Frowein, wie es mit der Verantwortung geht und dem Pfeifen. Ich will eine Woche in die Rundschaft.“

„Herr Stoltenkamp,“ sagte der Krausköpfige und lachte, „Runden schaffen ist schwerer, als Ware schaffen. Da hab ich von uns beiden doch wieder das leichtere Teil erwischt, und es kann vorderhand beim Pfeifen bleiben.“

Abends aber saß Fritz Stoltenkamp am Arbeitstisch der Mutter gegenüber. Aus der Wohnküche klang gedämpft und gleichförmig die Stimme Eberhards herüber, der seine Aufgaben für die Schule lernte. Er war von schneller Auffassungsfähigkeit und einer Begabung, die ihn spielend durch die Schule trug. Dadurch aber kam auch etwas Schnelles und Spielerisches in alles, was er vornahm. Das Blut der Großmutter fehlte in der sonst so glücklichen Mischung von Vaters und Mutters Blut. Amalie, die Schwester, wirtschaftete in der Küche neben ihm, ohne sonderliche Rücksichten zu nehmen. Sie war klug und pflichtgetreu, doch ihr fehlte der Liebreiz und die Lebensfroheit, ohne daß sie es bemerkte.

Fritz Stoltenkamps Feder fraßte über das Papier der Geschäftsbücher. Frau Margaretes Nadel flog durch das Leinen und stichelte ohne Unterlaß. Und doch wußte jeder, daß er nur aufzuschauen brauchte, um dem Blick des anderen zu begegnen. Erst geschah es lächelnd. Und dann wurde es der Blick der schönen stillen Feierstunde.

Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 8

Abend für Abend saßen sie so. Glücklich, für einander schaffen zu können. Und für das gemeinsame Werk.

Einmal fragte Friß Stoltenkamp die Schwester: „Kennst du Mathilde Schlehtendahl? Sie ist deine Mitschülerin, wie ich höre.“

Amalie krauste die Nase.

„Sie ist ein sehr schönes Mädchen und sehr klug. Aber ich mag sie nicht.“

„Doch nicht, weil sie von geringen Leuten ist? Ihr Bruder ist mein Freund.“

„O nein. Nicht weil sie von geringen Leuten ist, sondern weil sie sich an uns von altem Namen so heranwirft.“

Friß Stoltenkamp lachte. Heranwachsende Mädchen hielten doch immer mehr auf Namen und Herkunft als heranwachsende Männer. Sie konnten es umkleiden, wie sie wollten. Bei ihnen entschied die Geburt, bei den Männern die Lebensleistung. Und er kam sich seiner Schwester sehr überlegen vor. —

Es war kaum vier Uhr morgens, als die beiden Freunde in den noch schlummernden Sonntagmorgen hineinmarschierten. Die erste keusche Sonnenhelle spann über dem Land, das so unhörbar atmete, als wäre der aufsteigende Feiertag nur ein Traum in seinem Werktagsleben, den man nicht verjagen dürfe. Das Schweigen in Gruben, Eisenhütten und Hammerwerken legte sich fremdartig auf die Sinne und zwang das Gemüt, eine schweigende Einkehr zu halten.

Stumm marschierten die Freunde eine Strecke Wegs durch die Felder. Friß Stoltenkamp trug eine breite lederne Tasche wie eine Jagdtasche umgeschnallt, in der seine Stahl- und Werkzeugproben in Futteralen staken. Der Buchhändlerlehrling hielt einen schmalen, flachen

Raſten in der Hand, den er an einem gewirkten Gurt auf den Rücken nehmen konnte wie einen Torniſter. Seit er bei ſeiner Rundschaft in Anſehen ſtand, genügte es, Muſter mitzuführen ſtatt der ſchweren Warenauslage. Mit ausgreifenden Schritten ging es eine gute Stunde gen Oſten, um die großen Flußkrümmungen zu meiden, und dann in einem ſcharfen Winkel gen Süden zur Ruhr hinab. Ein paar Gloden riefen durch die Morgenſtille. Andere gaben Antwort. Und die Feiertänze ſtiegen aus der Fülle der Ortſchaften.

„Leben, Leben,“ murmelte der junge Buchhändler, und Ohr und Augen berauſchten ſich, „dich will ich gewinnen.“

„Ich hör nur das Leben unter der Erde,“ ſagte Friß Stoltentkamp, und ſein Schritt blieb gleichmäßig. „Das Leben, das aufgeweckt werden will für die Hunderttauſende. In jedem Fußbreit Boden unter uns liegt es und wartet. Die Kohle, das Eiſenerz, das Kupfer, und will lebendige Arbeit werden. Arbeit für alle. Lohn für alle.“

„Ach, Friß, das liegt ſeit Jahrtauſenden und Jahrtauſenden an der Ruhr, und es kamen nur die kleinen Propheten und kein Meſſias. In den Stiftungsbriefen von Eſſen und den Urkunden von Dortmund wird die Steinkohle ſchon im vierzehnten Jahrhundert erwähnt, und zu Werden und Kettwig wurde ſie ſchon zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts auf der Ruhr verfrachtet und in Karren bis tief ins bergiſche Land gebracht. Eiſen und Metalle aber grub man hier nicht nur ſchon im Mittelalter, ſondern in der älteſten Heidenzeit, und die alten weſtfäliſchen Sagen erzählen dir viel von Gold- und Silberbergen. Wenn du durch die Wälder läuſt, triffſt du auf rieſige Schladdehaufen, die ſchon auf den Bergbau

der alten Germanen und ihrer Fronherren, der Römer, schließen lassen, ja sogar weiter und immer weiter noch zurück bis auf die keltischen Ureinwohner. Und unser bestes märkisches Stabeisen, der Osemund, stand schon im vierzehnten Jahrhundert dem schwedischen gleich. Arbeit, sagst du, Lohn für alle. Ich meine, dafür wäre Zeit genug gewesen."

"Die Zeit muß reifen," beharrte Friß Stoltenkamp. „Wie das Eisen und die Kohle in der Erde. Und wie eine reife Fruchtkapsel springt, berstet die Erde und gibt ihren Segen her für den, der die Arme reden will. Ich hör schon das Krachen und Knattern im ganzen rheinisch-westfälischen Land. Das ist Männermusik."

"Die Engländer werden euch die Not unterlegen wie immer. Was aus der deutschen Heimat kommt, taugt nicht. Das ist deutsche Art von alters her, Friß. Im Jahre 1626 wurde den Aachenern verboten, ihre Ware anders als unter deutschem Namen herausgehen zu lassen. Und wie die Aachener machten es die anderen."

"Du bist sehr belesen," sagte Friß Stoltenkamp. „Schade um die verlorene Zeit, denn du wirst umlernen müssen, so sicher, wie wir hier in die Sonne hineinlaufen. Und daran soll, so Gott will, der deutsche Stahl seinen Anteil haben."

"Der deutsche Stahl? Dein Gußstahl? Du weißt so gut wie ich, daß die deutschen Werkzeugfabrikanten ihren Waren den englischen Stempel aufdrücken, um ihnen erhöhtes Ansehen zu geben. Ach Gott ja, wo ist Deutschland?"

Und Friß Stoltenkamp antwortete: „Deutschland wird dort sein, wo sein Stahl ist, und sein Stahl wird dort sein, wo Deutschland ist."

"Das sind Runenworte, mein lieber Friß. Ich höre

die Beleda der alten Germanen durch die westfälischen Wälder murmeln.“

„Hör lieber auf einen lebendigen Mann als auf ein totes Weib. Ich meine klipp und klar: unser deutscher Stahl muß und wird durch unsere Arbeit so sehr an Güte zunehmen, daß das englische Warenzeichen nur noch als Merkmal für geringere Güte zu gelten hat, und Deutschland wird groß und mächtig werden, wenn es sich auf die Erstarkung seines Wirtschaftslebens besinnt und dadurch seine Mannbarkeit in allen Knochen spürt.“

„Du sprichst,“ spottete der Freund, „als hättest du einer der Fürsorgereden Karl Schultes beigewohnt.“

„Karl Schulte sieht nur die Arbeiterlage. Ich sehe die Arbeitslage. Das Werk muß dem Einzelnen vorausgehen. Es ist das Bleibende.“

„Zunächst hab ich Verpflichtungen gegen mich selbst.“

Fritz Stoltenkamp lachte. „Erst komme ich, sagt der Hanswurst zu Beginn der Vorstellung, und zum Schluß reißt er sich den Budel.“

Max Schlechtendahl lachte mit. Er war nicht übelnehmerisch. Und sie holten den Fährmann aus seiner Hütte und setzten über die silberne Ruhr. Drüben grüßten die Trümmer des Isenberges, auf dem einst der Mörder des Kölner Erzbischofs Engelbert gräflichen Hof hielt, und die Burgruine Blankenstein seines Nachfolgers in Amt und Lehen.

Fritz Stoltenkamp deutete auf die Hammerwerke im Tal. „Ein anderer Adel kommt herauf. Der Adel der Arbeit.“

„Streckenweise, Fritz, und alles nach der Bodenbeschaffenheit. Als der Teufel einst mit einem Sack voller Adligen unter dem Arm über Westfalen flog, war der Sack so prall, daß ein paar über der Mark und dem Hell-

weg herauspurzelten, über dem Münsterlande aber der Saß barst und sie allesamt herunterfielen. Geh du nur mal ins Münsterland.“

Das war ein Sonntagswandern, die blühende Ruhr zur Linken, zur Rechten rauschenden Buchen- und Eichenwald. Kein Mensch begegnete ihnen auf den einsamen Wegen, bis die Burgruine Volmarstein von dem Hügelrücken blickte, der das Ruhrtal von dem Tal der betriebsamen Ennepe schied. Und hier schieden sich auch die Wege der Wanderer.

„Von dort oben,“ sagte der Buchhändler, „wirst du — wie einst Moses Kanaan — die gesegnete Enneper Landstraße erblicken. Stirb nicht vor Glüd. Wappne dich und ziehe ein. Ich habe den Kammerdirektor des Alten Frik in Ostfriesland, Daniel Venz, im Verdacht, daß er mit seiner Druckschrift: ‚Beweis, daß diejenigen, so Christum gekreuziget, Westfälinger gewesen,‘ nur das Urvolk der Enneper Landstraße gemeint haben kann. Glüd auf, Frik!“

„Glüd auf, Max!“ Und Frik Stoltenkamp setzte in seinem gleichmäßigen Schritt den Weg fort, erstieg die Höhe und wandte sich, ohne die Burgruine weiter zu betrachten, ins Tal hinein der Gevelsberger Landschaft zu.

In einem Wirtshaus, frei an der Landstraße gelegen, fand er Unterkunft. Und da der Wirt ihn bedeutete, daß die Schmiede und Schleifer auch am Sonntag kein Verbrechen darin sähen, über Geschäfte zu reden, so erquidte er sich nur an einem handfesten Frühstück und dem ortsüblichen Schnaps und suchte den nächstgelegenen Hammer auf. Munter sprang die Ennepe an seiner Seite dahin, die Spaken zwitscherten aus allen Heden, und die Frühbirnen polterten lustig von den Bäumen.

„Das ist ja urgemütlich,“ dachte der junge Reisende,

trat in einen Garten ein und wurde von einem wütend um die Ecke schießenden Spitz beinahe zu Boden gerannt.

„Pfeifen Sie doch den Hund zurück,“ rief Fritz Stoltentkamp einem gedrunghenen Manne zu, der seelenruhig unter seinem Birnbaum saß und dem Toben des Hundes zusah. „Das Tier zerreißt mir noch die Hosen.“

„Dä Spitz tut nix als seine Schuldigkeit. Dä Spitz weiß, wann ich meine Ruh brauch, und wer mir nix, dir nix eintreten darf un wer nich. Sie nich! Gottverdimich nochmal. Ich bin doch noch Herr im Haus.“

„Das Tor steht doch sperrangelweit offen! Wie soll da ein Mensch wissen, was hier für ein Grobian wohnt?“

„Was hier für ein — —? Spitz, has du dat gehört, wat sich da einer von deinem Herrn zu sagen erlaubt hat? Has du et nich gehört, du Mistvieh?“

Da beugte sich Fritz Stoltentkamp kurz entschlossen nieder, packte den wie irrsinnig schnappenden Hund im Genick und schleuderte ihn durch die Luft zu seines Herrn Füßen. „Glück auf!“ rief er zornig dazu.

„Glück auf?“ wiederholte der Mann, gab dem winselnden Hund einen Fußtritt und redete fragend den Kopf, ohne sich zu erheben. „Wollen Sie damit sagen, dat sie vom Fach sind un nich so'n verfluchter papierner Tagelöhner, wie sie jetzt die Enneper Landstraße zu Dutzenden verludern? He?“

„Wer ich bin und was ich hier wollte, geht Sie doch wohl den Teufel an. Meine Handschrift kennen Sie ja.“

„Die Handschrift is nich schlecht,“ grinste der Bierströttige, „un Umgangsformen scheinen Sie ja auch zu haben. Na denn man nich müdfig und Platz genommen. Mein Name is Steper.“

„Fritz Stoltentkamp. Mitinhaber der Firma Friedrich

Stoltenkamp, die das Geheimnis des deutschen Gußstahls besitzt.“

„Sie nehmen dat Maul nich schlecht voll. Da soll mich doch einer von hinten und von vorn begutachten, wenn ich so einem Maulhelden je im ganzen Leben begegnet bin.“

Früh Stoltenkamp griff in die Umhängetasche. Er holte ein Stück seines Stahls hervor und hielt es dem Mann unter die Augen.

„Ich würd mir doch die Sache erst mal betrachten, bevor ich mir als alter Hammerschmied vor einem Wildfremden die Blöße gäb.“

Der Mann sprach irgendeinen Gruß, griff zu und besah und befühlte das Stahlstück von allen Seiten. „Ja, ja, dat is un bleibt en Stück Stahl. Also Gußstahl. Aber et kommt mutterseelenallein darauf an, wie et sich unterm Hammer benimmt. So’n Laufegußstahl wie der deutsche reißt schon aus allen Fugen, wenn man’n bloß mit em Hammer mal leise tätshelt. Haben Se keinen englischen? Da ließ sich en Wort reden.“

„Ich will Ihnen mal was vorschlagen, Herr Sieper. Sie reden nicht, und ich rede nicht, und wir gehen jetzt zu Ihrem Redhammer und lassen da mal ganz allein meinem Stahl das Wort. Mit Schmeicheleien kommen wir nicht weiter.“

„Dunnerschlag,“ staunte der Mann, „Sie gehen auf et Ganze. Aber so gut steh ich mich nich mit’m Pastor, dat ich et wagen könnt, am heiligen Sonntag de Schleuse zu ziehen un et Hammerwerk durch die stille Natur rattern zu lassen. Ich hab ihn letzten Sonntag im ‚Schafstopp‘ mit einem Taler sieben Silbergroschen hereingelegt, un wenn der einen Sonntag schlechte Karten gehabt hat, schimpft er den anderen auf der Kanzel über Sonntags-

entheiligung. Morgen früh, so früh Sie wollen. Mein Hammerwerk können Sie sich aber inzwischen begucken. Kommen Sie gleich mit durch die Wiese. Der Spitz is lusch.“

Und wie zwei alte Bekannte gingen sie ins Hammerwerk und betrachteten es, wie man eine trachtige Ruh betrachtet, und Friß Stoltentkamp klopfte dem mächtigen Redhammer auf die Backen und lobte: „Das ist ein prächtiger Knabe.“

„Un doch is noch en Fehler dabei,“ meinte Sieper mit zusammengekniffenen Augen. „Dat Gußeisen nugt sich an der Schlagfläche vom Hammer zu rasch ab un schmiedet dann kein glatt Stüd mehr. Dat macht viel Ärger un kostet Zeit un Geld, bis man dat Hammereisen wieder ausgewechselt hat.“

Friß Stoltentkamp untersuchte den Redhammer mit der Sorglichkeit eines Zahnarztes. Der Mann da brachte ihn auf einen Gedanken. Hier war wieder ein Feld für seinen härteren und doch elastischeren Gußstahl. „Herr Sieper,“ sagte er nach einer längeren Weile, „dem Fehler kann abgeholfen werden. Ich besorg Ihnen das, und Sie sollen Ihre helle Freude daran haben.“

„Wieso besorgen Sie mir dat?“ fragte der Mann mißtrauisch.

„Ich setz in einen Falz der Hammerbahn einen schmalen Sattel aus Gußstahl ein. Wie, das wird sich schon finden. Ich mach mir heute nachmittag noch den Entwurf. Und dann können Sie mit dem Hammer den härtesten Stahl schmieden, bis Gott weiß wann. Mein Stahl gibt nicht zuerst nach.“

„O Sie Dunnerschläger,“ wunderte sich der Mann, der den Vorschlag blicks schnell erfaßte. „Un morgen früh mit dem Frühesten treten Sie an. En Wort is en Wort.“

Un jeh kommen Sie man gleich mit un essen en Löffel Suppe mit. Aber nich die Magd kneifen. Die Frau kann dat nu mal nich leiden."

Und Friß Stoltenkamp aß im Sieperhaus an der Enneper Landstraße zu Mittag. Die Frau war frisch und gesund und die Magd ein Rader. Aber die Hauptsache blieb, der Hausherr war sein guter Freund, und er mußte sich dreimal eine Scheibe Rindsbraten nehmen, so dick wie ein Finger, bis der Hausherr sich befriedigt erklärte. „Nu machen Sie sich aber gleich an den Entwurf von dem Gußstahlsattel," drängte der Hammer Schmied und begleitete den Gast durch den Baumgarten. „Um sechs können Sie wohl wieder hler sein. Dann gehen wir zu Wesers auf dem Vogelsang Bier trinken. Da finden Sie die ganze Masselbande von Schmieden und Schleifern beisammen, un ich führ sie gut ein."

Vom Birnbaum purzelten ein paar Früchte. Er nahm sie auf und biß zärtlich in eine hinein. „Dat sind Honigbirnen. Ende August schon reif. Bei dem rauhen Allma." Er biß auch in die andere. „Schütteln Sie mal. Dann kommen mehr."

Pünktlich um sechs Uhr nachmittags trat Friß Stoltenkamp im Sieperhause wieder an. Der Entwurf war fertig, der Sattel sauber gezeichnet und bis ins Kleinste auf das Maß seiner Leistungsfähigkeit berechnet. Sieper las das mehrere Male mit gespannter Aufmerksamkeit und betrachtete mit Andacht die einfache Zeichnung. „Dat is klar wie Sonntagsbier," sagte er endlich, „un ich führ dat auf der Stelle ein. Und die anderen werden dat auch einführen, wenn se sich noch nich dat letzte Hirn weggeschlossen haben. Un deshalb müssen wir nu wirklich machen, dat wir zum Sonntagsbier kommen."

Das war bei Wesers auf dem Vogelsang! In der

geräumigen Bauernstube saßen die Männer der Enneper Landstraße dicht gedrängt auf den langen Bänken, die Arme aufgestützt, das Bierglas vor sich. Aber es war kein Vogelklang, was den Eintretenden entgegenscholl, sondern ein Lärm und ein Gewitter von Kraftworten, als ob der nächste Griff nach dem Stuhlbein sein müsse. Und doch war es nur ein Überschuß an urwüchsiger Kraft und Gesundheit, und sie nannten es ‚mal in Gemütlichkeit sein Glas Bier trinken‘.

„Der Sieper! O du verdammichten Kerl, wat för'n Giraffe schleppst denn du ran?“

„Dat es hie kein zoologischen Garten, du ollen Tierbändiger.“

„Kann de Jong ook schon et Supen verdreegen? Sons giww en an de Küche aff. De Hulda hat lang schon nix Kleines gehabt.“

Die Magd schlug mit dem Handtuch. Die Männer gröhlten vor Vergnügen.

„Holl et Muhl,“ schrie Sieper in den Lärm, „on macht Plah. Dat's hier der Herr Stoltenkamp. Ob he supen kann, dat werd he uns schon wiesen, äwer dat he mehr von Iesen on Stahl versteht als dä ganze Kadautisch hier, dat es so utgemacht wie die Tugend von Hulda. Hulda, zwei Glas Bier.“

Frik Stoltenkamp rückte in die Bank ein. Und die Männer machten bereitwillig Plah und begrüßten ihn ganz vertraulich. „Nix für ungut, Herr Stoltenkamp, aber Spaß muß sein. Zumal am Sonntag.“

„Profit,“ sagte Frik Stoltenkamp, blies wie sein Nachbar den Schaum vom Glas und tat einen guten Zug.

„Profit,“ erscholl es um den Tisch herum. „Wohlsein, Herr Stoltenkamp.“ Und die Hulda mußte frische

Füllung bringen und freischte nur, wenn's ihr gar zu handgreiflich wurde.

„Meine Herren,“ sagte der Hammerschmied Sieper mit einiger Wichtigkeit, „wat ich gesagt hab, dat hab ich gesagt, un ich hätt mir nich erlaubt, den Herrn Stoltenkamp mitzubringen, wenn er nich selbs sein lebendiger Zeuge wär. Von der Firma Friedrich Stoltenkamp, die dat Geheimnis des deutschen Gußstahles besigt, hat wohl jeder Schafstopp gehört, soweit er vom Fach is. Hören und glauben is zweierlei. Morgen früh macht der Herr Stoltenkamp bei mir am Redhammer sein Probestück. Un fällt dat gut aus, dann kömmt er zu euch un überschlägt keinen. Wat ich aber sagen wollte, is dieses.“ Die Kehle war ihm trocken geworden. Er nahm sein Glas. „Profit.“

„Sup jeh nich, Sieper. Red!“

„Also als wir mein Hammerwerk besichtigen un ich dem Herrn Stoltenkamp slag, dat sich die Fallhämmer an der Schlagfläche so rasch abnutzen, hat der junge Mann dat 'eraus wie et Huhn et Ei. Ruhig, sag ich. Ich hab die Zeichnung un die Berechnung. Der junge Herr Stoltenkamp hat sie gleich heut nachmittag in aller Gemütsruh angefertigt. Un ich hab sie mitgebracht. Jawoll, jekt könnt ihr Hälse machen. Also kurz un gut, hier is sie. Ich stell sie zur allgemeinen Besprechung. Un nu sag noch einer, dat der Sieper nix für die Enneper Landstraße tät, ihr Sakermenters.“

Der Entwurf ging von Hand zu Hand. Die Berechnungen wurden laut und umständlich nachgerechnet. Als das Blatt zu seinem Eigentümer zurückkehrte, war es naß von Bier und zerfrittet von rauen Männerfäusten. Aber es hatte seine Wirkung getan.

„Dat leuchtet ein wie ne Kerze.“

„Dat wär zu überlegen.“

„Überleg du, bis du deinen leeren Kopp selbs unter deinen Hammer legen kanns. Als alt Eisen. Dat hier, dat is eine Sache von Hand un Fuß, un wer dat nich ein-
sieht, un wat sie für alle bedeutet, un sich noch heraus-
nimmt, von ‚überlegen‘ zu reden, der soll doch, so wahr
ich Sieper heiß un als gelernter Hammerschmied jeder-
mann ungespigt in den Boden schlag“ — —

„Herr Stoltentkamp,“ wandte sich der Angegriffene
an den Gast, „nu sagen Sie mal selbs: Wenn ich sag
‚überlegen‘, is dat nu wirklich geschimpft oder is dat nur
so harmlos dahergeredt?“

Fritz Stoltentkamp beruhigte die Streitenden. Er
sprach von den Versuchen seines Vaters, von der Ent-
wicklung des Gußstahls, von seiner noch unübersehbaren
Verwendungsmöglichkeit. Er sprach von den billigen
Überschwemmungen des deutschen Marktes mit englischer
Ware, die auf gut Glück gekauft werden müßte, ohne daß
Sicherheit gewährleistet würde, ganz abgesehen davon,
daß das gute deutsche Geld das Ausland nur immerfort
bereicherte und das prohenhafte England uns dafür als
seine Lohnarbeiter betrachte und demgemäß behandle.
„Aber den deutschen Stolz,“ fuhr er mit heiß gewordenem
Kopf fort, „den will ich jezt gar nicht wachrufen. Nur
den deutschen Verstand. Und der ist wohl hier auf der
Enneper Landstraße zu Hause, wie nur irgendwo. Ich
will meinen Stahl bei jedem von Ihnen jeder Probe
unterwerfen und für jede Stange, die ich Ihnen liefere,
und für jedes Werkzeug, das Sie von mir kaufen, jede
Haftung übernehmen. Was Sie mir zurückschicken, er-
setze ich. Das bin ich meiner Firma und dem Ruf meines
Gußstahls schuldig, der als erstes deutsches Erzeugnis der
Engländerei den Krieg erklärt hat.“

Er hielt inne, empfand die Stille, wischte mit der Hand über die schweißnasse Stirn und tastete nach seinem Glas. Es war weg.

„Herr Stoltenkamp,“ sagte sein Nachbar zur Rechten, „dürfte ich Sie zu einem Glase Bier einladen?“

„Herr Stoltenkamp,“ sagte sein Nachbar zur Linken, „dürfte ich wohl dasselbe tun?“

„He, Hulda, Blume der Ennepe — ed soll die wall Beene maßen?“

„Prosit, Herr Stoltenkamp. Eisen un Stahl!“

„Un Deutschland inmitten!“

„Un nu noch einmal!“ — „Un nu erst grad!“

Die Menschen schrien, die Menschen lachten, daß es schallte, die Menschen sangen und trommelten. Es wurde Nacht, und keiner fragte danach. Bis sie plötzlich in einem Rudel aus der Türe drängten und jeder befriedigt von dem schönen Abend nach seinem Rotten strebte.

So begann Fritz Stoltenkamps erste Fühlungnahme mit der Rundschaft. Er vergaß es sein langes Leben nicht.

Es folgte eine Woche, die an Friß Stoltensamps Körper und Geist die stärksten Anforderungen stellte. Vom ersten Arbeitsmorgen an, den er in Slepers Hammer verbrachte, merkte sein nur auf die Wirklichkeit gerichteter Verstand gar bald, daß es unter den alten Praktikern für ihn mehr zu lernen als zu lehren gab. Und während er unermüdlich am Redhammer wie beim Schleifen und Polieren des Stahls die hervorragenden Eigenschaften seines Gußstahls bewies, lernte er gleichzeitig die Forderungen kennen, die für jede einzelne Arbeit an dasselbe Werkzeug gestellt wurden und seine Beschaffenheit demgemäß regelten und bestimmten, lernte er die Kunstgriffe, die die Handwerksmeister im täglichen Umgang zur Verbesserung und Erhöhung der Leistungsfähigkeit erfunden hatten, lernte er vor allem die Bedeutung der angewandten Eisenarten kennen und ihr Verhalten in jedem Einzelfalle. Eine Eisenlieferung von geringerer Güte und ohne eine der geschickten Vorproben, wie sie diesen Männern aus der Schule des Lebens erwachsen waren, und kein Fleiß und Kräfteaufwand vermochte fehlerhaften Ausfall, Zeit- und Geldverluste zu verhindern.

Die Meister aber erfreuten sich in der Stille an dem scharfsichtigen und unermüdlichen Jüngling, der nach ihrer Art in der Arbeit das Tagesgebet sah und im übrigen

nicht empfindlich war gegen eine Verbheit und eine Natürlichkeit, und da er selbst von seinem Wissen jedem gab, was er nur davon benutzen mochte, so gaben sie ihm von ihrem Wissen und ihrer Erfahrung, wiesen ihm, was ihre Werke zu leisten vermochten und was noch not tat, und saßen des Abends mit ihm vor den Haustüren und besprachen dasselbe noch einmal bei der Pfeife.

Immer weiter zog Friß Stoltenkamp die Enneper Landstraße entlang, und wo er seine Geschäfte erledigt hatte, fand er immer einen Meister, der nach Feierabend seine Jade überzog und ihn persönlich in den benachbarten Bezirk einführte. Und nach Überwindung der ersten groben Höflichkeiten war er bald bei Schmieden und Schleifern, Gürtlern und Gerbern zu Hause, und jedes ihrer Werkzeuge und selbstgefertigten Hilfswerkzeuge wurde ihm geläufig, wußte er auf Arbeitswert und Verbesserungsmöglichkeit zu bestimmen. Wie man ihn aber selber gern gewann in seiner geraden und gesunden Art, der jede Überschwenglichkeit meilenfern lag, so gewann man auch wachsendes Zutrauen zu seinem Stahl und den vielen Verwendbarkeiten, die ihm der junge Erzeuger in rasch zupadender Erfindergabe, oft in wenigen Strichen auf ein Blatt Papier, anwies. Die Aufträge auf Gußstahlsättel zur Dauerhaftmachung der Hammerbahnen mehrten sich, und an Bestellungen auf unbearbeiteten Gußstahl und fertige Werkzeuge lag auch ein lohnender Posten vor. Friß Stoltenkamp konnte zufrieden sein mit der Ausbeute seiner ersten Geschäftsfahrt.

Am Sonnabendabend machte er in der Gegend von Herdede Schluß. Einer erneuten Sonntagsheiligung im Kreise der Hammerschmiede wollte er entgehen. Sie war ihm doch zu anstrengend nach der Probe auf dem Vogel-sang. Todmüde vom Schaffen legte er sich früh zur

Ruhe, um zeitig auf den Beinen zu sein und die Heimfahrt anzutreten.

Die Heimfahrt! Wie wohl und weich das Wort war nach der langen Wochentätigkeit. Er kuschelte sich hinein wie in eine Decke, und als er einschlief, dachte er an das Wunder daheim — die Mutter.

Die Glocken läuteten, als er nach langem Schlaf erwachte. Die Jugend hatte ihr Recht gefordert, und er sah, daß er den Abgang des Postwagens verschlafen hatte. Ein Blick zum Fenster hinaus zeigte ihm die Welt in goldener Septembersonne, und sofort beschloß er, die Ruhr hinab bis zur Stadt Witten zu wandern, um dort die bequemere Postverbindung zu erreichen.

Die Tasche umgehängt, das Merkbüchlein mit den Bestellungen, Aufzeichnungen und Entwürfen wohl verwahrt, machte er sich auf den Marsch. Die Ruhr tänzelte und glitt spiegelblank an seiner Seite als Wanderkamerad, und von den Waldhügeln des Ardengebirges mischte sich verträumtes Rauschen in das leise Geflüster des Flusses. Die Augen weit geöffnet, aber den Blick nach innen gerichtet, ging Fritz Stoltenkamp seinen Weg. Er träumte nicht wie die verschwiegene Wälder des Ardens und tanzte nicht wie die Ruhrwellen, die sich von der Stadt Witten ein Vergnügen zu versprechen schienen. Er ging ganz einfach die Ergebnisse der vergangenen Woche durch, veranschlagte Arbeit und Verdienst und legte sich die kommende Woche zurecht in ihren Erfordernissen und ihrer lohnendsten Bewältigung. Es wurde Mittag, und er hatte die Schönheiten dieses Fleckens Erde nur an der Stille empfunden, in der seine Gedanken ungehemmt Aufgaben zu stellen und zu lösen vermochten, und mit den Augen nichts von all der lockenden Poesie gesehen.

Da lag der schmutze Ort Witten, dem seit ein paar
Die Stoltenkamp und ihre Frauen. 9

Jahren die Stadtrechte verliehen worden waren, aus trägen Jahrhunderten erwacht wie das Eisen und die Kohle, denen er sein lachendes Erblühen über Nacht verdankte gleich den vielen anderen Orten und Orten im Wassergebiet der Ruhr und ihrer reichen Berge. Fahnen hingen aus den Häusern, und grüne Gewinde zogen sich über die Straßen, von Musikklangen überflattert und einem Gewirr kreischender Töne. „Was gibt's denn hier?“ fragte Friß Stoltentkamp einen Bürger, der sich in der Haustür sonnte.

„Wittener Pferdemarkt. Das weiß doch jedes Kind an der Ruhr.“

Die engen Straßen waren mit Menschen überfüllt, die sich ziellos und zwecklos durcheinander zu schieben schienen. Männer der verschiedenen Ortschaften feierten Wiedersehensfeste, Frauen begrüßten sich mit aufschreiendem Staunen, Kinder waren dort, wo man sie nicht brauchte, und wo man sie zur Hand haben wollte, nirgend zu finden. Vom Markt aber und den unbebauten Plätzen scholl das schmetternde Gewieher der Hengste, die weichere Antwort der Stuten, das ausgelassene Trompeten der springenden Fohlen. Und in langgezogenen Tönen muhten die Rühr nach dem Kalb, das sie dem Käufer zu schenken sich verpflichteten. Aber alles hinweg Orgel und Schlagbeden des Karussells, Flintengeknatter an den Schießbuden und die heisere Stimme des Ausrufers, der heute, aber auch nur heute zu Ehren des Wittener Pferdemarktes und einer nicht genug zu schätzenden hohen und höchsten Rundschaft aus Stadt und Land zu einem Paar Hosenträger eine funkelnagelneue Nankinghose zugab. Knallend flog der Handschlag durch die Luft, mit dem die Männer Westfalens ihre Geschäfte abschlossen, fester als mit Schrift und Siegel, und in den Wirtshäusern drängten

sich die Marktgäste an den Tischen, um einmal im Jahr etwas drausgehen zu lassen.

Auch Friß Stoltenkamp spürte Hunger und Durst, und da er festgestellt hatte, daß der Postwagen erst in einigen Stunden ging, arbeitete er sich auch in eine Wirtsstube hinein und eroberte sich einen Fensterplatz. Da saß er, und um ihn knackten die Hühner- und Schinkenknochen, klirrten die Gläser unter dröhnenden Zurufen, begann ein niedersächsisch Lied die Reise, zündete ein derber Witz und löste die letzte Hemmung der Gemüter. Auf einem Brettertisch erschien ein vornehmer Herr in feinem Tuchfrack und gesticktem Hemd. Nachlässig fuhr er sich durch die Löwenmähne und winkte Schweigen. Starr über den Anblick gehorchte die Menge. Ein Gitarrenspieler hockte auf dem Tischorand und kimperte prüfend auf den Saiten. Und der vornehme Herr machte plötzlich ein verzücktes Gesicht, warf den Kopf in den Nacken, gab einen hohen, herrschsüchtigen Ton von sich und schmetterte ein Lied hinterdrein, eine Ballade von der Westfalen Liebling, Wittekind, dem Sachsenherzog. Die Leute stießen sich an und lachten wie besessen über die Heldengesten und das gewaltige Gesichterschneiden, und als er sich wiederum verzückten Auges an einem hohen, quellenden Ton zu berauschen schien, flog ihm flatschend eine Zitronenhälfte an den Kopf, bevor er sie abwehren konnte, und er brach mitten im Ton ab und sagte, das wäre „nich noblig“, mit einer halben Zitrone zu schmeißen, und es gehörte sich wenigstens das Rotelett dazu. Da jubelten ihm die Westfalen zu, daß die Wirtsstube erbebe, und der feine Herr nahm sofort einen Teller und ging abfammeln.

Als Friß Stoltenkamp sich wieder ins Freie gerettet hatte und über den Markt schlenderte, um die Fohlen zu bewundern, die mit ihren rosigen Schnauzen an allem

Erreichbaren herumstoberten, stehend davor zurückschreckten und es in neuem jähem Angriff durcheinanderwarfen, bevor sie in übermütiger Flucht von dannen stoben, hörte er plötzlich seinen Namen rufen und wandte sich suchend um. Aus der Gegend des Karussells winkten ein Paar Arme wie zappelnde Windmühlenflügel. „Stoltenkamp! Heda, Friß Stoltenkamp! Hierher, nur hierher spaziert!“

„Was! Max Schlechtendahl? Willst du Pferde kaufen?“

„Du sagst das in einem Ton, als ob du ‚Pferde stehlen‘ sagen wolltest. Einstweilen keins von beiden. Und später denke ich zu diesem Zwecke nicht nach Witten zu gehen, sondern zu einem Vollblutgestüt.“

„Recht so,“ lobte Friß Stoltenkamp trocken. „Bist du inzwischen geschäftlich hier?“

Der Kleine rieb sich die Hände. „Ich habe mir einen Tag Ferien gemacht. Heut ist ja doch das ganze Landvolk von weit und breit in Witten,“ fügt er wie entschuldigend hinzu, „da hätt’s mit dem Geschäft doch nicht geklappt. Da hab ich meine Schwester hierhergeführt. Die wird sich freuen.“

„Wo ist sie denn?“

„Dort auf dem Schimmel.“

„Alle Wetter, das Fräulein probiert sich schon einen Gaul aus? Das gefällt mir. Aber ich seh sie noch immer nicht.“

„Dort auf dem Karussellschimmel! Sie winkt uns doch in einem fort.“

„Auf dem Karussellschimmel?“ wiederholte Friß Stoltenkamp verdukt. „Auf dem hölzernen —?“ Und nun sah er ein schlankes Persönchen in einem bauschigen und geblühten Kleidchen, wie es zu Lebzeiten des Vaters

die Mutter getragen hatte, und mit einem breitrandigen bebanderten Sommerhut, unter dem ein schmales, elfenbeinfarbenes Gesichtchen mit dunklen Augen lugte. Er zog den Hut, und sie neigte den Kopf, als säße sie wirklich zu Pferde und sprengte an den Cavalieren vorbei in einen geheimnisvollen Märchenwald. Die langen Bänder ihres Sommerhutes umflatterten den kreisenden Holzschimmel, die Orgel schrie, und der Mann, der die Beden schlug, sang anfeuernd immerzu:

„Schimmela, Schimmela, hopfassa,
Schimmela, Schimmela: Bumm!“

Max Schlechtendahl strahlte bewundernd seine Schwester an. „Was jagst du dazu, wie sie im Sattel sitzt? Sieh nur! Sieh nur!“

„Im Sattel? Ach so — ja, freilich. Sie ist ein sehr schönes Mädchen, deine Schwester.“

„Nicht wahr, das ist sie? Ich kenn kein schöneres. Nun verstehst du auch — Gott ja,“ unterbrach er sich, „ich habe ja noch gar nicht gefragt, wie du nach Witten kommst? Geradeswegs von der Enneper Landstraße? Und nun willst du sie auf dem Pferdemarkt verdauen?“

„Es war eine glückliche Woche für mich, Max. Schweiß habe ich freilich lassen müssen. Bei deinem Freund Sieper fing's beinahe mit einem Handgemenge an. Aber dadurch lernten wir uns um so schneller schätzen, und das Endergebnis auf der ganzen Strecke ist überraschend gut. Vielen Dank, Max, für deine freundschaftliche Fürsorge. Letzte Nacht konnte ich schon in Herdede zu Bett gehen, und wenn ich den Postwagen nicht versäumt hätte, wär ich wohl jezt zu Haus.“

Gerade hielt der Schimmel knapp vor ihnen, und Mathilde Schlechtendahl schwang sich aus dem Sattel, daß die weißen Strümpfe aufleuchteten, und trat zierlich

zu den Freunden. „Mein alter Schulfreund Fritz Stoltenkamp,“ stellte der Bruder vor, „Mitinhaber der Firma Friedrich Stoltenkamp — meine Schwester Mathilde.“

Fritz Stoltenkamp machte mit gezogenem Hut eine tiefe, steife Verbeugung. Das junge Mädchen knidste ein ganz klein wenig und reichte zur Begrüßung die Hand hin, den Handrücken ganz damenhaft nach oben. Einen Augenblick wußte der große Junge nicht, was damit beginnen. Dann schüttelte er die Scheu ab und ergriff freimütig die Hand mit seinem starken Druck. „Entschuldigen Sie,“ sagte er erschrocken, als er bemerkte, wie sie zusammenzuckte.

„Sie sind sehr stark, Herr Stoltenkamp,“ meinte sie, „aber das gefällt mir gerade.“

„Denke dir,“ rief der Bruder, „er hat geglaubt, du rittest über den Wittener Pferdemarkt auf einem wirklichen Schimmel. Und ganz verdukt war er, als es nur ein hölzernes Karussellpferd war.“

„So? Das haben Sie geglaubt? Wie eine Märchenprinzessin, meinten Sie?“

„Ich reite so leidenschaftlich gern,“ verteidigte sich Fritz Stoltenkamp, „daß ich auf einem Pferdemarkt am allerwenigsten auf einen Holzschimmel raten konnte. Macht Ihnen das denn Spaß?“

„Vielleicht war es gar kein Holzschimmel, als ich darauf ritt. Als Märchenprinzessin kann man doch wohl verzaubern?“

„Hab ich denn von Märchenprinzessin gesprochen?“ sagte er ärgerlich. Er kannte sich in den Gewundenheiten nicht aus.

„Mathilde,“ jubelte der junge Buchhändler, „Mathilde, merkst du denn immer noch nichts? Er kommt von der Empeper Landstraße! Er ist vollgesehen von ihrer

Kultur! Ein Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte!

„Auch das gefällt mir,“ sagte das junge Ding mit einem spottenden Knids, daß die Mädchen sich auf der Erde bauschten. „Möchten Sie mich jetzt vielleicht ein wenig über den Markt führen?“

Der große Junge bekam einen dunklen Kopf. „Es tut mir leid, Fräulein Schlechtendahl, aber ich muß mich nach dem Postwagen richten.“

„Wir fahren auch mit dem Postwagen,“ legte sich der Freund ins Mittel, „aber mit dem Abendwagen. Natürlich fahren wir zusammen.“

„Ich sagte schon, Max, daß es mir leid tut. Ich bin auf keiner Vergnügungsfahrt und muß heim.“

„Vorhin,“ murmelte der kleine Buchhändler und nagte an der Unterlippe, „behauptetest du, daß du mir ein wenig dankbar wärst —“

Mathilde Schlechtendahl streckte ihm zum zweitenmal die Hand hin. Ihre dunklen Augen standen ganz still, nur etwas größer schienen sie jetzt in dem elfenbeinfarbenen Gesicht. „Gute Heimreise denn, Herr Stoltentkamp.“

Er hätte sich prügeln können. Aber das war nun zu spät. Konnten sie wirklich glauben, ihre Gesellschaft — paßte ihm nicht? Er preßte ihre Hand, die sie ihm mit einem leisen Ruck entzog, lüftete mit einer steifen Verbeugung den Hut, sagte dem Freund, er solle kein Narr sein, und schritt über den Markt durch das Menschengewühl dem Posthaus zu.

Wie wird sich Mutter freuen, dachte er, als er die Landstraße entlang fuhr. Aber seine eigene Freude war nicht mehr die von der Frühe. Es war ein Stäubchen hineingeraten, das immer wieder an die Oberfläche kam, so oft er es fortblasen wollte. Ganz ärgerlich wurde er,

und noch ärgerlicher, als ihm sein rechtliches Gewissen sagte, daß er selber und er nur ganz allein die Schuld trage. Mußte er sich denn benehmen wie ein Bauer? Konnte denn das schöne Mädchen dazu, daß es fröhlicher den Feiertag genoß als er nüchterner langer Mensch? Konnte er dem Freunde, der ihm doch auch so manche Stunde geopfert hatte, nicht die paar Sonntagnachmittagstunden zum Opfer bringen und seine Freude an der Lust der Schwester teilen? Oder — oder war ihm doch Amaliens Bemerkung im Kopfe hängen geblieben: sie würde sich heran an die älteren Namen? Das — das wäre nun ganz niederträchtig gewesen.

Er grübelte und grübelte mit rotem Kopfe und achtete nicht auf den Weg. Und das Endergebnis blieb das Anfangsergebnis, er konnte es drehen und wenden, soviel er wollte: er hatte sich betragen wie ein Bauer.

Dann aber kam die Heimatstadt. Der achteckige Turm der alten Münsterkirche kündete sie schon aus der Ferne an. Und nun achtete er auf den Weg, und der Postillion, schien ihm, fuhr einen Schneckengang, und die letzten Minuten wurden ihm länger als die ganze Fahrt. Raum war die Postkutsche unter gellendem Horngeschmetter in das Stadttor eingebogen, als er auch schon im Sprunge hinaus war, die Stadt durchquerte, zum anderen Tor hinaus das Freie erreichte und in mächtigen Schritten dem Stoltenkämpanwesen in den Feldern zustrebte. Kein Stäubchen schwamm mehr auf der Freude. Kein Gedanke irrte mehr ab. Mutter! freute er sich, Mutter! dachte er immerzu, Mutter! rief er schon von weitem.

Frau Margarete stand am offenen Fenster des Arbeitszimmers. Die goldene Nachmittagsonne lag auf ihrem braunen Haar und ließ es sprühen. „Fritz!“ rief sie. „Ich dachte, du wärst unter die Menschenfresser geraten.“

Die Umhängetasche mit den Stahlproben und Werkzeugen flog auf den Arbeitstisch. Und er selbst — weiß Gott, da hatte er sich von der Mutter in den großen Sorgenstuhl drücken lassen, in dem sonst nur Großmutter Stoltens kamp zu sitzen kam, und da saß er nun und fühlte sich ganz weich und warm und gar nicht sorgenschwer, und die Mutter saß vor ihm und strich ihm die Knie und sagte: „Na, du alter Weltläufer?“

„Mutter, ich bringe Arbeit für ein paar Monate! Mutter, insgesamt wohl für zweitausend Reichstaler.“

„Siehst du,“ sagte Frau Margarete, „weil du auf meinen selbstgestrickten Strümpfen gelaufen bist.“

„Mutter, das ist noch nicht alles. Ich habe die Augen aufgehalten und viel gelernt, viel, was wir nachmachen und — was wir besser machen können. Es geht aufwärts, Mutter, verlaß dich drauf.“

Ihre Hände strichen ihm immer noch über die Knie. „Was habe ich für einen großen Jungen? Ich kann es gar nicht glauben, daß das nun schon mein Junge ist.“ Und dann sprang sie hastig vom Sitz und lachte ihn an. „Ob du ausgehungert kommst und verdurstest, danach frage ich gar nicht. Nur ob du mit Aufträgen kommst und mit einem großen, großen Geldsack. Wie die Geizhälse hoden wir beisammen, aber nun wollen wir einmal Verschwender werden.“

Fritz Stoltens kamp saß ganz weich und warm in dem großen Sorgenstuhl. Er horchte auf jeden Schritt der Mutter, auf diese leichten, schnellen Schritte und auf das zirpende Geräusch ihres Sonntagkleidchens. Er hörte, wie sie das Feuer schürte mit ihren feinen, weißen Händen und die Pfannen rückte und die Eier zerschlug, die sie in der brodelnden Butter briet. Und wie sie mit Tasse und Teller klapperte.

„Kann ich dir nichts helfen, Mutter?“ rief er aus der Tiefe seines Stuhles heraus. Nur um ihre Stimme zu hören.

„Hast du mich etwa mit auf die Ennepeler Landstraße genommen?“

Und nach einer Weile: „Sind Amalie und Eberhard nicht daheim?“

„Sie sind zur Großmutter zum Sonntagsbesuch. Aber ich fürchte fast, ihr Besuch gilt mehr dem Kolonialwarenladen, und ich selber bin nicht ganz unschuldig daran. Ist das nicht eigentlich scheußlich, Frik?“

Frik Stoltenkamp lachte in die Ohrenklappen seines Sorgensessels hinein. Wie ihn diese Stimme frisch und freudig machte.

„War Großmutter Stoltenkamp zuweilen hier draußen?“

Sie kam allabendlich nach Feierabend und hat meine Buchführung überprüft. Frik, sie war ernsthaft traurig, weil sie keinen Fehler fand, und ich war ernsthaft vergnügt. Aber ich hätte der freudlosen Frau, die so selbstlos für uns sorgt, doch wohl die Freude machen und einmal pagen können. Meinst du nicht auch, Frik?“

„Das hättest du wohl, Mutter. Und du kannst es nachholen, wenn ich einmal wieder auf Reisen bin.“

„Jetzt bist du zuerst einmal hier,“ sagte Frau Margarete und öffnete weit die Tür zur Wohnküche. „Und nun Sorge, daß ich nicht umsonst von dir weggelaufen bin.“

Das tat er, und kein Krumen blieb auf dem Teller und kein Tropfen in der Tasse.

Dann aber ließ sich Frau Margarete von ihrem Sohne bedrängen, die schönen, stillen Stunden bis zum Abendbrot und bis zur Rückkehr der Geschwister dazu zu nutzen, einen Überblick über die Ergebnisse seiner Reise zu ge-

whinnen. Und sie saßen sich im Arbeitszimmer an dem großen Arbeitstisch gegenüber, und Friß Stoltenkamp holte sein Merkbüchlein und seine Entwürfe und Berechnungen aus der Brusttasche, legte alles vor und erstattete dazu einen ausführlichen Bericht. Ganz wie ein Teilhaber dem anderen. Aber von starker Gestaltungskraft und durchsichtiger Klarheit.

Es war für Frau Margarete ein leichtes, zu folgen. Aber sie ging nur eine kurze Strecke mit und ließ dann ihre Augen weicher und weicher auf ihrem allzu ernsthaften Jungen ruhen, dem Familienoberhaupt, dem Fabrikherrn, der nur von Pflichten wußte und nichts von den süßen Spielen der Jugend. Und nur, wenn er das Auge zu ihr hob, nahm ihr Blick schnell den Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit an, und ihre Lippen wiederholten die letzten Worte, die er gesprochen hatte.

Nichts von den süßen Spielen der Jugend, die uns im Alter die Zufriedenheit geben, als wäre unser Leben reich gewesen und nur reich. — — —

„Der Herr Stoltenkamp ist zurück. Alle zum Herrn Stoltenkamp kommen, um acht Uhr in den Schmelzbau.“ Auch der lange Haniel legte die Welle um und den Redhammer fest und begab sich befehlsgemäß zur Versammlung.

Schon um fünf Uhr in der Frühe war Friß Stoltenkamp bei den Schmelzöfen gewesen. Wenige Minuten später, und die Arbeiter trafen ein, der kraushaarige Frowein als erster. „Alles im Lot, Herr Stoltenkamp. Aber auch die letzte Bestellung aufgearbeitet bis auf die Knochen.“

„Freut mich, Frowein,“ lachte der junge Herr. „Denn ich bring Futter für Ofen und Tiegel, daß sie nur so die Zähne daniach blecken sollen.“

„Wir bleiben sie mit, Herr Stoltentkamp. Und die Rinnbaden dazu! Sie bringen ordentlich einen frischen Luftzug mit, und damit wollen wir die Öfen so gut schüren wie mit den Austrägen.“

„Growein. Aufträge für ein paar Monate.“

„Is wahr, Herr Stoltentkamp? Spaß beiseite? Ich setz mich auf den glühenden Tiegel, wenn's die Leinenbux aushält.“

„Growein, es ist erst der Anfang. Brüllt nicht gleich wie ein Indianer, sondern hört zu. Ich habe diesmal nur hineingerochen in den Riesenbedarf. Und die Leute wissen noch nicht einmal, was sie alles brauchen, aber ich bring sie schon auf die Spur. Denn ich hab bei den Leuten in den verschiedenartigen Betrieben erst die rechte Ahnung gekriegt, was wir alles herstellen können. Jetzt heißt es vor allem, Betriebskapital schaffen, und damit fangen wir heute an. Laßt die Arbeiter um acht Uhr hier zusammentreten. Ich will ihnen die neuen Arbeiten erklären. Und dann drauf los, Growein.“

„Dann drauf los, Herr Stoltentkamp.“ Und der Vorarbeiter ging und beschied die Leute.

Punkt acht standen sie in einem leeren Raume des Schmelzbaus. Über ein paar leere Tonnen war ein Brett als Tisch gelegt. Eine Kiste diente dem Fabrikherrn zum Sitz. Er begrüßte seine Leute mit einer Frische, daß sie gleich die Hälse reckten und alle ihre Gedanken zusammenrissen.

„Der Growein wird euch schon mitgeteilt haben, daß ich nicht mit leeren Händen komme. Und ich hoffe, daß sie immer voller und voller werden, je mehr ich hinauskomme und der Rundschaft zeigen kann, was mein Gußstahl und meine Leute alles vermögen. Denn auf euch kommt es mindestens so viel an, und ich weiß, daß mich keiner von euch im Stiche läßt.“

„Barrachtig nich,“ murmelten die Männer erwartungsvoll.

„Also gebt acht. Unser Gußstahl ist gut und wird immer noch besser werden. Das kommt auf die Güte der Rohstoffe und auf unsere Geschicklichkeit an. Das Roheisen hab ich jetzt schon ein bißchen besser kennen gelernt, und euch kenne ich seit meinen Kinderjahren. Man braucht euch das Sprungbrett nur immer ein wenig weiter zu stellen, und ihr springt.“

Die sieben um ihn herum lachten sich eins in den Bart.

„Wir wollen uns gar nicht überheben,“ fuhr Fritz Stoltzenkamp fort, „wir wollen Schritt für Schritt vorgehen und immer den Blick für das Erreichbare behalten. Langsam, aber sicher, dann fallen wir nicht aus dem Himmel klastertief in den Dreck und müssen uns erst mühsam wieder herausarbeiten. Alle Kraft immer auf die eine Aufgabe beschränken, die wir vor der Nase und unter den Fäusten haben. Die aber mit aller Beharrlichkeit und eisernem Fleiß verfolgen, bis wir sie gelöst haben und mit erneutem Wagemut an eine gesteigerte gehen können. In unseren Taten Meister sein und in unseren Gedanken immer Lehrlinge bleiben. Ich hab eine ganze Masse gelernt da draußen, und das wollen wir nun meisterlich ausführen.“

Er entrollte seine Entwürfe und erklärte sie Zug um Zug, bis sie jedem geläufig waren. Er unterrichtete sie über jeden Kunstgriff, den er erlauscht hatte, in der Werkzeughärtung, -schleifung und -polierung. Er versprach, sofort an die Herrichtung einiger neuer Werkzeugmaschinen zu gehen, die die Handarbeit unterstützten, und dann wieder auf die Reise und wiederum auf die Reise, damit er immer mehr lerne und der Fluß nicht mehr ins Stoden käme. „Nun? Glaubt ihr, daß ihr's schafft?“

„Kleinigkeit, Herr Stoltenkamp.“

„Also ran an den Feind. Und fragt in einem fort. Mich, den Frowein, einer den anderen. Glückauf.“

„Glückauf, Herr Stoltenkamp.“ Und die neuen Aufträge eifrig besprechend, gingen sie an ihre Arbeit.

„Dä Friß kriegt dreizehn grad,“ sagte draußen der lange Hantel zu dem fröhlich pfeifenden Frowein. „Ich hab gesehen, wie 'r et Reiten lernte.“ Und er zündete sich eine frische Tonpfeife an und ging mit langen Schritten seiner Mühle zu.

Ohne Zögern begann Friß Stoltenkamp mit der Verbesserung seines Betriebes. Geld stand ihm nicht zur Verfügung, aber seine Erfinderphantasie griff zu den einfachsten Mitteln, und aus Holzklöben und Stahlbacken erbaute er sich Pressen, aus altem Material neue Schmiedegeräte. Und er probte und verbesserte, bis sie jedem seiner Ansprüche genügten. Bald konnten die ersten Gußstahlsättel an die Hammerwerke der Enneper Landstraße geliefert werden. Das beste Osmundeeisen war ihm gerade gut genug, der Preis war ihm Nebensache. „Die Kundschaft muß blind auf die Güte unserer Erzeugnisse schwören und vom Billigeren von selbst immer wieder zum Besseren greifen. Das allein schafft den Namen. Und oiele Einzelzahlen ergeben zum Schluß auch eine große Summe.“

Die Gußstahlsättel der Redhämmer bewährten sich. Die Männer der Enneper Landstraße torgten nicht mit ihrer Anerkennung. Aber über den Stangenstahl liefen Klagen ein. Er wurde rissig beim Schmieden oder zersprang. Ohne weiteres nahm Friß Stoltenkamp die beanstandeten Stücke zurück und versprach vollwertigen Ersatz. „Es ist nur das Ungewohnte in der Behandlung,“ sagte er zu Frowein. „Die Schmiede können noch von ihren alten Handgriffen nicht lassen und müssen eine Über-

gangszeit haben. Traurig, daß ich die Übergangszeit bezahlen muß.“

„Wenn der Stahl gut ist, würd ich auf ihre Dummheit pfeifen und sie selber die Kosten tragen lassen.“

„Doch nicht, Growein. Ich laß mir ein Probestück schicken und Schmiede ihnen danach, soviel sie wollen. Dann kriegen sie die gläubigen Augen. Belehrender Briefwechsel nimmt immer einen gereizten Ton an.“

Und er stand im blauen Arbeiterhemd mit bloßer Brust am Schmiedefeuher, und sein Hammer flog im Takt mit den anderen. Von morgens fünf bis in die Nacht. Da schielten die Arbeiter auf die Unermüdlichkeit ihres jungen Herrn, der sich nicht anders gab als ihresgleichen, und keiner war, der sich beschämen lassen wollte, und alle Hämmer flogen so sicher wie nie zuvor.

„Dä jung Herr kann einen in Schweiß bringen,“ meinten sie, wenn sie am Feierabend die Jacke über das triefende Hemd zogen, „aber et is vergnüglicher Schweiß.“

Für Fritz Stoltenkamp brach der Feierabend noch lange nicht an. Eine Drehbank mußte gebaut, eine Schleifmaschine entworfen und hergerichtet werden. Dazu waren die Abendstunden in den todstillen Räumen gerade recht. Und dann hieß es, für den Formguß die Modelle schaffen und das Gießverfahren danach einrichten. Aus jeder Arbeit, die er vornahm, entsprang eine neue, regte ihn an, sie auf der Stelle zu bewältigen, verscheuchte die Müdigkeit und schenkte ihm Gewißheit.

Seine Leute waren wie seine Leibgarde. Sie wuchsen zu einem einzigen Körper zusammen. Ein Wink, und sie griffen zu wie mit einer einzigen Hand, und die Güsse erfolgten bald mit einer Gleichmäßigkeit, die nicht mehr zu übertreffen war.

Im Spätherbst und im Winter ging Fritz Stoltenkamp

auf neue Kundenbesuche. Einmal ins Wuppertal und ins bergische Land, in die Webereien der aufblühenden Städte Barmen und Elberfeld, in die Hammerwerke Remscheids, in die Schwertfegereien Solingens. Ein zweites Mal ins westfälische Sauerland, das Tal der Volme entlang von Hagen aus bis über Lüdenscheid, und das Tal der Lenne entlang von Herdecke und Hohenlimburg bis ins Land von Iserlohn, über die Silberstadt Altena weit hinaus bis ins hüttenreiche Siegerland. Von der Emscher kam er zur Lippe, und von der Lippe zum Niederrhein in den jungen Hafen von Ruhrort. Immer eigenartiger sah er die Betriebe, immer vollkommener die Hilfsmittel. Immer gewaltiger aber auch das Absatzgebiet für seinen Stahl.

„Es müssen wieder ein paar Leute mehr eingestellt werden,“ meldete Frowein ein jedes Mal, wenn der junge Herr von einer Reise zurückkehrte und seine Lieferungs-zettel auspackte. Und Friß Stoltenkamp antwortete: „Stellen Sie ein, was Sie müssen, aber langsam, vorsichtig, nehmen Sie jeden einzelnen erst in die Mache, bis er sich den anderen einfügt und kein falscher Hammer-schlag entsteht.“ Er war, seitdem er dem Vorarbeiter eine Art Meisterstellung eingeräumt hatte, zum „Sie“ übergegangen, um den Neueingestellten gegenüber die Vertrauensstellung Froweins besser zu betonen.

Und der Frühling kam und brachte Arbeit statt Blumen, und der Sommer ging über der Arbeit hin, und der Herbst konnte die Blumen welken lassen, ohne daß Friß Stoltenkamp und die Stoltenkampleute es gewahrten und daß sie bald wieder im Schnee staken so tief wie in der Arbeit und Weihnachten und Neujahr vorüberhüschten wie andere Kalendertage.

Schon ein Jahr war Schwester Amalie konfirmiert und aus der Schule, und sie hatte das Hauswesen in ihre

kleinen, zähen Hände genommen, als hätte es nie in anderen gelegen. Und es war hohe Zeit. Denn Frau Margarete hatte bei der steigenden Entwicklung des Geschäftes tagaus, tagein über den Büchern zu sitzen, den Briefwechsel zu besorgen und die Rechnungen auszufertigen, und statt des ernststen Gesichtes ihres großen Jungen, den die Reisen oder die dringenden Arbeiten in der Fabrik fernhielten, sah sie des Abends ein Stoltenkampgesicht sich gegenüber, in dem der heiße Ernst zu einer starren Strenge umgewandelt war, das der Frau Jodokus Stoltenkamp, die pünktlich wie die Uhr nach Feierabend erschien und sich nach stummem Gruß am Arbeitstisch niederließ. Ihr Briefwechsel war zu schroff, aber für das Ausstellen der Rechnungen eignete sie sich wie keine zweite. Da fehlte kein Lüpferl auf dem i, weder zu gunsten noch zu ungunsten.

Wenn Fritz Stoltenkamp über den Hof schritt, sah er durch das niedere Fenster die beiden Frauen bei der Öllampe. Das frische, lebensfrohe Gesicht der Mutter und das längst verwelkte, lebensmüde Gesicht der Großmutter. Beim Schein der Öllampe aber wiesen die beiden Frauensköpfe, tief über die Arbeit gebeugt, denselben Zug: den Willen zum Vollbringen.

„Unsere Stoltenkampfrauen,“ sagte dann der junge Werkherr vor sich hin, und er lachte, wenn er aus der Wohnküche der Schwester Amalie streitbare Stimme vernahm, die den quackelbernen Bruder Eberhard zur Ruhe und Ordnung verwies.

Wieder einmal war Vorfrühling, und Fritz Stoltenkamp kehrte aus dem Lennetal heim und spürte eine seltsame, sehnstüchtige Müdigkeit in allen Knochen. „Es war doch diesmal nicht mehr und nicht weniger anstrengend als sonst,“ sagte er sich und ärgerte sich über Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 10

seine Schlappheit und ließ ihr doch gern ein wenig die Zügel. Zu Hause traf er zu seinem Erstaunen den alten Schulkameraden Max Schlechtendahl, der mit seiner Schwester Mathilde zu einem Besuch gekommen war.

„Ich hatte sie noch ein Jahr in einer höheren Mädchenanstalt in Düsseldorf,“ flüsterte er dem Freunde zu. „Es ist eine Freude.“

„Dir geht's gut?“ fragte Fritz Stoltenkamp. „Nun bist du auch schon über Jahr und Tag selbständig.“

„Meine Augen sind überall, und meine Hand auch,“ lachte der Freund und kniff die noch immer entzündeten Augen ein. „Ich erzähl dir später davon. Willst du jetzt nicht Mathilde begrüßen?“

Sie stand in ihrem zierlichen Besuchskleid und dem großen, gebogenen Bänderhut neben Amalie, die klein und farblos neben ihr erschien. Die dunklen Augen sahen ihm ganz ruhig entgegen. „Guten Tag, Herr Stoltenkamp.“

Er äußerte seine Freude, sie zu sehen, und bat, sich nach der langen Reise eben umkleiden zu dürfen. Sie nickte und wandte sich wieder den anderen zu. Und Fritz Stoltenkamp grüßte mit den Augen Mutter und Geschwister und ging mit unsichererem Schritt, als es seine Gewohnheit war, aus der Stube. In seiner Dachkammer mußte er sich erst ein paar Minuten niedersetzen. Ganz traumselig war ihm. „Wie 'ner Kirchenjungfer,“ sagte er und steckte den Kopf ins Wasser.

Der Besuch hatte sich im Arbeitszimmer niedergelassen. Mathilde Schlechtendahl saß zwischen Amalie und Frau Margarete in einem kleinen Halbkreis, während ihr Bruder mit dem jungen Eberhard Stoltenkamp nahe der Tür plauderte. Da Amalie der früheren Schulkameradin gegenüber etwas zurückhaltend blieb, nahm Frau Mar-

garete die Kosten der Unterhaltung freundlich auf sich, befragte das junge Mädchen über Leben und Treiben in Düsseldorf und wunderte sich bald über die Trefflichkeit ihrer Antworten. Da war kein Haus und sein Bewohner, so er einen Namen trug, kein Reiter und sein Pferd, kein Maler und sein Gemälde, sie verstand jeden und jedes mit wenigen Worten greifbar hinzustellen, und die Darbietungen in Schauspiel und Konzert berührte sie gesprächsweise wie eine Eingeweihte.

Der junge Eberhard Stoltenkamp horchte mit so großer Spannung zu den Damen hinüber, daß er dem Buchhändler nur noch zerstreute Antworten gab.

Als Friß Stoltenkamp eintrat, spürte er aufs neue Mathilde Schlechtendahls ruhig forschenden, er hätte sich sagen mögen: „abschätzenden“ Blick. Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich mit in den Halbkreis.

„Wir kommen gewiß sehr ungelegen,“ meinte das junge Mädchen. „Wer von einer Reise heimkehrt, hat andere Dinge zu erfüllen. Noch dazu ein Herr Friß Stoltenkamp.“

„Warum gerade ich? Trauen Sie mir so wenig Höflichkeit zu?“

„Da sagen Sie es selbst,“ lachte das junge Mädchen. „Höflichkeit! Höflichkeit ist aber kein Bedürfnis. Ihr Bedürfnis steht jetzt nach der Fabrik.“

„Das ist wahr,“ gestand Friß Stoltenkamp freimütig zu. „Aber wenn ich eine Post später abgefahren wäre, könnte ich die Leute in der Fabrik jetzt auch nicht mehr antreffen.“

„Nehmen wir es so,“ sagte Mathilde Schlechtendahl. „Haben Sie eine schöne Reise gehabt? Es muß jetzt herrlich sein da draußen im Vorfrühling.“

„Ich komme aus dem Lennetal. Ja, wahrhaftig, ich

entfinne mich, in den Wäldern kuoſt es ſchon kräftig. Ich ſah es, als ich die Straße von Hohenlimburg nach Hohenſyburg fuhr.“

„Da nennen Sie zwei der romantiſchſten Punkte Weſtfalens, als ob ſie nichts als bloße Namen wären.“

Sie ſpähte unter dem wippenden Hutrand mit einem luſtigen Blick zu ihm auf. „Daß es in ganz Deutschland kaum eine Burgruine von der Schönheit der Hohenlimburger gibt, ſahen Sie wohl nicht, und daß die Hohenſyburg Wittekind's Reſidenz war, daß Karl der Große ſie ſtürmte und der ſagenhaften Hiſtorie nach Papſt Leo III. in eigener Perſon die Kirche chriſtlich weihte, die bis dahin der Verehrung einer Irminiſul gedient hatte, macht Ihnen die Stätte wohl auch nicht reizbarer?“

Sie redet wie eine Elſter, dachte Friß Stoltenkamp. Wenn ſie nur die vertheuſelten Augen von meinem Geſicht ließe. Und laut antwortete er: „Und daß Hohenlimburg oder doch der Ort ausgiebige Eiſenſteingruben und Hüttenwerke beſitzt und um Syburg herum Fabrikunternehmungen aller Arten betrieben werden, dürfte I h n e n dafür weniger reizvoll erſcheinen, Fräulein Schlechtendahl?“

Amalie lachte trocken vor ſich hin, die ſchöne und gewandte Freundin aber nahm den Handschuh auf.

„Das kann ich nur bis zu einem gewiſſen Grade zugeben. Die Arbeit hat ſogar ſehr große Reize und noch größere Werte. Das lehrt mich ſchon mein Bruder Max. Aber iſt es denn wirklich möglich, daß man zu Fuß, zu Roß und zu Wagen jahraus, jahrein durch alle Wunder der Natur zieht, ohne ihnen auch nur einen tieferen Blick zu ſchenken?“

Friß Stoltenkamp wurde es ſchwül. Er mußte die Berechtigung ihrer Frage anerkennen, und doch war ſie ihm wie ein Überfall.

„Es gibt vielleicht noch andere Dinge, denen man einen tiefen Blick zu schenken hat, während die Menschen schwärmen.“

Sie sah ihn noch einmal ruhig forschend an und wandte sich artig an Frau Margarete. Friß Stoltenkamp aber nutzte die Gelegenheit, um mit dem alten Schulkameraden ein paar Worte zu wechseln, eine Gelegenheit, die Eberhard nutzte, um des Bruders leergewordenen Stuhl einzunehmen.

„Also, du bist zufrieden, Max? Worin arbeitest du hauptsächlich?“

„Zufrieden bis zu einem gewissen Grade, Friß. Bis jetzt ist mir alles gelungen. Aber was ist dies kleine ‚alles‘ gegen das große ‚alles‘, das es noch zu erobern gilt. Nun, das weißt du ja von dir selber.“

„Möglich. Also du betreibst den Buchhandel und Schreibwarenverkauf nach wie vor, nur jetzt als freier Mann und großzügiger.“

„Ja, großzügiger.“ Des Kleinen Augen leuchteten. „Ich habe die meisten Gruben und Zechen in Westfalen und am Niederrhein zur Rundschaft gewonnen. Auch eine eigene kleine Druckerei habe ich mir in der Stadt zugelegt. Nicht nur für Druckaufträge. Ich drucke da eine kleine Zeitung, die über alles, was nur den Bergbau betrifft, zu plaudern weiß, über Mutungen und den Wert von Ruxen, über die Stärke der Kohlenflöze und die Menge und Güte des vorgefundenen Eisenerzes, über lohnenden und unlohnenden Abbau und über die Gewinnmöglichkeiten in Zahlen ausgedrückt.“

„Und die Zeitung findet Abnehmer?“

„Ich schicke sie mit der Post ins Land hinaus an alle, die ihr Geld in bergwerflichen Dingen anlegen möchten oder sonstwie mit dem Geldbeutel schon daran beteiligt sind.“

„Donner noch einmal, da bist du ja für die Zechenbesitzer und Grubenherren der reine Wettermacher?“

„Bin ich auch,“ lachte der Kleine, „und sie bitten oft genug um gut Wetter. Ich spür's an den Aufträgen.“

„Mensch, da sieh nur zu, daß du nicht mal durch die zehn Gebote hindurchflitschest. Nein, für mich wär das nichts.“

„Glaub ich dir, Frik. Aber wegen der zehn Gebote kannst du dich beruhigen. Nur muß man auch mal Milde walten lassen.“

„Oder fünf gerade sein. Nee, das wär kein Geschäft für mich. Aber das mußt du wissen.“

Mathilde Schlechtendahl hatte sich erhoben. Ihr Röschchen wippte durch das Zimmer mit dem übergebogenen Bänderhut um die Wette. Sie war wirklich schlank und zierlich wie eine Bachstelze. Sie bedankte sich bei Frau Margarete für die gütige Aufnahme, und Frau Margarete lud sie freundlich ein, ihren Besuch nach Gefallen zu wiederholen.

„Der hast du's gründlich gegeben, Frik,“ lobte Amalie, als der Besuch draußen war.

„Ich fand es einer jungen Dame gegenüber reichlich unverschämt,“ ereiferte sich Eberhard. „Sie wußte aber mehr als ihr, das war's, und daß sie mehr auf ihren äußeren Menschen hält als Amalie.“

Mit einem großen, ernstern Blick gebot die Mutter Ruhe. „Ist es vornehm, über Abwesende zu sprechen, die eben erst unsere Gäste waren?“ Da trugen Eberhard und Amalie ihren Streit in die Küche hinaus.

An diesem Abend betrachtete Frau Margarete ihren großen Jungen mit noch versonneneren Blicken.

Immer stärker zog der Frühling herauf. Die Blumen stießen vor Erregung mit den Köpfen durch den Boden,

und das Menschenblut wurde unruhig und sehnsuchtsvoll und wußte nicht weshalb. Auch Friß Stoltentkamp wußte es nicht.

Es war an einem Sonnabendmorgen, als er zu einer dringenden geschäftlichen Besprechung nach Ruhrort und Duisburg fahren mußte, und die Mutter schlug ihm zu seiner Überraschung vor, mitzufahren und den Sonntag irgendwo am Rhein mit ihm gemeinsam zu verbringen. „Wir wissen ja gar nicht mehr, wie der Frühling aussieht, Friß. Großmutter wird uns vertreten.“

Sie benutzten die Post, die nach den Rhein-Ruhr-Häfen führte, und, als der Sohn bald seine Geschäfte erledigt hatte, den Postwagen, der gen Düsseldorf fuhr. Bei dem kleinen Orte Wittlaer stiegen sie aufs Geratewohl aus, ohne auch nur seinen Namen zu kennen. So hatte es die Mutter gewünscht. Und da es Abend war, gingen sie in einem bäuerlichen Gasthof zur Ruhe, um vor Sonnenaufgang im Freien zu sein und das Erwachen des Frühlingstages zu erleben.

Noch dämmerte es kaum, als sie dicht beieinander auf einer Holzbank saßen, in einem wipfelüberdachten und versteckten Winkel, den ein toter Arm des Rheines bildete, vor sich den gewaltigen Strom. Es war so still, daß sie ihren erwartungsvollen Herzschlag hörten. Ein Vogel hob an wie im Traum und brach ab. Ein zweiter, ein dritter. Wieder regte es sich im Blätterdach. Ganz weich begann ein Ton, schwell an, stärker und stärker, war wie Sehnsucht, wurde zum Jubel, zu hundert, zu tausend Sehnsuchts- und Jubelliedern, die von allen Zweigen gen Himmel drangen. Dort aber fingerte es golden und rot wie eine Feenhand voll Wunderringe, die sich ausstreckt, winkt, lockt und gewährt.

„Mein Gott,“ sagte Friß Stoltentkamp, „wie schön.“

Aus dem glikhernden Strome des Rheines sprangen die Fische empor, über den schilfüberspönnenen Nebenarm hüschten die wilden Enten. Ein Fischreiherr ruderte durch die Luft. Und ein wildes Dusten kam aus allen Heden.

In das Jauchzen der Natur klang dünn und hell das Glöckchen einer Kapelle. Noch hatte der letzte Ton nicht ausgeschwungen, als auf der Landstraße fern ein altes, krummes Weiblein erschien, das dem Glöckchenruf nachhastete.

„Wie fromm sie ist,“ sagte Frik Stoltentkamp, als die Alte näher hastete. „Sie will die erste in der Kirche sein.“

„Glaubst du, sie wäre frommer als die anderen, weil sie vor den anderen die erste sein will?“

Da lachte Frik Stoltentkamp leise vor sich hin und meinte: „Sie wird wohl aus ihrer Jugend her mehr auf dem Gewissen haben als die anderen.“

Und Frau Margaretes fröhliches Lachen klang mit hinein.

Dann lehnte sie sich zurück, daß sie des Sohnes Kopf vor sich sah.

„Wie kommt es, Frik, daß du heute alle die Schönheit um dich erkennst und voll Freude erkennst, von der du nichts wußtest, als das junge Mädchen dich fragte?“

„Wohl, weil du heute bei mir bist, Mutter.“

„Und wenn das junge Mädchen an meiner Stelle hier säße?“

„Um alles in der Welt nicht, Mutter.“

„Aber sie ist jung und schön und kann, glaube ich, sehr unterhaltend und auch sehr übermütig sein.“

„Gerade deshalb. Weil sie das alles ist. Und weil sie noch viel mehr zu werden verspricht. Ich darf mich doch nicht verlieben?“

„Weshalb darfst du nicht? Es gehört zur Jugend. Es gleicht vieles aus im Leben.“

„Mutter, was ich erfasse, das erfasse ich ganz. Und was ich liebe, das will ich behalten. Ja, wenn ich nicht das Familienoberhaupt wäre, wie du so oft scherzest, und was doch grimmiger Ernst ist, und nicht der Mitinhaber der Firma Friedrich Stoltenkamp, der eine Lebensaufgabe übernommen hat — ja, dann vielleicht. Dann nähme man's leichter.“

„Nimmst du es schwer, Frik?“ fragte Frau Margarete und horchte in mütterlicher Angst.

„Ich nehme es schwer, weil ich es hoch und heilig nehme. Und ich wüßte mir auf der ganzen Welt nichts Schöneres.“

„Auch kein schönes Mädchen? Hast du wirklich kein Auge dafür? Ach, Frik, es wäre traurig.“

„Mutter,“ sagte Frik Stoltenkamp, „ich habe so sehr Augen dafür, daß ich vergleiche und vergleiche. Und keine ist wie du, Mutter. Und da ich fasse und behalte, was ich liebe, so erfasse und behalte ich dich ganz, Mutter, denn du liebst mich am meisten und mit mir das Werk. Ach, Mutter, strenge dich nicht an, du wirst mich im Leben nicht los.“

„Wir werden sehen, Frik,“ lächelte sie und hatte Tränen an den Wimpern.

„Wir werden sehen, Mutter.“ Und er lehnte seinen Kopf an ihre Schulter.

Und so saßen sie im wipfelüberdachten, vogellieddurchhallten Versteck, den Rhein, den gewaltigen Strom der Arbeit, im schimmernden Sonntagskleide vor sich, das wilde Blühen um sich her, und hielten ihre Frühlingsfeier.

Das Frühlingsfieber hatte die deutschen Lande ergriffen. Es kümmerte sich nicht um den Kalender. Es ging durch alle Jahreszeiten. Und die Männer, denen die Wirtschaftspolitik der Regierungen eine Ziffer im eigenen Hauptbuch bedeutete, schnupperten in der Luft und bekamen rote Backen. Die ganz klugen aber richteten sich in der Stille auf eine Verstärkung ihrer Warenerzeugung ein und vergrößerten Läger und Mustersammlungen, um bereit zu sein, wenn es galt.

„Frowein,“ meinte Friß Stoltenkamp nachdenklich, als er mit dem Meister durch die Fabrikräume schritt, die kaum noch eine leere Stelle zeigten, „jeder Berufsstand hat doch eigentlich seine besondere Selbstsucht; jeder glaubt, er sei der wichtigste im Staat, und schreit, je nach der Beteiligung seines Geldbeutels, nach Freihandel oder Schutz Zoll. Wir wollen uns nichts weismachen, wir haben auch mitgeschrien, als ob das ganze Vaterland nur vom Gußstahl lebe.“

Frowein rüdt die Mütze aus dem Gesicht. „Das ist nun mal so, Herr Stoltenkamp, und ist die alte Bauernregel. Wer sich wild gebärdet und nach allem schreit, kriegt vielleicht die Hälfte, wer aber ganz artig ist und sich nicht mußt, der kriegt gar nix.“

Friß Stoltenkamp nickte. „Ich hab darüber nach-

gedacht. Gerade weil jetzt etwas in der Luft liegt. Die Wohlhabenheit im ganzen Land ist gestiegen, und man müßte sich mit aller Macht blind stellen, wenn man es nicht auf die billigen Einfuhrbedingungen schieben wollte. Was uns den Schweiß herausgepreßt hat, hat bei den vielen anderen Fett angelegt. Sollte die Regierung doch schlauer gewesen sein als wir, Frowein?"

„Die Regierung ist auch nicht mehr als ein Berufsstand. Nur mit größerem Anlagekapital und gerisseneren Kniffen und Pfiffen, um die Zinsen hereinzutreiben, Herr Stoltentkamp.“

„Geh ich zu, Frowein. Aber diese Kniffe und Pfiffe kommen der Allgemeinheit zugute, oder das Geschäft ist pleite. Wir stecken nur die Nase in den eigenen Betrieb und halten das für allein maßgebend. Die Regierung aber überschaut alle Betriebe und das ganze Getriebe und muß Ursachen und Wirkungen genau die Wage stellen. Vor einem Duzend Jahren war von Wohlstand im Land noch nichts zu merken, alles lag noch nach den langen Kriegen danieder. Das Inland wäre aus Mangel an Geld für uns überhaupt gar nicht marktfähig gewesen, das leuchtet mir jetzt langsam ein, und es mußte sich erst durch die billigen Bezüge von draußen erholen. Jetzt, wo es Geld angesammelt hat, kommt für die Regierung der Zeitpunkt, um durch ein paar sanfte Zölle zu verhindern, daß es wieder ins Ausland abfließt, und zu sorgen, daß es im eigenen Land in Umlauf bleibt und seine Kaufkraft erhöht. Das heißt, daß jetzt auch die deutschen Fabrikanten an die Krippe herangelassen werden, nachdem für Futter gesorgt ist.“

„Das hat Hand und Fuß, Herr Stoltentkamp, und an unserem Appetit soll es bei Gott nicht fehlen.“ —

Die Frühlingslüfte wehten weiter. Sie wehten ohne

Kalender und Sonnenstand und wehten vom Norden nach dem Süden Deutschlands. Schon hatte sich Kurhessen dem preußischen Zollgebiet angeschlossen, andere mitteldeutsche Staaten folgten ihm nach, auch Süddeutschland verließ seine Kampfstellung, witterte die großen Vorteile des Zusammenschlusses und begann die Verhandlungen. Und in der Neujahrsnacht des Jahres 1834 fielen die Zollschranken in allen deutschen Ländern als Brennholz für das erste große Freudenfeuer nach der Befreiung des Vaterlandes vom forsischen Joch, für das erste deutsche Freiheitsfeuer.

Da rasselten die Lastwagen, bis unter das pralle weiße Plantuch hoch mit Gütern beladen, im Festzug über die Landstraßen, an denen ein Heer von Arbeitern baute. Die Gäule trugen grünes Tannengezweig im Geschirr, und die Fuhrknechte fühlten sich im bebänderten Zylinder als freie Männer und gröhlten, wenn sie von einem Ländchen ins andere kamen, statt sich untertänigst bei einer hochfürstlichen Zollverwaltung anzumelden. An den Ufern der Flüsse wurden Leinpfade getreten, und die lustig bewimpelten Marktschiffe und Güterfähne fuhren, von kräftigen Gäulen an der Leine gezogen, auf Rhein und Main, Weser und Donau, Elbe und Oder zu den Messen und den großen Umladefirmen in den Hafenorten. Und Landstraßen und Flüsse reichten nicht aus, und Hade und Spaten mußten heran, Kanäle zu graben und immer neue Verkehrswege zu schaffen für den aus dem Schlaf erwachten deutschen Handel und Wandel.

Es war eine Umwälzung, die alles in Atem hielt, alle Hände mit Arbeit füllte. Aus den kleinen Gewerken, die bisher nur handwerksmäßig betrieben worden waren, entwickelten sich Fabrikbetriebe, aus dem Hausierer und kleinen Geschäftsmann stattliche Reisende und Meß-

besucher. Selbst die Postkutschchen bekamen Feuer unter die Achsen, verdoppelten ihre Fahrgeschwindigkeit und brachten es auf achtzig Kilometer den Tag bei genügender Fütterung der Pferde und Tränkung des Postillions.

Frik Stoltentkamp war vorbereitet. Wie mit gespitzten Ohren war er in all der Zeit herumgegangen, um das Wachsen seines Gräsleins zu überhören. Nichts anderes bestand mehr für ihn in der Welt als die kommende Stunde. Längst hatte er den Bedarf der süddeutschen Industrie studiert. Seine Muster waren vollständig. Auf seinen Stahl verließ er sich wie auf sich selbst. Er war angriffsbereit.

Zwei Jahre lang schon hatte er Eberhard, den Bruder, in der Gußstahlbereitung und jeder Werkzeugherstellung unterwiesen. Was Eberhard auf der Schule versprochen hatte, hielt er in der Lehre. Seine außergewöhnliche Begabung entfaltete sich nach allen Seiten, er lernte spielend wie einst sein Vater, doch hatte er auch die Erbschaft der Unbeständigkeit und Sprunghaftigkeit überkommen. Frik Stoltentkamp aber war froh, in dieser mächtig vorwärtsschießenden Zeit einen Menschen von ebenso rasch folgender Gedankenwelt daheim zu wissen, der überdies durch das Stoltentkampblut auf Gedelt und Verderb mit dem Werk zusammenge kittet war.

„Leb wohl, Mutter. Bleib mir gesund. Hörst du? Nur das eine. Das andere werd ich schon selber besorgen.“

„Leb wohl, Frik. Komm heil zurück. Glückauf.“

Sie winkte ihm nach, wie sie es immer tat. Mütterlich fröhlich und ein wenig bräutlich dazu. Und als sie sich umwandte mit dem versonnenen Mutterlächeln, stand Frau Jodokus Stoltentkamp auf der Schwelle, und sie ging mit der alten Frau ins Arbeitszimmer, zündete die Öllampe

an und rückte sie zwischen die Arbeit der Alten und ihre eigene Arbeit.

Fritz Stoltentkamp fuhr den Rhein hinauf. Berühmte Ortsnamen schlugen an sein Ohr, Namen, die einen Duft von Weinlaub an sich trugen und ins Ohr klangen wie Freudenglocken und Böllerschüsse. Er horchte kaum auf. Er horchte nur auf, wenn ein Mitreisender von den Eisenerzgruben des Westerwaldes und des Lahngbietes erzählte und ein anderer von der freien Reichsstadt Frankfurt, der Pforte nach Süddeutschland. Und die Märchenstadt der deutschen Kaufleute, Frankfurt, wurde erreicht, durchwandert und wieder verlassen. Und wie einst auf seiner ersten Kundenfahrt auf der Enneper Landstraße ging er mit weitgeöffneten Augen durch die ihm noch unbekannte Gold- und Silberindustrie Hessens, Württembergs und Bayerns mit seinen Stahlproben und mit seiner Lernbegierigkeit. Ein anderes Geschlecht aber war es, als er es auf seinen mühsamen Fahrten durch Westfalen und das niederrheinische Land gefunden hatte, eine höhere und verfeinerte Handwerkskultur, Menschen, die mit Gold, Silber und Edelmetallen schafften statt mit schwarzem Eisen und Redhämmern, und denen für ihre kostbaren Erzeugnisse nichts gut genug war als das Beste. Und sie hatten ein Auge für das Beste.

Fritz Stoltentkamp legte seine Stahlproben vor. Sie wurden gehämmert und gewalzt und in jeder neuen Streckung mit der Lupe betrachtet. Fast ging ihm der Atem aus. Das war die Generalprobe für den Stahl und für ihn. Bestand sein Stahl für die feinste aller Hantierungen, für die Auswalzung der hauchdünnen Gold- und Silberdrähte zu den zarten Streifen, den Lähnen, ohne das Spinnweb zu verletzen, so gab es nichts mehr, das seinem Stahl unerreichbar gewesen wäre.

Die süddeutschen Goldschläger legten die Lupe beiseite und schoben die Brille auf die Stirn. Sie betrachteten sich den jungen, blassen Mann aufmerksam und klopfen ihm dann fröhlich auf die Schulter.

„Sie ham's erreicht. Ihr Stahl da, dös is a fetterer Bissen als unser Gold und Geschmeid. Sie ham's Glüd beim Zipfel derwischt.“

Es war die erste Anerkennung und Prophezeiung aus fremdem Mund. Nur der Düsseldorfer Münzwardein Noelle hatte ähnlich gesprochen.

„Sie sind zufrieden?“

„Zufrieden? Ja, ja, da schaun's, zufrieden zum erstigenmal. Der englische Stahl, dös is a Dredbaken dahingegen. Und jed's Paar englischer Lahnwalzen kostet uns sechshundert Gulden in bar und versaut uns oft dös Doppelte.“

Der englische Stahl! Fritz Stoltentkamps Augen leuchteten wie Kämpferaugen. Der erste Sieg über englischen Stahl.

„Mein Stahl ist der reinste, härteste und darum polierfähigste. Ich übernehme jede Haftung.“

„Und kosten tut er?“

„Nicht einen Kreuzer mehr als der englische. Ich gebe Ihnen das Paar Walzen auch zu sechshundert Gulden.“

Die Geschäfte wurden abgeschlossen. Das Haupt wurde höher getragen. Jetzt konnte die letzte Scheu vor der Fremde abgetan werden. Die Fremde wartete auf ihn. Er besuchte, was nur immer Bedarf an Stahl und Fertigware haben konnte, und das Zeugnis der süddeutschen Goldschläger half schnell über jedes Mißtrauen hinweg. Er trat in die königliche Münze zu München ein und verließ sie mit neuen Bestellungen. Er gewann Verbindungen und verpflichtete sich geübte Vertreter an

allen wichtigen Plätzen. Durch Sachsen fuhr er nach Leipzig, Dresden und das ganze reiche Industriegelände, und kam nach Berlin, der zähen Arbeitsstadt, und die Maschinenfabriken taten sich dem jungen Eiferer deutschen Stahles auf, und er über sah nichts.

Ein halbes Jahr trieb er sich nun schon in allen Postkutschen, auf allen Landstraßen des südlichen und östlichen Deutschlands umher. Die Mutter schrieb vergnügt, und am liebsten wäre er weiter gefahren nach Rußland und Österreich hinein, wohin er von Berlin aus Geschäftsverbindungen angeknüpft hatte, als er einen Brief Amaliens erhielt, der ihm mehr zu denken gab, als er sich eingestehen mochte. Amalie Stoltenkamp schrieb dem Bruder, daß das Fräulein Schlechtendahl nunmehr wieder im Lande sei, nachdem sie sich den letzten und feinsten Schliff in der welschen Schweiz geholt habe, und daß Eberhard seine Arbeiten darüber vernachlässige, um dem allzu häufigen Gast als Kavalier zu dienen.

„Was weiter?“ sagte er sich zuerst, steckte den Brief ein und stürzte sich in den Strom der Arbeit, die allenthalben auf ihn zu warten schlen, je weiter und kühner er sich vorwagte. Dann aber holte er häufiger und häufiger den Brief aufs neue hervor, und als er sich eingestand, daß sein Auge auf dem Namen des schönen Mädchens haften blieb, zwang er sich, nur immer dieselbe Stelle zu lesen: „Eberhard aber vernachlässigt darüber seine Arbeiten.“

Und wenn es selbst um der seltsam zwingenden Augen Mathilde Schlechtendahls geschah, seine Pflichten durfte kein Mensch vernachlässigen. Und ein Stoltenkamp? Davon war gar nicht zu reden. Lief er fiebernd und gehezt durch die Städte und fuhr hustend und abgeradert über die Landstraßen, damit sich daheim ein Würschlein von

achtzehn Jahren als Kavalier aufspielte? Zu einer Zeit, da jeder Herr der tadelssreifen Erledigung der Aufträge zu gehören hatte und alle Fähigkeiten und Gaben zusammenzureißen waren, um die Hundertzahl der gestellten Anforderungen zu erfüllen? Und mit einem Male glaubte er das mühsam Erreichte gefährdet, gestört, bedroht, und er gab sich nur noch eine letzte kurze Frist, um noch ein paar größere schwebende Aufträge hereinzuholen und auf kürzestem Wege heimzufahren.

Eberhard Stoltenkamp wußte nichts von den Besorgnissen seines Bruders, und hätte er darum gewußt, so hätte er sie ganz sicher nicht verstanden. Ihm war die Arbeit im Werk nur eine veränderte Gelegenheit, um seine Fähigkeiten glänzen zu lassen, und lieber als mit den bis zur Langweile wiederkehrenden Erfordernissen des Tages beschäftigte er sich mit kleinen verblüffenden Erfindungen, die, so glücklich sie waren, nichts mit dem Tag und seinen unerbittlichen Forderungen zu schaffen hatten. Fromwein hatte alle Hände voll zu tun und immer nur den Hinweis auf die dringende Arbeit, die jetzt keine Seitensprünge erlaube, Mutter und Großmutter waren nicht von den Geschäftsbüchern wegzuschlagen, und der gestrengen Schwester Amalie wagte er mit solchen Dingen überhaupt nicht zu kommen. Da erschien das schöne Fräulein Mathilde Schlechtendahl allein und ohne ihren Bruder im Hof der Fabrik.

Wie der Wind war er aus dem Verschlage heraus, den er sich in einen Raum der Schmelzerei hineingezimmert hatte, und auf dem Hofe. Sie sah ihn überrascht an und erkannte ihn nicht gleich. Er aber tat, als ob es sich um eine lange und vertrauliche Bekanntschaft handele, und streckte ihr stürmisch beide Hände entgegen.

Zögernd legte sie die behandschuhten Fingerspitzen

Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 11

hineln. „Ja, wer sind Sie denn nur? Der Frik doch nicht . . .?“

„Gott sei Dank der Eberhard. Eberhard Stoltenscamp. Wissen Sie noch, Fräulein Schlechtendahl, wie wir bei Ihrem letzten Besuche den Frik samt der Schwester Amalie Kleinlaut kriegten, die nur Kohle und Eisen sahen, wo für uns alle Zauber der Romantik losgelassen waren?“

„Wir —?“ fragte das schöne Mädchen gedehnt. Aber der stürmische Junge gefiel ihr. „Nun, so wird es wohl so sein, obgleich ich mich wirklich ganz und gar nicht dieser Geschäftsverbindung entsinne.“

„Das beweist nur, daß ich das treuere Gedächtnis habe. Wollen Sie zu Amalie und zur Mutter?“

„Ich bin nur auf einem Spaziergang zufällig hierhergeraten. Sie sehen ja an meiner Kleidung, daß ich für Besuche nicht eingerichtet war.“

„Nicht?“ staunte er in ehrlicher Bewunderung, und seine Augen hefteten sich an das lustige weiße Kleidchen aus feinstem Musselin und wanderten ungeschert von dem breittrempigen Florentiner Strohhut bis zur Spitze ihres hohen, schmalen Schuhs. „Ja, kann man sich denn überhaupt noch besser anziehen?“

„Das kann man sehr wohl, und eine jede Gelegenheit verlangt, daß man sich darauf besinnt.“ Und ihr ruhig forschender Blick wanderte ebenso ungeschert über sein blaues Arbeiterhemd und hinab bis zu den Holzpantoffeln.

Da lachte er ein helles Knabenlachen. „Nuch nicht für Besuche eingerichtet? Nein, Fräulein Schlechtendahl?“

„Das blaue Hemd kleidet Ihre schlanke Gestalt ganz gut. Aber die Holzpantoffeln sind ein Greuel.“

„Schon erledigt,“ rief er übermütig und schleuderte die Holzpantoffeln rüdlings von den Füßen, daß sie im

Fabrikcingang polternd verschwanden. „Befehlen Sie auch einen anderen Anzug? Es wäre nur Schade um die schöne, verlorene Zeit.“

„Wie höflich Sie sein können, Herr — Herr Stoltentkamp.“

„Ach nee. Bitte nicht: Herr Stoltentkamp. Der Herr Stoltentkamp ist der Bruder Friß in seiner ganzen ernstesten Würde. Ich bin nur der Eberhard. Schlangweg.“

Nun lachte sie auch. Die forschenden Augen bekamen mädchenhaften Glanz und der Elfenbeinton ihres Gesichtes eine leichte Röte.

„Sie sind ein toller Junge. Glauben Sie, ich merkte nicht, daß Sie mich überrumpeln wollen? Wenn ich Sie beim Vornamen nennen würde, würden Sie sich daselbe herausnehmen, wie ich Sie bis jetzt kennen gelernt habe.“

„Lachen Sie doch noch ein bißchen so weiter. Dann sind Sie nämlich erst recht entzündend.“

Sie bog ein wenig den Sonnenschirm über ihre Schulter, daß ihr Gesicht in den Schatten kam. Seine Worte überhörte sie.

„Grüßen Sie Ihren Bruder Friß — den Herrn Stoltentkamp. Ich hätte ihn gern einmal wiedergesehen. Wollen Sie ihm das sagen?“

„Ich denke gar nicht daran, es ihm zu sagen, und wenn ich daran dächte, könnte ich es gar nicht, denn der Bruder Friß befindet sich seit einem halben Jahr auf Reisen und hat viel ernsthaftere Dinge im Kopf als Sie und ich, nämlich: Gußstahl.“

Er sagte das mit einem so unwiderstehlichen, frechen und lustigen Jungengesicht, daß sie, von ihm angesteckt, laut und heiter hinauslachte. „Und was haben wir im Kopf?“

„Dummheiten, aber ganz wundervolle Dummheiten. Sie mögen nun zornig sein oder nicht.“

„Weshalb soll ich zornig sein. Es kommt im Leben immer nur auf das Wundervolle an, und das waren Sie ja so gütig hinzuzusehen. Auf Wiedersehen, Sie großer Menschenkenner.“

„Was? Sie wollen schon wieder fort? Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein. Wahr und wahrhaftig? Und das wollen Sie meinem Bruder Fritz antun, daß Sie nicht einmal seine Fabrik besichtigen?“

„Sieh da. Auf einmal spielt der Bruder Fritz und die Fabrik eine Rolle. Haben die ‚wundervollen Dummheiten‘ schon abgedankt?“

„O, Fräulein Schlechtendahl, Sie sollten ihn davon reden hören. Keine Mutter kann ihr Kind, kein Bräutigam die Braut in helleren Farben malen. Sie würden den Gußstahl aus seiner Hand essen lernen wie geschnittenen Bumpenidel.“

„O nein, denn ich esse nur aus m e i n e r Hand.“

„Lassen Sie sich eines anderen belehren, Fräulein Schlechtendahl. Treten Sie in die Fabrik ein, und lassen Sie sich in den Bann der eisernen Männer ziehen. Vertrauen Sie sich mir an. Herr Fritz Stoltentkamp soll nicht wieder sagen können, ich hätte die Firma schlecht vertreten.“

„Närrchen,“ sagte sie. „Einen Kopf größer sind Sie als ich und ein solches Närrchen. Ich weiß zwar nicht, wie Ihr Bruder Fritz die Firma zu vertreten pflegt, aber daß Sie sie schlecht vertreten, glaube ich Ihnen aufs Wort.“

„Ach, Fräulein Schlechtendahl, dann vielleicht in eigener Sache — —?“

Sie legte den Sonnenschirm auf die andere Schulter und wandte die Fußspitze. „Wenn ich einmal so viel Überfluß in der Hand habe, daß ich Sie daraus mitessen lassen kann.“

„Nun sehen Sie, Fräulein Schlehtendahl,“ sagte der Junge mit teder Fröhlichkeit, „das ist doch wenigstens ein Wort. Wollen Sie nicht schon mal in der Hand nachschauen? Nur zur Probe. Der Tag ist doch nun mal so schön geworden.“

„Also ich komme schon einmal. Wann, weiß ich nicht. Das hängt von Laune und Stimmung ab. In dieser Woche — in der nächsten vielleicht — und ich werde mich doch danach anziehen müssen. Im weißen Musselinkleid besucht man doch nicht die Feuerstätte Wielands des Schmieds!“

„Kommen Sie, wie Sie wollen. Aber kommen Sie bald. Laune und Stimmung nehme ich ganz auf mich. Und die Fabrik ist wirklich lohnend und sehenswert — auch in der Abwesenheit des Herrn Stoltenkamp.“

Er hatte sie über den Hof bis zur Pforte begleitet. Sie streifte wie in Gedanken den rechten Handschuh ab und reichte ihm die Hand.

„Ich glaube,“ sagte Eberhard Stoltenkamp, „daraus lernte ich schon das Essen,“ beugte sich über sie und preßte seinen heißen Knabenmund darauf. „Auf Wiedersehen, schöne Hand.“

„Auf Wiedersehen, Herr Eberhard.“ Und die Pforte fiel zu.

„Aber natürlich! Aber gewiß! Nur das ‚Herr‘ muß noch weg. Auf Wiedersehen, schönstes Ritterfräulein Mechthildis!“

Sie ging durch die grünen, sonnenbeschienenen Felder, als ob ein weißer Falter über die Blumen zöge. Und sie freute sich der heißen Knabenaugen, die ihr nachstarrten, bis Sommerhut und Raufcherödchen in letzter Ferne verschwunden waren. —

Nach acht Tagen kam sie wieder. Er hatte zum Fenster hinausgelugt wie alle Tage und zwanzigmal zu

jeder Stunde des Tages und sie sofort weit draußen in den Feldern erkannt, trotz des Regenmantels, der ihre modische Kleidung verbarg und eng umschloß. Als sie bis zur Pforte herangekommen war, stand er schon empfangsbereit auf Posten.

„Wußten Sie denn, daß ich kommen würde?“

„Ich wußte es nicht, aber ich hatte auf einmal so eine Mordsfreude in mir, und da wußte ich es auf der Stelle.“

„Das ist schön, daß Sie sich ein wenig gefreut haben,“ lobte sie ruhig. „Nun bin ich gespannt auf den Fabrikbesuch.“

„Darauf bin ich selber gespannt, Fräulein Medthildis. Ritterfräulein haben sonst andere Leidenschaften.“ Aber als sie ihn fremd anblickte, änderte er den Ton. In dem straffen Regenmantel kam sie ihm gereifter und seinen Jahren überlegen vor, und er bat sie höflich und ritterlich, in den Schmelzbau einzutreten und sich nicht an den glühenden Stahlblöcken zu verbrennen.

„Ich brenne nicht so leicht,“ sagte sie, hob den Saum des Mantels und trat ein.

Gebendet blieb sie stehen. Der Saum des Mantels entglitt ihr. Wie ein Kind, die Hände vors Gesicht geschlagen, stand sie und wagte nur langsam die Finger ein wenig zu spreizen und durch den Spalt in die höllische Glut des Schmelzofens zu blicken, den die Arbeiter gerade aufgestoßen hatten. „Das ist — so herrlich — wie furchtbar.“

Da fühlte er sich ganz als Mann dieses herrlichen und furchtbaren Berufes, und er führte sie vom Roheisen zu den Tiegeln, von den Tiegeln zu den Vorwärmöfen und Schmelzgluten und erklärte ihr den Werdegang des Verfahrens. Ruhig und sicher schritt er durch die Reihen der glühenden Blöcke, des zischenden und dampfenden Eisens, und nun war sie es, die, ohne es zu wollen, in ihm den

Gereisteren und Überlegenen sah, und sie schmiegte sich ängstlich an ihn, als die schweißtriefenden, ruhigen Männer mit Stangen und Zangen durch die Luft hantierten, als gäbe es hier nur Platz für die Arbeit und nicht für müßiggehende Neugier.

„Gefällt's Ihnen?“ fragte Eberhard Stoltenkamp und sah dabei seinem Bruder verblüffend ähnlich.

„Sehr, sehr!“ stieß sie hervor. „So entsetzlich hätte ich mir das nicht gedacht.“

„Das ist doch erst Kleinbetrieb,“ belehrte sie Eberhard. „Warten Sie erst einmal ab, wie das hier wachsen und wachsen wird, wenn es mit den Bestellungen so weiter geht und erst die Erfindungen ein Wort mitsprechen. Dann wärmt man sich an diesen Feuerchen höchstens die Hände.“

„Sie machen Erfindungen? Der Herr Stoltenkamp oder Sie, Eberhard?“

„Der Herr Stoltenkamp macht die seinen, und der Eberhard macht die seinen,“ lachte der Junge und riß die Tür zu dem selbstgezimmernten Verschlag auf. „Wer's besser versteht, wird die Zeit lehren. Aber Sie selber sollen den ersten Blick darauf werfen. Sie verraten ja nichts. Tiefes Geheimnis, Fräulein Mechthildis!“

Sie stand neben ihm in dem engen Raum und suchte die Tiefe des Geheimnisses vergebens zu erraten. So große Mühe er sich mit seinen sachmännischen Erklärungen gab, und so sehr ihr scharfer Verstand herausfühlte, daß hier ein begabter und eigenwilliger Kopf bei der Arbeit sei. Ihr forschender Blick wanderte von den Dingen, an denen seine Hände herumfuhren, zu seinen Augen, bis er es merkte und sagte: „Nein, so geht es nicht. Ich rede in lauter geschraubten Tönen, und das liegt nur daran, daß Sie mir in dem Regenmantel wie ein verkleideter

Professor vorkommen, der Examen abhält, und nicht wie die schöne Sommerfee, die in den ganzen Quarz hier erst die richtige Sonnenbeleuchtung bringt.“

Sie öffnete den Mantel weit und rechte sich, daß sie aus dem schlanken Leibchen herauswuchs. Er streckte die Arme, als wollte er ihr behilflich sein. Aber seine Augen hefteten sich auf ihren Mund, und jeder Muskel in seinem Gesicht spannte sich.

Unbeweglich blickte sie ihn an. Nur die Brauen zogen sich ein wenig zusammen. Bis er trohig verlegen den Kopf in den Nacken warf.

„Unterstehen Sie sich nicht, mich zu küssen. Darüber entscheide nur ich. Und ich erlaube es nicht.“

„Ja, ja,“ murmelte er, „mit dem Mund sind Sie tapfer.“

Sie sah, daß er geschlagen war. Eine leise Genugthuung erschien in ihren Mundwinkeln. Er wendete den Kopf weg und warf mit ein paar Handbewegungen seine aufgebauten Gerätschaften über den Haufen. „Dummer Herr Eberhard,“ sagte sie, „Sie sind ja ganze anderthalb Jahre jünger als ich. Das ist doch schon an und für sich ein Unsinn.“

„Wenn Sie sich lieber von einem Meergreis küssen lassen als von einem verliebten Jungen — bitte.“

Sie trat vor ihn hin und zwang ihn, sie anzusehen, zog ihre Handschuhe ab und legte ihm die Hände fest über die Augen. Und erhob sich auf den Fußspitzen und berührte mit ihren Lippen eine Sekunde seinen Mund.

Als ob ein schneller, fremder Duft über ihn hinstriche, so war ihm. Und er griff nach ihren Händen, um den Augenblick zu verlängern.

„Wenn Sie etwas erzwingen wollen, komme ich nicht wieder.“

„Ah,“ stammelte er, „Sie wollen also wiedertreten?“

„Nur wenn Sie brav sind, ganz brav. Der frische Junge, den ich gern habe. Und nun führen Sie mich hinaus.“

„Ja,“ sagte er und hielt immer noch ihre gesteihten Hände, „wenn Sie eins zurücknehmen. Das mit den blöden anderthalb Jahren, das war doch ein Unsinn, nicht wahr?“

„Wir wollen es abwarten, Freund Eberhard. Ich kann da wirklich nichts versprechen.“

„Aber nicht mehr daran denken, nicht wahr? Nicht mehr daran denken. Sie sollen sehen, daß es ein Unsinn ist.“

Sie lachte ihn aus den Augen an, ohne daß ihr Gesicht sich veränderte. Und er zog mit einem raschen Ruck ihre Hände an seinen Mund.

„Keine anderen Mädchenhände duften so, keine anderen Mädchenlippen. Das ist einfach unmöglich.“

„Gehen wir jetzt?“ fragte sie, und ohne weiteres ging er mit ihr durch die Reihen der schweißtriefenden Männer hindurch, vor denen ihr schauderte, an den glutströmenden Öfen und weißbrodelnden Stahlmassen vorbei, die ihr Sehen und Hören benahmen. Mit gestrecktem Leib ging er, als ob er an Körper und Jahren gewachsen wäre, und mit starren Siegeraugen. Raun, daß er die Arbeiter sah, deren nieder gebeugte Schultern er streifte, als sie im Gleichschritt die Zangen in den Schmelzöfen schoben.

Bis zur Torpforte behielt er die stolze Gangart bei, und sie beobachtete ihn von der Seite und freute sich an ihm, als freute sie sich an sich selber. „Rehren Sie jetzt sofort um,“ befahl sie ihm. „Es ist nicht passend, zwischen Tor und Angel zu stehen, als ob man noch Geheimnisse zu flüstem hätte.“ Und sie hielt, während sie sprach, die Augen fest auf ihn geheftet.

„Sagen Sie schnell, wann Sie wiederkommen, Wechthild.“

„Wie hübsch Sie meinen Namen sprechen. Darum verlohnte es sich allein. Vielleicht besuchen Sie mal meinen Bruder? Wollen Sie das?“

Er reichte ihr mit gemachter Höflichkeit die Hand und verbeugte sich tief. Er hatte ein Fenster klirren hören. „Und wenn ich mir beide Sohlen ablaufen müßte, ich komme.“

Diesmal wartete er nicht, bis sie in der Ferne wie ein Sommerfalter verschwunden war. Er beeilte sich, an dem Wohnhaus vorüberzukommen, und tat ganz gleichmütig und knabenhaft. Aber als er zum Abendessen in die Wohnküche trat, wurde die erkünstelte Gleichmütigkeit schnell aus den Bügeln gehoben. Schwester Amalie ging zum Angriff über.

„Nun, ist sie fort? Sie hat dich diesmal eine geschlagnene Stunde von der Arbeit abgehalten.“

„Diesmal? Und wer ist überhaupt diese ‚sie‘?“

„Ich glaube, du kennst sie schon besser als ich. Das letzte Mal dauerte euer Getue auch fast eine Stunde, und daß du inzwischen nicht bei der Sache warst und deine Augen mehr zum Fenster hinaus als bei der Arbeit hattest, willst du doch nicht etwa auch abstreiten.“

„Ich habe bisher überhaupt nichts abgestritten und verbitte mir deine Spioniererei,“ fuhr er zornig auf.

„Ach Gott, nun will er sich gar als beleidigter Ritter aufspielen. Tu lieber deine Pflicht, wie Friß dir aufgegeben hat.“

„Ritter? Ritter?“ stieß er hervor und suchte nach einer Fortsetzung. „Einer Dame gegenüber kommt überhaupt nur Ritterlichkeit in Betracht. Aber woher solltest du so was verstehen?“

Frau Margarete hob ein wenig die Hand von der Tischplatte. Sie blickte auf die Tochter und blickte auf den Sohn.

„Mir wirst du das Verständnis dafür wohl nicht absprechen, Eberhard. Und ich bin bis jetzt gewöhnt gewesen, als Dame behandelt zu werden. Auch im kleinsten Kreise bei Tisch. Auch von meinen Kindern.“

Eberhard spürte, wie ihm die Beschämung flammend bis in die Ohren stieg. Er beugte sich über seinen Teller. Es war ihm unbehaglich.

„Entschuldige, Mutter,“ murmelte er, „aber ich habe den Streit doch nicht angefangen!“

„Gewiß hast du ihn angefangen,“ unterbrach ihn Amalie heftig. „Es kommt da nicht auf das erste Wort, es kommt auf die Aufführung an.“

„Beginnt ihr schon wieder?“ fragte Frau Margarete. „Haltet ihr wirklich so wenig auf eure Mutter?“

„Mutter,“ sagte Amalie, „was hat sie auf dem Hofe zu tun, und was hat sie in der Fabrik zu suchen? Ohne sich anzumelden oder auch nur nach uns zu fragen? Gerade du als Frau mußt mir recht geben.“

„Nun spielt Amalie die Beleidigte, Mutter. Sie fühlt sich übergangen. Das ist so recht frauenzimmermäßig.“

„Mein lieber Sohn,“ sagte Frau Margarete, „wenn du schon deine Ritterlichkeit gegen Damen so stark betonst, so kommt sie gegen deine Schwester doch zu allererst in Betracht. Oder es ist nur selbstsüchtige Umschreibung. Im übrigen aber muß auch ich dir sagen, daß ich als junges Mädchen nicht vermieden hätte, die Frau des Hauses zu begrüßen und einer alten Schulkameradin die Hand zu reichen. Wenn Fräulein Schlehtendahl das unterläßt, so mag sie vielleicht ihre besonderen Beweggründe haben. Billigen kann ich es auch nicht.“

„Liebe Mutter,“ entgegnete der Sohn, „vergiß doch nicht, daß Fräulein Schlechtendahl seit Jahren draußen in der großen Welt aufgewachsen ist. Da sind sie aus der Enge der Umgangsformen längst heraus, wie bei uns nun endlich auch aus den tausend Zollbaumschranken. Wir tapfen ja immer hinterdrein.“

„Ich habe nichts dagegen, daß du das junge Mädchen verteidigst, Eberhard.“

Sie nickte ihm freundlich zu, und der Friede war wiederhergestellt.

Einige Tage darauf sah Amalie Stoltenkamp bei einer Besorgung in der Stadt den Bruder aus dem Hause treten, in dem der Buchhändler und Buchdruckereibesitzer Max Schlechtendahl seine Geschäftsräume und auch seine Wohnung hatte. Dort lebte er nach dem Tode der Eltern mit der Schwester allein. Und als Amalie Stoltenkamp wiederum einige Tage später den Bruder nicht an seinem Arbeitsplatz antraf, befragte sie den Meister Frowein.

„Fräulein Stoltenkamp, der Herr Eberhard hat mir gesagt, er hätte einen Geschäftsgang. Mehr weiß ich nicht.“

„Glauben Sie denn an diese Geschäftsgänge? Und die Arbeit bleibt liegen.“

Der Meister blickte steil geradeaus. „Wenn mir das ein Stoltenkamp sagt, hab ich nicht hinter ihm her zu spionieren.“

Amalie empfand den Vorwurf auf der Stelle. Was sie hier fragen wollte, war nicht Sache der Angestellten.

„Und die Arbeit bleibt liegen,“ stieß sie noch einmal ärgerlich hervor.

„Die bleibt liegen,“ sagte Frowein. „Das ist richtig.“

Da schrieb Amalie Stoltenkamp ihrem Bruder Friß, daß Eberhard seine Pflichten vernachlässige, und woran es liege. — —

Frik Stoltenkamp war zurückgekehrt. Länger als ein halbes Jahr war er ohne Rast und Ruhe für das Werk in der Fremde gewesen und fand bei der Heimkehr nicht mehr als kurze Minuten, um die Mutter an sich zu drücken und den Geschwistern die Hand zu schütteln. Dann wanderte er, seinen Vertrauten Frowein zur Seite, die Fabrikräume ab.

„Frowein,“ sagte er, und sein Gesicht blieb ernst, „ich bringe Arbeit für ein ganzes Jahr, und auch für die folgenden Jahre ist vorgesorgt, wenn die Lieferungen klappen. Werden sie klappen, Frowein?“

„Nein, Herr Stoltenkamp, so nicht. Der Sommer war so trocken, daß das Hammerwerk auf der Mühle fast nicht in Gang zu bringen war. Und in den Eisenhütten bleibt man aus Wassermangel mit den Lieferungen im Rückstand. Das haben wir auszufressen.“

„Die Eisenhüttenleute werde ich schon auf die Beine bringen. Hauen mich meine Kunden von unten, haue ich meine Lieferanten nach oben. Aber mit der alten Mühle geht es nicht so weiter. Da muß nun ein Entschluß gefaßt werden.“

„Der Entschluß wird viel Geld kosten, Herr Stoltenkamp.“

„Und Sie meinen, dafür hätten wir's augenblicklich nicht?“ Er trat mit dem Fuß auf. „Verflucht. Immer das Geld. Seit acht Jahren arbeit ich Tag und Nacht für das Werk, verbrauche keinen Pfennig mehr als nötig für mich und die Familie, hole Aufträge herein in die vielen Tausende von Talern, und doch ist nie Geld da. Nie! Nie!“

„Sie haben jeden Groschen, sobald er verdient war, sofort wieder in die Fabrik gesteckt, Herr Stoltenkamp. Da kann nix übrig bleiben. Aber sehen Sie auch mal

das Werk an. Fünfundvierzig Arbeiter! Da lacht einem das Herz im Leib.“

„Fünfundvierzig, Frowein? Da lacht es mir fünfundvierzigmal. Aber ich hab auch Sorgen fünfundvierzigmal, für jede Arbeiterfamilie mit. Die sagen sich: in dem großen Betrieb kann nix passieren. Und es soll ihnen auch nix passieren. Geld muß heran.“

Er ging mit dem Meister weiter. „Ich überleg's mir schon. Lassen Sie sich deshalb keine grauen Haare wachsen. Eine Dampfmaschine, Frowein. Vor ein paar Jahren hätte man den noch ausgelacht, der sich die neu-modischen Feuermaschinen eingestellt hätte. Und heute fressen die Unkosten den Verdienst, wenn wir nicht die Dampfkraft einspannen, und der Riesenhaufe von Arbeit kann überhaupt nicht anders bewältigt werden. Auch nicht mit fünfundvierzig Mann! Wie weit sind wir denn jetzt?“

„Es könnte weiter sein, Herr Stoltenkamp. Sie wissen ja, wie das mit den Rüdständen ist. Einer schiebt es auf den anderen.“

„Wo hapert's denn, Frowein?“

„Der Herr Eberhard ist mit den Zeichnungen im Rüdstand geblieben. Sonst hätten wir leicht Nachtschicht einlegen können.“

„Ich werde mir den braven Jungen einmal vornehmen. Die Zeichnungen erhalten Sie jetzt wieder von mir.“

„Na, dann ist ja alles gut, Herr Stoltenkamp,“ meinte Frowein und rieb sich die Hände.

Am nächsten Tage suchte Frik Stoltenkamp den Bruder in seinem Verschlag auf. „Was treibst du denn hier?“

„Ich bin einer Maschine auf der Spur, die selbsttätig Preßarbeiten ausführt. Schau nur mal her.“

„Gar nicht dumm. Sind die Zeichnungen für die Leipziger Werkzeugbestellungen ausgeführt und für die Berliner Gußstücke? Ich schicke die Entwürfe vor vier Wochen?“

„Mein Gott, wenn man doch so einer Erfindung auf der Spur ist, so einer unglaublich wichtigen —“

„Dann hält die ganze Welt den Atem an, und die Kundschaft wartet geduldig, bis — bis ein anderer liefert. Einer, der tagsüber seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit tut und nicht an einer noch meilenweit entfernten Erfindung herumbastelt, auf die Gefahr hin, fünfundvierzig Arbeiterfamilien brotlos zu machen. Muß ich das wahrhaftig besonders betonen? Wo Wohl und Wehe der Fabrik davon abhängt, daß wir diese günstige Zeit mit Macht ausnützen, um uns fest in den Sattel zu setzen?“

„Wenn ich dir aber doch sage, daß mich die Erfindung nicht losläßt. Da kann man nix machen.“

„Da kann man nix machen? Lieber Junge, dann will ich dir mal was sagen, und zwar, daß den Ausspruch ‚Da kann man nix machen‘ die Faulen und Feigen erfunden haben, die zu faul sind, aus dem gleichmäßigen Trott herauszutreten, und zu feige, Hirn und Hand eine doppelte Anstrengung zuzumuten. Das ist ein Ausspruch für Waschweiber, aber nicht für Männer von Kern und Korn. Man kann, was man will, mein Junge, und wenn man dem lässigen Körper Peitsche und Sporn gibt, setzt er dir auch nachts über Hecken und Zäune. Verstehest du? Nachts!“

„Ich brauch meinen Feierabend für mich. Der Mensch muß wissen, wofür er tagsüber arbeitet.“

„Se,“ sagte Friß Stoltentkamp schärfer, als er wollte, „verrat's mir doch einmal!“

Der Jüngere schwieg.

„Verrat's mir doch einmal! Vernst du des Abends die Laute schlagen?“

Eberhard Stoltentkamp fuhr herum. Kampfbereit.

„Kümmere dich doch nicht um Dinge, von denen du keine Ahnung hast! Dich möcht ich sehen! Dich mit der Laute!“

Der Ältere drehte ihm den Rücken und ging zur Tür. Der Wortwechsel wurde persönlich. Das durfte nicht sein. Und kein Name durfte fallen. Er riß sich zusammen und wandte sich in der Tür um.

„Du kannst das hier verschließen, bis einmal genügend freie Zeit vorhanden ist. Von morgen an arbeitest du wieder mit mir Hand in Hand. Leg inzwischen schon die Zeichnungen heraus.“

Das war der kühle Geschäftston, der keinen Widerspruch zuließ. Nun, so galt es, dem Bruder zu zeigen, daß die Ausführung seiner Zeichnungen ein Kinderspiel sei und keiner brüderlichen Hilfe bedürfe. Los auf das Zeug.

Früh Stoltentkamps nächste Sorge war, daß die Eisenslieferungen wieder in Fluß kamen. Er fuhr persönlich zur Hütte hinaus und besichtigte die Vorräte. „Das gehört mir,“ sagte er. Und als der Hüttenbesitzer sich sträubte und auf seine übrige Kundschaft hinwies, legte ihm Stoltentkamp die Fülle seiner Aufträge vor und malte die Zukunft des Werkes, daß es dem Manne vor den Augen flimmerte. „Stehen Sie jetzt zu mir, so stehe ich dann zu Ihnen, und Sie brauchen sich um keinen anderen Kunden mehr zu sorgen. Ihre ganze Ausbeute nehme ich, Zug um Zug, wenn Sie jetzt Pol halten.“

„Es ist Zukunftsmusik,“ lachte der Eisenmann, „aber weil Sie sie so überzeugungsvoll blasen, will ich Ihnen gefällig sein.“

Todmüde kehrte Friß Stoltens kamp am Abend heim. Er hatte gehofft, die Großmutter zu Hause vorzufinden, aber Frau Margarete teilte ihm mit, daß die gealterte Frau seit einigen Tagen bettlägerig sei. „Dann will ich zu ihr gehen,“ sagte der Sohn sogleich, „ich muß sie doch begrüßen, und sie wartet gewiß darauf.“

Die Müdigkeit war abgeschüttelt. Er aß einen Bissen und machte sich bereit.

„Nimmst du mich mit, Friß?“ fragte Frau Margarete.

„Ach, Mutter, nun wird es statt eines Krankenbesuchs eine Erholung.“ Und er atmete tief.

Draußen hängte sie sich in seinen Arm. Und er drückte ihren Arm fest an sich, als müßte er sich daran halten.

„Weißt du, Friß, daß ich mich erst wieder an dich gewöhnen muß? Da trittst du nach einem halben Jahr mit einem großen Vollbart ins Haus. Aber er kleidet dich gut. Eigenartig gut. Der dunkle Bart und der blonde Scheitel. Ich werde noch ganz eitel auf meinen Bagen werden.“

„Das werden mir nicht viele Frauen sagen,“ antwortete er mit einem plötzlichen Anflug von Bitterkeit.

„Höre,“ sagte sie nach einem längeren Schweigen, „du mußt die Schuld nicht auf andere schieben, Friß. Uns Frauen ist nun einmal die Rolle zugeteilt worden, zu warten, bis wir angeredet werden. Ihr könnt anreden, wen ihr wollt, und weitergehen, wenn's euch beliebt. Aber man kann sich auch zu Tode schweigen.“

„Mutter, die Zeit ist nicht danach. Entweder ich, oder das Werk. Geld, Geld, Geld muß ich schaffen. Ich muß eine Dampfmaschine kaufen, ich muß ein neues Hammerwerk errichten, ich muß große Eisenvorräte beschaffen und jeden Sonnabend den Lohn für fünfundvierzig

Mann und bald für mehr. Wo soll ich da das Geld für eine Frau hernehmen, denn sie sind nicht alle wie du, Mutter. Und solange ich dich habe, brauch ich keine andere und will ich keine andere.“ Und er beugte sich über sie und lachte. „Ich kann doch keiner Frau zumuten, neben meiner Mutter eine schlechte Figur zu machen. Schon aus Eigenliebe nicht.“

Es war so schön, schweigend nebeneinander hinzuwandern und doch einer des anderen Gedanken zu wissen in seinen Freuden und Schmerzen. Und sie kamen in die Stadt und zu Frau Jodokus Stoltenkamp und fanden die Weißhaarige schlafend zu Bett und eine Aufwärterin im Zimmer, die flüsternd guten Bescheid erteilte. Und schweigend wanderten sie wieder aus der Stadt hinaus und durch die Felder heim und hatten sich auf diesem Abendgang ihr ganzes Herz ausgeschüttet.

Einmal nur noch glitt sich Fritz Stoltenkamp aus der Hand. Er hatte in den Feldern seines Freundes Schwester gesehen, und er stand von der Arbeit auf und stellte sich neben Frowein, der heimliche Messungen für das Maschinenhaus ausführte.

„Frowein,“ sagte er, nachdem er eine Weile zugehört hatte, „Sie arbeiten doch unermüdlich, und doch kommen Sie auch bei den Mädels nicht zu kurz. Wie machen Sie das eigentlich?“

„Herr Stoltenkamp,“ erwiderte der lustige Krauskopf und schob die Mühe von der einen Seite auf die andere, „das hätten Sie mich vor einem halben Jahre fragen sollen. Jetzt sind das nur noch schöne Leichenreden.“

„Reden Sie nicht, Frowein. Sie und der Liebe abschwören.“

„Die Liebe hat mir abgeschworen, Herr Stoltenkamp. Ich habe mich nämlich verheiratet.“

„Und davon erfahre ich heute erst? Und vor einem halben Jahre war es schon? Und das verheimlichen Sie mir?“

„Es war noch keine Veranlassung für mich, es triumphierend zu verkünden. Haben Sie nicht bemerkt, daß ich auch das Pfeifen eingestellt habe? Nun sehen Sie wohl.“

„Das gibt's nicht, Frowein. Das Pfeifen gehört zu Ihrer Arbeit, und da hab ich ein Anrecht drauf.“

„Wird sich nach dem ersten Schreck auch schon wieder einstellen, Herr Stoltenkamp. Aber das kann ich Ihnen sagen, es ist keine Kleinigkeit, über Nacht einen anderen Menschen anziehen zu sollen, in den man doch nu mal platterdings nicht hineinpaßt. Wie Sie's machen, ist's falsch. Wenn Sie fidel sind in alter Weise, die doch auch ‚ihr‘ einmal so gut an Ihnen gefallen hat, so haben Sie ganz bestimmt einen über den Durst getrunken, und lassen Sie tagen jämmerlich die Ohren hängen, so sollen Sie Seil tanzen und glückberauschte Männchen machen. Recht kriegen Sie nur, wenn Sie unrecht haben und es Ihnen auf der Stelle vorgehalten werden kann. Und sagen Sie der lieben Frau, alle anderen Weiber wären Mißgeburten, so haben Sie als unverständiger Flegel das ganze Geschlecht beleidigt; sagen Sie aber, es seien auch ein paar Ausnahmen drunter, die sich sehen lassen könnten, so sind Sie ein ganz gemeiner Verräter. Ach, Herr Stoltenkamp“ — und Frowein nahm seine Mütze und wischte sich die Stirn mit seinem Tuche — „man soll nicht heiraten, solange man noch jung ist und verliebt und es nicht unumgänglich nötig ist. Kommt Zeit, kommt Rat, und in älteren Jahren schließt man doch gewöhnlich mit dem Leben ab.“

„Frowein, Frowein,“ sagte Frix Stoltenkamp be-

dauernd, „Sie scheinen mir an die Unrechte gekommen zu sein.“

„Es gibt nur Unrechte, Herr Stoltentamp, verlassen Sie sich darauf.“

„Es gibt auch Frauen wie meine Mutter, Frowein.“

„Da haben Sie recht,“ meinte der Unverbesserliche, „und man soll den Mut auf eine zweite Ehe nicht sinken lassen.“

Alle Gedanken Friß Stoltenkamps gingen unter in dem einen Gedanken: Geld. Wohin er blickte, stierte ihn die Frage an. Wohl hatte das Werk Aufträge für Tausende von Talern, wohl brachte ihm jeder Posttag neue Bestellungen seiner Vertreter und Wiederverkäufer, neue Verbindungen und neue Aufgaben. Aber da er seinem Geschäftsgrundsatz treu geblieben war und für jedes Stück, das mit seinem Fabrikzeichen versehen hinausging, eine zeitliche Bürgschaft übernahm, so zog sich der Eingang der Bezahlungen oft lange hinaus, während die Gruben und Hüttenwerke eine Überschreitung des Kredits nicht zugaben. Geld forderten sie, und Geld forderte die Ausbreitung des Werkes, sollte es in der Lage sein, die einlaufenden Bestellungen glatt zu bewältigen und nicht bruchstückweise und tropfenweise, wie die geringen Arbeits- und Maschinenkräfte es eben zuließen. Und Geld und dreimal Geld forderte Neubau und Neueinrichtung, auf einer Grundlage errichtet, die der Zukunft des Werkes entsprach und die Bewältigung auch der größten Aufgaben zuließ.

Geld! Geld!

Schon tönten verheißungsvoll ein paar vereinzelte Pfiffe der Eisenbahn durch die Welt, des neuen Verkehrs- und Beförderungsmittels, und kündeten eine Um-

wälzung von noch nicht übersehbarer Tragweite an. Doch wer Ohren hatte zu hören, der hörte. Und Friß Stoltenkamp hatte ein feines Gehör. Eine Umwälzung im Personen- und Güterverkehr, die nie dagewesenen Fortschritt bedeuten sollte, konnte nicht ohne eine ungeheure Steigerung des Stahlverbrauchs vor sich gehen. Da mußte er auf dem Plan, da mußte er gerüstet sein.

Geld! Geld! Geld!

Er ging zur Großmutter hinaus, die noch immer bettlägerig war. Sie streckte ihm eine abgearbeitete Hand entgegen und ließ ihn an ihrem Bette niedersitzen. „Wie geht es dir, Friß?“

„Sie meinen, wie es dem Werk geht, Großmutter? Dem Werk geht es besser, als es vertragen kann, und so geht es auch mir. Etwas vollblütig, Großmutter, und daher Furcht vor Blutstodungen. Ich suche einen billigen Arzt.“

Frau Jodokus Stoltenkamp sah ihn prüfend an. Sie las in ihrem Enkel wie in den Seiten ihres klargeführten Hauptbuches.

„Ich freue mich immer, dich zu sehen, Friß,“ sagte sie mit einer greisenhaft dünn gewordenen Stimme. „Und was ich sehe, ist gut und ganz nach meinen Voraussetzungen. Du und das Werk, ihr seid aus den alten Kleidern herausgewachsen und braucht neue. Kannst du sie schaffen? Sind die alten Rechnungen bezahlt?“

„Großmutter,“ antwortete der Enkel, „es besteht keine alte Verbindlichkeit mehr vom Vater her. Die letzte ist in diesem Jahr gelöscht, und die Stoltenkamps können offenen Auges in jede Haustür treten. Sie wissen selber, Großmutter, was es uns gekostet hat. Ohne die Mutter wär's nicht gegangen. Ohne diese selbstverständliche Einschränkung und Sparsamkeit nicht. Seit Vaters Zu-

sammenbruch, seit wir in das kleine Haus übersiedelten, hat sie in der Stille mit uns gelebt, wie eine Tagelöhnerfamilie lebt. Und nie eine Klage, nie auch nur ein Seufzer, nur immer die leuchtenden Augen und ihr alles bestrahlendes Wesen. Die Fabrik wuchs, der Name wuchs, unsere Einschränkung blieb, um das alles zu ermöglichen.“

„Und nun, Friß? Wie denkst du?“

„Und nun, Großmutter? Nun, da wir aus dem größten heraus sind und ich an ein schöneres und freundlicheres Leben für die Mutter denken möchte, brauche ich jeden Pfennig, den ich nur ergattern kann, um aus dem alten Werk das neue zu schaffen, und die Mutter wird wieder verzichten müssen. Das ist niederdrückend.“

Die hageren Hände der Alten spielten auf der Bettdecke.

„Du bist ein außergewöhnlicher Geschäftsmann, Friß, und ein herzlich schlechter Frauenkenner.“

„Großmutter — wie kommen Sie auf diesen merkwürdigen Gedanken?“

„Er ist nicht merkwürdig, gar nicht merkwürdig. Denn ich sage dir, Friß, ein schöneres und freundlicheres Leben kannst du einer Frau gar nicht schaffen, als du es deiner Mutter schaffst. Teilnehmen können an den Sorgen und Mühen des Menschen, den man liebt, ihm davon abnehmen, ihn darüber hinwegbringen und sehen dürfen, wie es sich lohnt in den Erfolgen des geliebten Menschen. Ach, mein lieber Enkelsohn, was will da einer rechten Frau das bißchen Verzichtleisten auf die Genüsse der großen Welt besagen? Es gibt ja keine größere Welt als die, an der wir täglich in uns bauen. Die da draußen ist ja nur eine Zusammentragung der Vielheit und ganz gewiß nicht der schönsten der Bilder. Deine Mutter ist reich, Friß.“

Ihre Blicke wanderten in die Ferne, und die Hand strich langsam über das Leinentuch, das ihre eingefallene Brust barg.

Auch Friß Stoltzenkamp blickte mit weit geöffneten Augen hinaus. Als horchte er noch auf jedes Wort.

„Ich danke Ihnen, Großmutter,“ sagte er endlich und atmete tief auf. „Und nun wollen wir von den Geschäften sprechen.“

„Du suchst Geld. Viel Geld. Du willst eine Dampfmaschine bauen und das Hammerwerk neben die Fabrik setzen. Das ist gut, Friß, und ich rate dir selbst dazu. Aber Geld kann ich dir nicht geben.“

„Ich verpfände den Reingewinn der laufenden Aufträge dafür, Großmutter. Wir sind ja an Schmalhans gewöhnt, wir daheim.“

„Ich gäbe es dir auch ohne das Pfand. Dein Ernst und dein Wille sind mir Pfand genug. Fahre zum Better Grote hinaus. Er wird dir zuerst allerlei eigen-nützige Vorschläge machen, um sein Schäfchen zu scheren. In Geschäftssachen würde er den eigenen Vater über den Löffel halbieren. Laß dich auf nichts ein, was über den dir selbst gesteckten Rahmen hinausgeht. Doch das brauche ich dir ja nicht besonders zu sagen. Der Better Grote wird auch ohnedies wissen, auf seine Kosten zu kommen. Was mich betrifft —“

„Ja, Großmutter —“ Und er wartete, bis sie weiter-sprechen würde.

„Friß, ich glaube, ich mach nicht mehr allzu lange mit. Die Arbeit hätt mich jung gehalten, aber ich habe ohne Freude gearbeitet und nur aus Stolz und Hochmut. Du weißt die Gründe, Friß. Deine Mutter, Friß, ach ja, deine Mutter —! Dazu hat's mir immer gefehlt, und was ich ihr früher oft übelnahm, das Lachen und die

ganze Heiterkeit des Wesens, darum möchte ich sie heute fast beneiden. Ich bin abgeschweift, Friß. Mein Kopf ist müde und verbraucht. Aber ich muß doch noch über das mit dir sprechen, was für das Werk der Stoltentkamps nach mir bleibt. Heute sind es nur schlechte Wiesen und ertragsarme Äcker. Dein Großvater konnte sie nicht verkaufen, weil keiner darauf bot, und ich hab sie dann festgehalten mit aller Kraft und immer noch billig hinzugekauft, bevor die Zechen und Gruben ans Kaufen dachten. Es sind tausend preußische Morgen geworden, Friß, ohne Lücken, draußen vor der Stadt, wo der Schmelzbau steht und das kleine Haus. Verkaufe nichts davon, auch nicht, wenn du Geld für die Erweiterung der Fabrik brauchst. Geld findest du immer, den Boden nie wieder. Denn das Stoltentkampswerk wird wachsen und wachsen, und du wirst mich einst segnen, daß ich ihm die Möglichkeit gab.“

Ihre Augen hatten einen starren Glanz. Die Hände lagen fest und ruhig auf der Brust.

Und wieder sagte Friß Stoltentkamp: „Ich danke Ihnen, Großmutter.“ Und er erhob sich, um der müde gearbeiteten Frau nicht länger die Ruhe zu stören. „Ich verspreche es Ihnen und danke Ihnen für alle Boraussicht. Und nun werden Sie bald wieder gesund.“

Sie lag und starrte und erwiderte auch seinen Abschiedsgruß nicht, als er das Zimmer verließ. —

Geld! Geld!

Wieder sang und klang das Wort in seinen Ohren bei jedem Schritt, den er auf dem Nachhauseweg tat. Der Better Grote hatte es ihm vor Jahren angeboten, und er hatte es abgelehnt. Heute brauchte er es nicht abzulehnen. Das Erbe war schuldengetilgt, die laufenden Aufträge boten jede Unterlage. Nicht genügend für eine Bank oder doch nur, wenn ihr eine Bevormundung zu-

gestanden würde. Bevormundung! Friß Stoltenkamp lachte kurz und hart. Seit seinem sechzehnten Jahr war er der Herr und hatte es bewiesen. Nur nach seinen unverrückbaren Plänen hatte die Fabrik ihren Entwicklungsgang zu laufen, nicht nach Börsenlaunen.

Vorwärts denn. Zum Ohm Grote.

Am selben Nachmittag schon fuhr er hinaus. Denselben Weg, den er einst als Knabe mit seinem Vater gewandert war. Auch der Vater als Bittsteller. Und der Faustschlag fiel ihm ein, den er damals nach dem Ohm geführt hatte. Und jetzt — fuhr er denselben Weg.

Nahe der Ruhr lenkten neue, große Zechengebäude seinen Blick auf sich. Nüchtern und schmutzlos standen sie da, aber trotzig und drohend. Das Werk Robert Hüttemanns waren sie, des Schulkameraden, der mit den anderen zur Beerdigung des Vaters gekommen war und mit den anderen auf seine Dachstube, als der schmutzige Moldenhauer zur Artillerie nach Düsseldorf zurückfuhr. Der Moldenhauer. Und war immer noch Leutnant. Und Jan Kröger war ihm nachgefolgt nach Düsseldorf und hatte die Akademie besucht und soff mit dem Leutnant herum. Robert Hüttemann aber war seinem Grundsatz „Geld ist Macht“ treu geblieben und förderte Kohlen und sparte und rechnete und wurde! Und Karl Schulte, der Arbeiterfreund? Da lag das alte Städtchen an der Ruhr, in dem der Ohm Grote wohnte, und in dem alten und weitläufigen Schlosse hatte Karl Schulte eine Maschinenfabrik errichtet, die glänzende Arbeitsleistungen erzielte. Der Verdienst aber ging auf immerwährenden Studienfahrten darauf, die der Selbstlose unternahm, um sein Lebensziel, die Arbeiterfürsorge, der Verwirklichung näher zu bringen. Fehlte noch Max Schlechtendahl. — Da brach Friß Stoltenkamp die Gedankenreihe ab.

Die Postkutsche rasselte über die Ruhrbrücke. Dort lag Ohm Grotte breit hingesehtes Haus zwischen den schmalbrüstigen Nachbarn. Nun hieß es, seine Gedanken zusammenfassen.

„Tritt ein, mein Junge. Ein bißchen lange hat's ja gedauert. Na also — wieviel?“

„Es hat wohl keinen Zweck, dir zu sagen, daß ich dich einmal besuchen wollte?“

„Nicht den geringsten.“

„Um so besser. Dann weißt du wohl auch, daß die Schulden und Verbindlichkeiten vom Vater her bis auf den letzten Groschen gedeckt sind? Der Rest in diesem Frühjahr.“

„Der weiß es,“ sagte Ohm Grote und wies mit dem kurzen Daumen hinter sich auf den Geldschrank. „Und nun willst du es wiederholen?“

„Nicht ganz so, Ohm Grote. Nur für eine kurze Übergangszeit und gegen Verpfändung des Reingewinns aus den laufenden Aufträgen. Es ist ein reines Bankgeschäft.“

„Dann wärst du zur Bank gegangen. Wie hoch beläuft sich nebenbei der Reingewinn?“

Fritz Stoltentkamp legte seine mitgebrachten Bücher vor. Mit der Ruhe des gefestigten Geschäftsmannes. Er wartete.

„Für den Privatgebrauch finde ich die angegebenen Summen einfach lächerlich. Du willst mir wohl vormachen, ihr lebtet zu Hause rein von der Lust und der Liebe?“

„Benigstens gehört die Lust und die Liebe auch dazu, Ohm Grote. Es reicht. Wie, das ist Sache der Mutter.“

„Laß mir die Frau nicht verhungern,“ polterte der Ohm, während seine Augen weiterlasen. Er las sehr ausführlich, bevor er das Buch zuklappte und von sich schob.

„Wofür brauchst du das Geld? Die Sache läuft doch nun von allein?“

„Ich muß sorgen, daß sie sich nicht zu Tode läuft. Das veraltete Hammerwerk ist ein Hemmschuh. Dem Müller oberhalb ist es einerlei, ob ich aufs Wasser warte, bis mir die Aufträge flöten gehen. Ihm ist das eigene Hemd wichtiger, und dagegen läßt sich nicht streiten. Aber auch abgesehen davon: das Hammerwerk kann nicht mehr den sechsten Teil von dem leisten, was ich heute von ihm verlangen muß. Und in ein paar Jahren muß ich vielleicht das Zehn- und Zwanzigfache verlangen. Fünftausend Taler brauche ich für eine Dampfmaschine, die die Arbeit übernimmt. Ich fange auch hier klein an. Eine zwanzigpferdige Balanciermaschine wird für die nächsten Jahre genügen. Neue und stärkere Maschinen lassen sich immer leicht einbauen, ohne daß die alte dadurch an Arbeitswert verliert. Auf zehntausend Taler beziffere ich die Verlegung und Neueinrichtung des Hammerwerks. Das macht sich schon allein durch Ersparung der täglichen Zufuhr- und Abfuhrkosten zwischen Mühle und Schmelzbau bezahlt. Bin ich einmal beim Erneuern, sollen auch die allerneuesten Werkzeugmaschinen heran. Sagen wir alles in allem: dreißigtausend Taler, Ohm Grote.“

„Weshalb auch nicht? Das spricht sich grad so rasch wie die Hälfte.“

„Ohm Grote,“ sagte Friß Stoltentkamp, „ich hoffe, du hältst mich für einen ernsthaften Menschen. Muß ich einmal an die Sache ran, so darf auch nicht gestümpert werden. Ich tät's nicht, wenn ich nicht wüßte, wofür. Es macht sich doppelt und dreifach bezahlt und um so schneller, wenn wir zu Hause ein bißchen die Zähne aufeinanderbeißen.“

„Du willst wohl zeit deines Lebens die Zähne aufeinanderbeißen?“ fragte der Ohm und schielte ihn von unten herauf an. „Was sagt denn die Amalie dazu und der Eberhard? Denen ist doch auch das Schnäbelchen gewachsen?“

„Der Eberhard ist noch ein bißchen Springer, wie Großmutter Stoltzenkamp von den früheren Stoltzenkamps zu sagen pflegte, die Amalie aber,“ er schmunzelte, „ist mehr als geschäftstüchtig und weiß, was der Taler an Groschen und der Gulden an Kreuzern wert ist.“

„So? Weiß sie das? Warte —: zwanzig Jahre muß sie jetzt schon sein. Die Kleine kannst du mir grüßen.“

„Gern, Ohm Grote. Und welche Antwort hab ich von dir zu erwarten?“

Der fluge Kaufmann trommelte auf dem Tisch. Dann griff er sich ein paarmal ins Halstuch, als würde ihm das Sprechen schwer.

„Ich möchte mich nicht gern auf neue Geschäfte einlassen, Friß. Die Jahre haben mir doch stark zugelegt, und ich neige ein wenig zum Schlagfluß. Nicht, als ob es nun sofort sein müßte. Ich spiele ganz gern noch ein Duzend Jährchen und mehr mit. Du verstehst, ich sage: mit spielen. Für die Arbeit hab ich mir lang'am meinen Walter herangezogen, der so gut rechnet wie ich, nur — nur ein bißchen wehleidiger, wenn es heißt: du oder ich. Na, er soll nur mal erst eine handfeste Frau und eine Stube voll Kinder haben, dann legt sich das Getue schon. Meinst du nicht auch?“

„Möglich, Ohm Grote. Aber ich warte immer noch auf deine Antwort.“

„Hast du es so eilig? Gerade erklär ich dir doch, daß es bei mir nicht mehr so drängt. Die Kohlenförderung nimmt auch täglich zu. Ich sag ja nicht, daß ich darüber

böse bin, aber es nimmt mich doch immer stärker in Anspruch. Und wenn mich der Schlagfluß trifft, nützen mir auch die allergrößten Kohlenförderungen nix mehr. Ja — du wartest auf meine Antwort? Meine Antwort gab ich dir schon vor sechs Jahren, als wir deinen Vater beerdigt hatten. Nimm dir den Walter als Teilhaber.“

„Du willst deine Gruben mit dem Stahlwerk vereinigen? Darüber ließe sich nachdenken.“

„Tu es nicht. Denn daran denke ich im Traum nicht. Die Gruben bleiben Grotescher Besitz. Aber der Walter könnte mit dem nötigen Kapital, das ich sofort flüssig machen würde, als Teilhaber in die Firma Friedrich Stoltenkamp eintreten.“

Fritz Stoltenkamp hob nur ein wenig die Augenbrauen und ließ sie wieder sinken. Seine Haltung war steif geworden.

„Ich suche keinen Teilhaber, Ohm Grote. Was zu schaffen ist, schaffe ich schon allein. Und brauchen können wir's auch allein. Was ich suche, ist Geld. Gutverzinstes Geld für den Augenblick und ohne jede Verlustgefahr. Willst du mir das geben, so sag es.“

„Brrr — brrr . . .“ machte der unternehmende Geschäftsmann. „Du, dir gehen die Pferde durch. Ein Geschäft, bei dem's nicht zum Handel kommt, ist kein Geschäft und verschlägt einem die Freud. Also einen Teilhaber lehnt du großmächtig ab. Schlag einen anderen Handel vor. Mir soll's recht sein. Und wenn ein Korb Champagner dabei herauspringt. Aber herausspringen, das sag ich dir, herausspringen muß etwas, wenn's ein fröhlich Geschäft werden soll.“

„Du hast meinen Vorschlag in Händen, Ohm Grote. Und auf den Champagner darf ich nicht eingehen. Der ist Gift für dich bei deiner Neigung zum Schlagfluß.“

Der Grubenherr erhob sein fleischiges Gesicht. Wind und Wetter hatten es nicht allein rotbraun gefärbt. „Sieh mal da,“ meinte er vergnügt, „du wirst ja humoristisch? Dann scheinst du ja deiner Sache sehr sicher zu sein.“

„Bin ich auch, Ohm Grote. Das Geschäft macht jeder mit mir. Ich wollte es nur in der Familie lassen.“

„Mensch,“ sagte der Ohm Grote und reichte ihm über den Tisch hinüber die Hand, „du hast wirklich ein goldenes Herz. Und deine Familienanhänglichkeit hast du mir schon früher einmal schlagend bewiesen.“

Fritz Stoltenkamp saß mit rotem Kopf. „Also dann wäre es nichts, Ohm. Und an dem Knabenhieb lag's doch. Der ist nun mal nicht aus der Welt zu schaffen.“

„Wär auch ewig schad drum. Nee, bleib nur sitzen. Deine Postkutsche fährt erst in einer Stunde, und den Wein trinkst du bei mir besser und vor allem billiger als im Ratssteller. Zimperlich soll ich sein? Zimperlich und nachträgerisch? Ich hab den ganzen Kopf voll Beulen, sag ich dir. Im Kohlenhandel geht's nicht zu wie im Biskuitladen, und das Klinkerchen von dir damals zählt doch nur unter die schönen Familienerinnerungen. Rheinwein oder Rotspan? Sag Rotspan. Meinetwegen.“

„Rotspan,“ sagte Fritz Stoltenkamp. „Aus Gefälligkeit, Ohm.“

„Soho,“ lachte Grote und schob den Schlüssel in den Wandschrank, „du denkst, eine Gefälligkeit sei der anderen wert? Mit dir ist nicht ganz so einfach Kirschen essen, scheint mir, mein Junge, und mein Sohn würde bei einer Teilhaberschaft elend den kürzeren gezogen haben.“ Er setzte zwei Gläser auf den Tisch und schenkte sie voll. „Gerade richtig stubenwarm. Wovon sprachen wir doch? Ja so. Und du meinst, ich müßt dir nun eigentlich barbarisch dankbar sein, daß du mir den Walter ohne blaues

Auge hast entkommen lassen. Nee, nee, das sollte keine Anspielung sein. Bröstchen, Friß. Und die Angelegenheit, die dich zu deinem freundlichen Besuch veranlaßt hat, die beschlaf ich. Und morgen schick ich dir den Walter als Postillon d'amour."

"Der Wein schmeckt wirklich ausgezeichnet, Ohm Grote."

"Tut er? So'n verfluchtigen Heimtüder als du!"

Das Stündchen war verplaudert. Friß Stoltenkamp hatte seine Bücher in die Mappe gelegt, dem Ohm die Hand geschüttelt und das Posthaus aufgesucht. Wilhelm Grote schenkte sich gerade den Rest der zweiten Flasche ein, als er das abschiednehmende Posthorn vernahm. Er trank aus und rief nach der Magd.

"Räum das Zeug mal weg. Ist der junge Herr gekommen?"

"Diese Minute, Herr Grote. Gerad die Hände waschen tut er sich."

"Das könntest du auch mal tun, du Dredfink. Sag dem jungen Herrn, er möcht mal zu mir kommen."

Die Magd drückte sich eilig durch die Tür. Gleich darauf kam der Sohn.

"Friß Stoltenkamp war hier. Das Stahlwerk hat sich unter seiner Leitung bedeutend vergrößert und hat eine noch größere Zukunft. Dem Friß und seinem Stahl traue ich heute alles zu, und die Eisenbahnen hör ich auch pfeifen. Dreißigtausend Taler will er. Er muß Dampfmaschinenbetrieb einführen und das Hammerwerk neben die Fabrik bauen. Ich hätt dich gern als Teilhaber hineingesetzt und die Geschichte langsam angegliedert. Aber der Kerl ist selber schlau und will nicht."

"Schade," sagte Walter Grote und strich nachdenklich sein helles Schnurrbärtchen. "Die Stoltenkampsart sagt

mir sehr zu. Ich glaube, ich hätte mich ganz wohl dabei gefühlt."

"Na, da stimmen wir doch mal überein," meinte der Vater in einem Tone von merkwürdiger Gutmütigkeit. "Ich kenn ja deine stille Schwärmerei für die Stoltensamps und wollte da ein bißchen nachhelfen. Aber der Fritz macht ja nicht allein die Familie aus. Da ist zum Beispiel auch noch die Amalie . . ."

"So hoch schätest du die Zukunft des Stahlwerks ein?" fragte Walter Grote ruhig.

Der Vater stutzte. Dann lachte er schallend über den Tisch. "Junge, wo hast du die Schlaueit her? Ich bin doch nur ein schlichter Mann aus dem Volke. Aber du bringst mich da wirklich auf einen ausgezeichneten Gedanken. Auf einen Gedanken, der dem liebenden Vater in mir und dem geplagten Kaufmann in mir gleich wohlthut. Wenn nicht als Teilhaber, weshalb nicht als Schwager zum Vetter Stoltensamp? Das Werk hat eine Riesenzukunft, das sagt mir mein kleiner Finger, und die Amalie kriegt ihren Anteil wie der Fritz. Wie gefällt dir das Mädchen?"

"Streng dich nicht an, Vater. Wenn ich nicht zufälligerweise wüßte, daß sie Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, hülfe dir all dein Anpreisen nichts und die Aussicht auf ihren Fabrikanteil am allerwenigsten."

"Walter," sagte der alte Grote treuherzig, "da gibst du mir doch zu, daß sie ein Prachtmädel ist. Das andere sind nur so Redensarten deiner noch nicht wetterfesten Jugend. Man blickt in die Zukunft, Walter, und man schlägt seine Nägel beizeiten ein. Das hat auch die alte Frau Jodokus Stoltensamp getan, als sie all das magere Gelände an sich brachte. Unsere Kohlengrube Wilhelm stößt schon daran. Ein Prachtmädel, Walter, die Amalie."

Die Stoltensamps und ihre Frauen. 13

Und wird immer noch schöner. Wann hast du sie eigentlich zuletzt gesehen?"

Der Sohn strich ruhig sein Schnurrbärtchen. „Hin und wieder. Im Geschäft der Großmutter Stoltenkamp, wenn ich drüben mal zu tun hatte.“

„So, so, so ... Du hättest wohl häufig drüben zu tun? Na laß nur, mein Junge. Geheimnisse sind mir all mein Leben heilig gewesen, wenn ich dran beteiligt war. Und du bist ja ein Stück von mir. Was meinst du nun? Soll der Fritz Stoltenkamp die dreißigtausend bekommen, oder soll er sie nicht bekommen? Ich geb nicht gern Geld aus der engsten Familie heraus.“

Walter Grote hob den Kopf. „Weiß Fritz Stoltenkamp von deinem — deinem Vorschlag?"

„Du willst mich wohl uzen? Ich hab an der einen Prüg:lei genug.“

„Dann ist noch nichts verdorben, Vater. Da hast du mal wirklich Glück gehabt.“

Er erhob sich und ging durchs Zimmer. Groß, schlant und sehnig wie sein Vetter Stoltenkamp. Nur einen stilleren Zug um die Augen.

„Du willst ihm also die dreißigtausend Taler geben, Vater? Eigentlich unsinnig, die Frage. Das Geld ist sicherer angelegt als irgendwo.“

„Wenn du willst, Walter?" fragte der alte Grote forschend. „Ich hab gesagt, du brächtest morgen meine Antwort.“

„Also bis morgen denn, Vater. Ich möcht nach der Tagespladerei noch ein wenig ins Kasino.“ —

Am nächsten Mittag fuhr Walter Grote mit der Post über die Ruhr. „Glückauf," sagte der Alte und tat einen behaglich schnaubenden Atemzug hinter ihm her. „Ehen werden im Himmel geschlossen, aber auch die auf der

festen Erde geschlossenen haben zuweilen ihr ganz Vergnügliches.“

Als Walter Grote nach einstündiger Fahrt in der Nähe des Stoltenkamp'schen Stahlwerks angelangt war, ließ er den Postillion halten und ging quer durch die Felder auf sein Ziel zu. Amalie Stoltenkamp sah ihn von weitem kommen und wunderte sich, woher der Vetter Walter die Zeit zum Spaziergehen nehme, denn der Bruder hatte von seinem Besuche so wenig erwähnt wie von seinen anderen geschäftlichen Sorgen und Plänen. Ein bißchen weniger stramm als der Fritz, dachte sie. Sonst ganz ähnlich.

Der Vetter kam durch die Pforte und über den Hof. Sie warf die Küchenschürze ab und band eine zierliche weiße vor. Als er die Haustür öffnete, öffnete sie die Rükchentür.

„Ei, Herr Vetter,“ begrüßte sie ihn, „Sie kommen wirklich einmal zu uns heraus? Das ist eine hohe Ehre.“

„Wollen wir nicht lieber ‚du‘ zueinander sagen als Vetter und Base?“ bat er. „Ich habe mir den Besuch hundertmal vorgenommen, aber für uns Geschäftsleute muß schon immer ein geschäftlicher Anstoß kommen, bis wir uns in die Postkutsche setzen.“

„Nun,“ machte sie ein wenig hochmütig, „dann wäre ich eben einmal zu Fuß gelaufen.“

„Jetzt bin ich hier,“ sagte der Vetter freundlich, „und wenn ich bis zum Abend bleiben darf, so wäre das eine Freude für mich.“

„Gilt der Besuch nicht doch etwa dem Fabrikherrn?“ fragte Amalie mißtrauisch. „Dann müßte der Herr Vetter sich in den Schmelzbau bemühen.“

„Natürlich auch dem Fabrikherrn, verehrte Base, sonst hätte ja meine Spazierfahrt keinen geschäftlichen Grund gehabt. Aber die Geschäfte eilen mir nicht und sind auch

am Abend noch zu erledigen. Darf ich mich nach dem Ergehen der Frau Mutter erkundigen?"

„Der Mutter geht es gottlob ausgezeichnet. Wollen Sie nicht eintreten und sich selber überzeugen?"

„Vielen Dank. Aber ich möchte nicht als Fremder, sondern als Familienmitglied angeredet werden."

Amalie Stoltenkamp reckte ihr feines Fingerglied, das sie von der Mutter hatte, und sah ihm eine Sekunde lang forschend ins Gesicht. „Wenn es dein Wunsch ist? Und nun tritt bitte ein. Es ist nicht fürstlich bei uns. Die Fabrik beansprucht alles."

Sie sagte das ganz schlicht und wie eine Selbstverständlichkeit. Und gerade das gefiel Walter Grote wohl, daß sie keinen falschen Schein um sich und das Hauswesen machte und den Stolz hatte, es so und nicht anders richtig zu finden.

„Es war ein zu glücklicher Zufall," plauderte er, „daß ich dich in Frau Jodokus Stoltenkamps Laden antreffen durfte, als ich dort ein paar Einkäufe zu besorgen hatte. Ich habe mich sehr gefreut."

„Und daß sich der Zufall so glücklich noch ein paarmal wiederholen durfte." Sie lachte ihn an. „Du willst mir wohl den Hof machen, Walter? Und hier ist auch die Mutter."

Sie hatte die Tür zum Arbeitszimmer geöffnet, und Walter Grote machte der verwundert aufblickenden Frau am Schreibtisch eine tiefe Verbeugung.

„Der junge Vetter Grote, Mutter," erklärte Amalie. „Wir kennen uns schon lange von Großmutter Stoltenkamp her, wo wir uns zufällig im Laden trafen."

„Mein Vater läßt der Frau Tante seine schönsten Grüße vermelden," sagte der junge Mann ehrerbietig und blickte Frau Margarete in offener Bewunderung an.

„Amalie hat mich schon ausgezankt, daß ich nicht früher hierhergefunden habe, aber ich wußte wirklich nicht, ob es der so sehr beschäftigten Frau Tante angenehm gewesen wäre?“

„Ausgezankt?“ rief Amalie. „Mutter, das nennt er ausgezankt! Mit ausgesuchter Höflichkeit hab ich ihn behandelt.“

„An der Haustür,“ warf der Vetter ein. „Und ‚Sie‘ hat sie mich genannt wie einen Wildfremden. Zweimal hab ich sie bitten müssen.“

Frau Margarete reichte ihm die Hand. „Dann will ich als Mutter um so schneller die Fehler der Tochter wieder gutmachen. Nimm Platz, Walter. Und wir wollen uns als nahe Verwandte ‚du‘ nennen, obwohl die eigentliche Verwandtschaft erst mit der erprobten Freundschaft beginnt. Auf gute Freundschaft, Walter.“

„Ich werde sie mir bald erwerben, Tante Margarete. Aber daß du noch so jung bist, das ahnte ich ja gar nicht.“

„Mutter,“ lachte Amalie, „jetzt macht er dir den Hof. Zuerst kam ich an die Reihe. Der Vetter scheint mir sehr bewandert darin.“

„Sie ist eifersüchtig,“ behauptete der junge Besucher. „Kann ich dafür, daß du deiner Mutter so ähnlich siehst?“

Amalie Stoltenkamp faßte mit spizen Fingern ihr Röschchen und machte dem Vetter einen tiefen Knicks. Das Mädchel ist nicht wiederzuerkennen, dachte Frau Margarete. Und mit tiefem Kopfneigen sagte das junge Mädchen: „Alleruntertänigsten Dank. Ich fühle mich zum erstenmal in meinem ganzen Wert erkannt, wenn es für die holdselige Frau Mutter auch nur eine geringere Schmeichelei bedeutet.“

Walter Grote antwortete mit einer feierlichen Verneigung. „Darf ich wissen, weshalb, verehrteste Base?“

„Ich werde mich hüten,“ rief Amalie übermütig, „den guten Eindruck zu zerstören und dir zu sagen, was für eine Axtgürste ich bin.“

„Das redest du dir ein,“ behauptete der Vetter. „Ich möchte dich gar nicht anders haben.“

„Was möchtest du —? Hast du's gehört, Mutter? Nun bin ich wieder an der Reihe. Er möchte mich gar nicht anders haben, behauptete er schlangweg. Und wir sitzen hier kummervoll seit Jahr und Tag und begießen das Myrtenbäumchen.“

Was ist nur in das Mädel gefahren? dachte Frau Margarete. Sollte ich denn bei all meiner Arbeit vergessen haben, daß sie ein junges Mädchen ist?

„Kann ich das Myrtenbäumchen einmal sehen?“ fragte der Vetter. „Vielleicht steht es jetzt gerade in seinem schönsten Flor?“

„Mutter,“ entsetzte sich Amalie, „nun wird er ganz und gar poetisch, und ich will schleunigst einen Kaffee kochen, damit er wieder zu sich und auf die Erde kommt.“ Und sie streifte ihre Röschchen zusammen und war hinaus.

Frau Margarete sah ihr nach mit einem seltsam klaren Frauenblick. Wie ein verkümmertes Blümchen im Regengras, auf das die Sonne fällt, war das Mädchen. Und auf einmal reckt sich das Blümchen auf zu einer vollen, duftenden Blume und ruft: „Ich bin auch noch da!“ Wie die warme Fröhlichkeit des Mannes die vom Leben Abgesperrte jählings hatte erblühen lassen!

„Ihr kennt euch schon länger, Walter?“ begann Frau Margarete. „Ich wußte es gar nicht.“

„Ja, Frau Tante, seit einem Jahr. Ich habe sie vom ersten Tage an gemocht, weil sie so stolz zu mir tat und so wenig entgegenkommend. Dabei kann sie so entzückend und fröhlich sein, wie heute im eigenen Hause.“

Und mit einem Male kam über Frau Margarete eine große, unüberwindlich große Verlegenheit. Der junge Mann, der da so ehrerbietig vor ihr saß, trug so offen und ehrlich sein Inneres zur Schau, daß nun wohl die Mutter in ihr das Wort erhalten mußte, die Mutter, die eine heiratsfähige Tochter zu vergeben hatte.

Mein Gott, fuhr es ihr durch den Sinn, bin ich denn wirklich schon so alt? Und eben verwunderte sich noch mein Gegenüber, daß ich so jung noch wäre? Wie vollziehe ich denn nur jetzt in aller Geschwindigkeit den Übergang? Was tut man denn nur in einem Falle wie dem meinen? Frau Jodokus Stoltentamp würde den jungen Mann nach seinen Einkünften und Lebensaussichten fragen. Aber das kann ich unmöglich. Das kann ich ganz unmöglich. Ich fühle noch so gar nicht die Berufung in mir. Ich käme mir vor wie auf einem lustigen Maskenball, und ich hätte weiße Locken angesteckt und nickte mit dem Kopf.

„Du denkst an etwas Fröhliches,“ hörte sie Walter Grotes Stimme.

„Ja,“ sagte sie, als ob sie im Erwachen spräche. „Ich dachte, wie schön es ist, jung zu sein.“ — —

Der Better hatte mit den Damen den Kaffee getrunken. Die Brüder Friß und Eberhard tranken ihn in der Fabrik bei der Arbeit, um ihre Zeit nicht zu zerreißen. Und der Besucher saß noch immer plaudernd, als ob dieser Tag ihm gehöre.

„Willst du denn gar nicht in die Fabrik?“ fragte Amalie. „Du scheinst mir auch ein rechter Faulpelz zu sein. Erzählst mir beim Eintritt, daß nur geschäftliche Dinge dich zum Spazierenfahren veranlassen könnten. Und nun seh mir einer den Herrn an.“

„Amalie,“ erwiderte der Better und blickte sie lachend an, „ich bin ja noch auf der Spazierfahrt.“

„Mutter,“ sagte Amalie, „gilt das nun wieder dir oder mir? Und so etwas ist in einer Kohlengrube aufgewachsen.“

„Eben darum, Base Amalie. Wer aus der Kohlengrube kommt, empfindet doppelt dankbar, wie hell die Sonne scheinen kann.“

Da wurde das junge Mädchen ganz still und sah mit einem verträumten Blick zum Fenster hinaus.

Walter Grote erhob sich. Ganz unerwartet. Und dann sagte er, er hielte es nun auch an der Zeit, die Fabrik zu besichtigen, aber er möchte zuerst einmal drum herumwandern, denn sei er einmal drin, käme der Geschäftsmann in ihm zum Durchbruch und ließe ihn nicht mehr heraus, und ob die Base Amalie ihn wohl einmal um die Fabrik herumführen möchte.

Amalie erhob sich still und wortlos. Sie streifte ihr Schürzchen ab und hing den Strohhut über den Arm. Und dann ging sie neben ihm hinaus und wagte nicht mehr, die Mutter anzusehen. Und Frau Margarete sah nicht zur Tochter hin, als hielte das Mädchen ein Geheimnis, das von keinem fremden Blick angetastet werden dürfte.

Draußen schritten die beiden jungen Menschen über die Felder, die im goldenen Rot der Nachmittagssonne lagen. Alles Grau der mageren Erde, das ganze von der Arbeit zerwühlte und zertretene Land lag in dem stillen Sonnenschein wie ein verklärter Garten. Nie hab ich so etwas gesehen, dachte Amalie, und ich kenne doch die mageren Felder hier auf Schritt und Tritt.

„Es geht sich gut zu zweit,“ sagte der junge Mann an ihrer Seite.

„Aber die Fabrik liegt uns im Rücken,“ sagte Amalie . . .

„Gilt es dir so sehr mit der Fabrik, Amalie?“

„Sonst immer. Heute wohl nicht so sehr . . .“

„Du liebst die Fabrik wohl sehr? Weil sie der Besitz der Stoltenskamps ist?“

„Ich liebe die Arbeit und das Schaffen. Könnt ich für mich schaffen, würde es auch mit der großen Fröhlichkeit geschehen, wie sie die Mutter besitzt. Aber ein Stoltenskampmädchen hat in die Arbeit der Brüder nicht hineinzureden.“

„Wer deine Mutter sieht, muß sie liebhaben.“

„Sie ist noch so jung. Weißt du, wie alt sie ist? Neun- unddreißig erst. Mit sechzehn Jahren hat sie Vater geheiratet.“

„Sie müssen sehr glücklich miteinander gewesen sein, da noch so viel Liebe zurückgeblieben ist.“

„Bleibt Liebe zurück, wenn man glücklich gewesen ist?“

„Ich denke es mir so, Amalie. Eine ganz große Liebe ist unerschöpflich. Und sie macht dankbar über die Zeit hinaus.“

Ganz versonnen ging das Mädchen an seiner Seite.

„Ich glaube, ich könnte sehr dankbar sein,“ sagte der junge Grote. „Willst du mir das wohl glauben, Amalie?“

Sie nickte stumm und schritt weiter.

„Im Leben dankbar, Amalie. Denn an diesem schönen Tage wollen wir nur vom Leben sprechen. Würdest du mir wohl dazu verhelfen wollen, Amalie, dir ein ganzes Leben lang dankbar zu sein?“

Sie standen an dem Bache, der hinaufführte zum Hammerwerk in der Mühle. Ein alter Weidenbaum warf sein grünes Gezweig wie einen Mantel um sich her und verdeckte die rauchgeschwärzten Essen der Gruben und Zechen, die auf Meilen und Meilen arbeitsnüchtern aus der durchwühlten Erde ragten. Nur das heimliche Plaudern des Baches war da, das sonnenvergoldete Land zu Füßen und das grüne Gezweig zu Häupten.

Sie standen noch immer ganz still am Bachrand. Dann hob das Mädchen den Kopf.

„Ich wußte es, daß du mich fragen würdest. Ich wußte es im selben Augenblick, in dem ich dir die Tür öffnete. Du hast ein klares und ehrliches Auge, Walter, und mir ist so, als sollte ich ‚ja‘ sagen.“

„Sag es, Amalie.“

„Ja denn, Walter. Ja, ja! Und du gibst mir von deiner Arbeit, soviel ich will. Denn wir Stoltentkamp-frauen müssen für unsere Männer zu schaffen haben, um uns zur rechten Fröhlichkeit durchzuarbeiten. Willst du?“

„Gib mir einen Kuß, und ich will.“

Da fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn, daß ihm der Atem verging, riß sich los und rannte wie der Wind durch die Felder dem Hause zu, als sollte er nicht sehen, wie sie glühte und lachte.

„Nun bleibt mir nichts übrig,“ sagte sich der Zurückgebliebene, „als wirklich in die Fabrik zu gehen. Etwas anderes würde sie gar nicht verstehen.“ Und er ging langsam und in einem Bogen dem Stahlwerk zu und fragte Growein, der in der Tür gegen ihn lief, nach Fritz Stoltentkamp.

„Hinter der Fabrik! Rechts herum!“ schrie Growein durch den Lärm und eilte weiter. Und Walter Grote folgte der Weisung und fand den Vetter bei den Abmessungsarbeiten für das neugeplante Hammerwerk.

„Seit wann bist du hier?“ fragte Fritz Stoltentkamp den Vetter und schüttelte ihm die Hand. „Du hast mich wohl lange suchen müssen?“

„Ich hatte vorher etwas anderes zu suchen und hab's gefunden, Fritz. Doch das ist eine reine Privatangelegenheit, und die geschäftlichen Dinge gehen dir selbstverständlich vor. Die dreißigtausend Taler stehen zu deiner

Verfügung, und wenn du mehr brauchst, so wende dich nur vertrauensvoll an mich."

"Du," sagte Fritz Stoltenkamp, „das geht ja plötzlich mit Eilpost.“ Sein Blick wurde forschender. „hängt das — hängt das vielleicht mit deiner — deiner Privatangelegenheit zusammen?“

„Mein Manneswort darauf: es hängt nicht mit ihr zusammen. Es ist nur das zufällige Zusammentreffen zweier Ereignisse, von denen das eine mir lieb und das andere angenehm ist. Und das Angenehme besteht darin, daß ich dir einen Freundschaftsdienst erweisen darf, ein Freund dem anderen.“

„Gott sei gedankt," und Fritz Stoltenkamp wischte sich die Stirn, „anders hätte ich es nämlich nicht annehmen können. In solchen Dingen hört für mich das Geschäft auf, Walter. Dein Vater denkt vielleicht anders darüber. Und die Amalie magst du schon lange gern und hast es ihr eben gesagt?“

„Woher weißt du denn das?“ fragte der Glückliche verblüfft.

„Wenn einer dahergeannt kommt, rot wie ein Zinshahn, und schmeißt mit Tausendtalerscheinen um sich“ —

„Ich muß noch zur Mutter, Fritz!“ rief der junge Grote und lief lachend davon. — —

Was die Hände frei hatte, mußte heran und bei der Ausschachtung helfen. In langen Karrenzügen fuhren die Ziegelbrenner die roten Backsteine heran. Die Maurer durften nicht mehr als zweimal frühstücken und arbeiteten wild darauflos, um je schneller, je lieber zu ihren alten Gewöhnungen zurückzukehren. Und die Zimmerleute hatten ihren Richtplatz angelegt, auf dem es Späne und Flüche regnete. Da wuchsen Mauern und Gerüste.

Eine Mitteilung war es, mit der Fritz Stoltenkamp die Mutter vor allen überrascht hatte. „Wir bauen ein

neues Wohnhaus. Nicht unserer wegen, Mutter, denn wir werden es uns am Leibe absparen müssen. Aber das Ansehen der Fabrik verlangt es. Wenn es wird, wie ich es kommen sehe, werden viele aus der Rundschaft im Werte selbst ihre Aufträge abgeben, um den Versuchen beizuwohnen oder um andere Sonderwünsche erfüllt zu sehen. Da würde es mich in ein schiefes Licht setzen, wenn ich meine Mutter in einem Arbeiterhäuschen wohnen ließ, während das Stahlwerk wächst und blüht. Sag nichts, Mutter. Es wird uns beiden schwer. Aber wir sind ja an Opferbringen gewöhnt."

Und bevor der Winter kam und der Frost, stand das Maschinenhaus, das Hammerwerk und das neue Wohnhaus im Rohbau unter Dach und Fach, und die Einrichtung konnte beginnen.

Mit klopfendem Herzen erwartete Friß Stoltenkamp die Ankunft der Dampfmaschine. Am frühen Morgen lief er hinaus zur alten Mühle. Als müßte er dem alten, braven Redhammer noch einen Dank sagen. Der lange Haniel lehnte am Torflügel, sog an seiner dünnen Tonpfeife und spuckte in Zwischenräumen auf das gefrorene Gerinnsel des Baches.

"Glückauf, - Haniel! Feierst du auch Abschied?"

"Herr Stoltenkamp," sagte der Hammer Schmied, "ob dat gerade Abschiedsgedanken sind, weiß ich nich. Aber dat weiß ich, dat mich von heute an dä verfluchte Mühlbach im Mondschein begegnen kann, so hat mich dat Bieß mit seinen ewigen Rüden geärgert. Mitten in der Arbeit — schrumm, un alle. Jesh geht dat mit zwanzig Pferde in de Maschine, un mit die Pferde werd ich wohl als altgedienter Kürassier zuwege kommen."

"Haniel, du kommst als Meister an den neuen großen Hammer. Und der Hammer und du, ihr kennt keinen

Stillstand. Was? Und wenn wir anderen deinen Hammer-
takt hören, dann müßt es doch mit dem Deubel zugehen,
wenn uns der Arbeitswalzer nicht in die Beine führe.“

Der lange Haniel rollte die Ärmel seines Leinenfittels
auf und beklopfte vielfach seine Muskeln. „Glückauf,
Herr Stoltenkamp!“ schrie er plötzlich, denn sein Herr rannte
schon wieder den Bach entlang. „Mach, daß du nachkommst,
Haniel,“ rief er zurück. Die Maschine ist im Anmarsch.“

Und die großen, starken Wagen, von schweißbedeckten
Biergespannen gezogen, rollten über die neue Land-
straße und luden die ungefügen Maschinenteile ab. Neben
Frik Stoltenkamp stand der neugeworbene Ingenieur
Ungemach und leitete ruhig und sicher die Überführung
in das Maschinen- und Kesselhaus, Aufstellung und Ver-
sorgung. Der riesige Redhammer lag schon seit Wochen
im neuen Hammerwerk nahe dem Schmelzbau. Ein
kleinerer für den Notbehelf war mit den blühenden Werk-
zeugmaschinen angekommen, die Frik Stoltenkamp selbst
aus der Summe der gesammelten Erfahrungen entworfen
und von geschulten Händen hatte erbauen lassen. Stahl
und Eisen, Kupfer und Messing bligten und funkelten,
wohin das Auge traf.

Wie vor einer Christbescherung stand Frik Stolten-
kamp vor dem Gefunkel. Seine Seele ging hoch und
weit. Dann riß er sich zu dem Alltag zurück, packte an
und schaffte mit seinen Arbeitern um die Wette. Da
flogen die Wochen, und die Märzveilchen frohen aus den
Heden, ohne daß einer sie so früh erwartet hatte.

Die wenigen freien Stunden aber, die er sich mühsam
abringen konnte, schenkte er nicht der Mutter. „Mutter,
wenn wir erst soweit sind, dann holen wir's nach. Jetzt
muß ich dir nur aufbürden und aufbürden, denn ich habe
sonst niemanden, und in den laufenden Geschäften bist du

zu Hause. Noch ein paar Wochen, und der ganze Betrieb läuft mit Dampf. Dann habe ich wieder alles in einer Hand. Jetzt muß ich zur Großmutter Stoltenkamp, Mutter.“

„Bin ich dir so fremd geworden, Friß, daß du so viel Worte brauchst.“

„Ach, Mutter, es ist nur die beständige Spannung und Erregung. Ich zeig sie auch nur dir. Raum mir selber, Mutter. Na, nun lachst du wieder.“

Frau Jodokus Stoltenkamp wollte nicht sterben. „Ich fürchte mich nicht ein bißchen, Friß,“ sagte sie mit ihrer dünn gewordenen Stimme. „Der liebe Gott tut einer alten Frau, deren tägliches Gebet ein Leben lang Arbeit war, nichts zuleide. Aber ich habe mir ein Unrecht darauf erworben, den neuen großen Betrieb in Tätigkeit zu erleben, damit ich — damit ich einen — Anknüpfungspunkt habe, wenn ich einem anderen — drüben begegne. Ich habe mit euch und dem Werk gedarbt und gesorgt, gehungert und geschafft und — und — gearbeitet. Sag du mir, Friß, ob ich mir ein Unrecht erworben habe.“

„Sie und die Mutter — Sie haben es geschafft. Ohne euch Frauen wäre ich verloren gewesen, Großmutter. Ihr wart mir die Vorbilder.“ —

„Friß,“ sagte die alte Frau ein andermal, „wie lange dauert es noch? Ich tu, was ich kann, aber ich kann nicht mehr viel.“

„Noch einen Monat, Großmutter. Noch eine Woche, Großmutter.“

Sie fragte Tag um Tag.

Und an einem Morgen sagte sie: „Friß, heute muß es sein.“

„Ja, Großmutter, ja! Heute ist es! Kurz vor Feierabend, wenn es ganz still ist, laß ich die Maschine los und die Dampfpfeife schrillen, daß es bis zu Ihnen ins Zimmer

dringen soll. Dann grüßt das neue Stahlwerk die Älteste der Stoltenkamps.“

„Zum Feierabend, Friß, das ist schön so. Und schick mir keinen ins Haus. Komm ganz allein. Aber komm schnell.“

„Ich komme, Großmutter.“

Kurz vor Feierabend horchten die Gruben und Zechen, horchten die Bürger der Stadt verwundert auf. Gellend rief eine Dampfpfeife ins Land, aufrüttelnd, durchdringend und lachend. Und sie rief und rief . . .

„Die Stoltenkamps blasen das Angriffssignal,“ sagten die Grubenherrn und Hüttenbesitzer, und die Bürger der Stadt murmelten es nach.

Frau Jodokus Stoltenkamp hatte sich auf den Ellbogen gestützt. Ihr Gesicht war weiß wie die Rissen, aber ihre Augen brannten. Sie trank das gellende, lachende Gepfeif wie eine himmlische Musik.

So fand sie Friß Stoltenkamp.

„Großmutter, haben Sie es gehört? Das neue Lebenslied der Stoltenkamps? Nur die Mutter hab ich schnell in den Arm genommen — und dann hierher.“

Die alte Frau sah ihn starr an. „Vorwärts,“ röchelte sie und fiel in die Rissen.

Die Augen schlossen sich. Friß Stoltenkamp stand unbeweglich. Ganz unirdisch war die Stille im Zimmer geworden.

Noch einmal öffneten sich die nach oben gerichteten Augen. Die Lippen bewegten sich.

„Bin — ich — nun — wieder — schön, — Jodokus? —“

Friß Stoltenkamp beugte sich über sie und strich ihr die Augen zu. Und ganz laut sagte er: „Ja, Mhne, du und die Mutter — ihr seid die schönsten.“ — —

Tagaus, tagein stampfte die Dampfmaschine, glühten die Ofen, donnerte der schwere Hammer. Tagaus, tagein arbeiteten alle Hände an Tiegel, Gußform und Amboss, um die liegengebliebenen Bestellungen auszuführen, die verlorene Zeit einzuholen, freie Bahn zu schaffen für die Fülle des Neuen, das sich draußen in der Welt ankündigte. Der junge Ingenieur Ungemach, den sich Fritz Stoltenkamp verschrieben hatte, erwies sich als ein Mann nach seinem Herzen. Wortkarg, aber unverdrossen und von schneller Fassungsgabe, wußte er sich ohne Zögern in die rastlose Gedankenarbeit des Werkherrn hineinzufinden und ihn nicht minder am Zeichenbrett und den sich drängenden neuen Versuchen zu unterstützen. Immer reiner wurde der erzeugte Werkzeugstahl, und wenn dem englischen Wettbewerb immer noch der Löwenanteil des deutschen Bedarfs zufiel, so war es weniger die Güte des Stahls als der billigere Herstellungspreis, der den Ausschlag gab. Und Fritz Stoltenkamp wußte wohl, daß dem Engländer durch eine uralte Eisenindustrie, mehr aber noch durch unübertreffliche Eigenschaften des Rohmaterials als gereifte Frucht in den Schoß fiel, was er sich selber erst durch mühsame und kostspielige Versuche erwerben mußte, die seine Erzeugnisse erheblich verteuerten. „Nämlich ich nur hinter das Geheimnis ihrer Bezugsquellen,“

sagte er oft zu Ungemach, „dann wären sie geliefert.“ Und der Ingenieur erwiderte: „Sie müssen den Löwen in seiner Höhle auffuchen, Herr Stoltentkamp.“

„Glauben Sie, daran hätte ich nicht schon gedacht? Seit zehn Jahren lerne ich Englisch und spreche es heute so gut wie Deutsch. Zuerst lernte ich es auf meiner Dachstube, später auf den langen Fahrten in der Postkutsche, und dann kam das Französische mit an die Reihe, das mir heute auch ziemlich geläufig ist. Sie sehen also, ich bin für jeden Fall vorbereitet. Tragt sich nur, ob die Brüder mir ihr Geheimnis gutwillig auf die Nase binden.“

„Wie ich Sie kenne, Herr Stoltentkamp, wird Ihnen das ziemlich gleichgültig sein.“

„Das stimmt, Ungemach. Aber das Werk kann jetzt, in der Übergangszeit, auch nicht auf eine Hand verzichten.“

„Wir wollen uns beeilen, daß Sie die Hände freitriegen, Herr Stoltentkamp.“

Das taten sie Tag um Tag, und an Tiegeln und Schmelzöfen lernte der Schmelzer Poensgen die neuen Arbeiter an, und am neuen Redhammer stand der lange Saniel und erteilte durch den Donner der Hammerschläge mit Rürassierstimme seine Befehle. Meister Growein aber war überall, wo man ihn nicht vermutete, und wo man ihn vermutete, da war er gerade gewesen. „Ordnung halten! Sachen sauber halten! Oder soll ich euch erst mal zum Traualtar schleppen lassen, damit ihr den Arbeitstag über den Feierabend stellt! Wie? Ja, da können sie plötzlich schuften, die Feiglinge.“

Auch Eberhard Stoltentkamp blieb eine Zeitlang bei der Stange. Die Anwesenheit Ungemachs spornte ihn an. Er wünschte sich nicht durch die Fähigkeiten eines anderen übertrumpfen zu lassen.

Die umfangreichen Walzenlieferungen für die süd-deutschen Gold- und Silberwerkstätten waren zu ihrem größten Teil ausgeführt. Glashart und Spiegelblank ging jedes Stück hinaus, erregte Bewunderung und zog den Kundenkreis weiter. Bayern hatte dem verwandten Griechenland die unbedingt verlässlichen Münzstempel empfohlen, und zu den griechischen Aufträgen gesellten sich bald die der holländischen Regierung und der ost-indischen Kolonien. Die südamerikanischen Länder folgten, und die Ausfuhr hob an, als im deutschen Vaterlande immer noch zuerst nach dem Preis und dann erst nach der Güte gefragt wurde. Fritz Stoltentkamp aber begann mit Feuereifer den Guß einzelner Maschinenteile. Hier winkte ein Zukunftsfeld. Und er wollte die Sense schärfen.

Das neue und geräumige Wohnhaus war nun längst bezogen. Die einfach und gut bürgerlich hergerichteten Zimmer hatten auch die Einrichtung des alten Hauses unter sich verteilt. Nur das Arbeitszimmer war auch hier getreulich in der alten Form wieder hergestellt worden. Frau Margarete saß wie immer am Schreibtischplatz dem ältesten Sohne gegenüber, wenn Fritz Stoltentkamp zur Erledigung besonders wichtiger Brieffschaften hereinkam.

„Fritz,“ sagte Frau Margarete, als nun ein Jahr und mehr die Dampfmaschine stampfte, „Amalie hat ihre Aussteuer fertig genäht, der junge Grote steckt sich hinter mich, die beiden machen lange Gesichter. Du bist das Familienoberhaupt, Fritz.“

„Sie müssen sich noch ein wenig gedulden, die beiden. Die Hauptsache ist doch, daß sie wissen, sie haben sich lieb.“

Frau Margarete blickte ihren großen Jungen lächelnd an, so lange, bis er unter ihrem Blick errötete.

„Was ist denn, Mutter? Hab ich eine Dummheit gesagt?“

„Du großer Junge,“ und sie schüttelte immer noch lächelnd den Kopf, „ich glaube wahrhaftig, für dich würde es genügen, und du würdest dich sehr glücklich dabei fühlen. Andere Leute aber denken anders und wollen ihre Liebe — wie erklär ich es dir nur — in die Ehe hineinsteigern, ganz eins werden in Rechten und Pflichten. Sie wollen ihre eigene Familie bilden und sich unabhängig von anderen Liebes und Ernstes sagen können, wann sie der Geist treibt, und — und — es ist wirklich schwer, Friß, dir eine erschöpfende Erklärung dafür zu geben.“

Friß Stoltentkamp hatte die Feder hingelegt. Den Kopf in die Hände gestützt, saß er am Arbeitstisch und starrte geradeaus.

„Ich versteh dich ganz gut, Mutter. Und — und — Amalie und Walter Grote versteh ich auch. Ich hatte nur gedacht, wir wären — alle miteinander — zuerst — mit dem Stahlwerk verheiratet. Wohl, weil ich für meine Person dem alles unterordne. Man soll eben nicht von sich auf andere schließen. Man soll nicht verallgemeinern. Ich begehe darin gewiß manche Dummheit, Mutter. Na, sehen wir zu, wie wir die langen Gesichter wieder in eine vergnügtere Breite ziehen.“

„Wird's dir schwer, Friß?“ fragte Frau Margarete weich.

„Sehr schwer, Mutter. Immer, wenn ich glaube, einen Gipfel zu haben, ist es nur ein Vorberg. Mach keine traurigen Augen. Wir werden auch über diesen Vorberg schon hinwegkommen, Mutter. Kannst du uns den heimlichen Schmachtriemen noch etwas enger ziehen?“

„Ich kann alles,“ sagte die tapfere Frau.

„Hör mich an, Mutter. Es ist noch nicht die Hälfte des Groteschen Geldes, das ich in diesen anderthalb Jahren

habe zurückzahlen können. Trotzdem ich kaum einen Pfennig Betriebskapital zurückbehalten habe. Trotzdem ich für vieles, vieles und nicht zuletzt für große und wichtige Reisen das Geld dringend benötigte. Aber Mutter" — er holte den Atem tief aus der Brust — „die Tochter der Frau Stoltentkamp, Mitinhaberin des Stahlwerks Friedrich Stoltentkamp, soll nicht in eine Familie hineinheiraten, der wir verschuldet sind. Wir verkaufen Stahl, aber keine Mädels. Ob das übertrieben ist, ist mir einerlei. Wenn ich erst wieder glatt bin und die neuen Unterlagen danach sind, nehme ich auch wieder Geld vom Schwager, soviel ich brauche. Eher nicht. Ich bin kein Springer, Mutter. Ich gehe meinen festen Weg.“

„Also noch ein weiteres Wartejahr,“ sagte Frau Margarete still.

„Mutter. Erscheint dir das wirklich so schwer für Amalie? Ja, ja, ihr Frauen denkt darin anders als wir. Ihr seid die glücklicheren Naturen. Könnt ich's doch auch sein. Siehst du, da gerate ich wahrhaftig auch schon in den Tiefsinn, ohne euch herausgezogen zu haben. Also, Mutter, ich werde das Jahr abkürzen.“

„Du kannst es, Fritz?“

„Ich kann die alte Mühle verkaufen. Das Grundstück stammt nicht aus Großmutter's Erbe, für das ich mich verpflichtet habe, und es liegt so weit aus dem Wege, daß es für die Fabrik nie wieder in Betracht kommt. Ich wollte den Erlös in den Stahl stecken, der nach jedem Groschen seufzt. Nun wollen wir ihn in Eiderdaunen stecken, da danach doch noch stärker geseufzt zu werden scheint.“

Er schob den Stuhl zurück und ging zur Tür. Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um. Ernst und ruhig. „Und was ich dir vorhin von dem heimlichen

Schmachtriemen sagte, Mutter, das stärkere Anziehen, das muß nun, leider, zur Wahrheit werden. Nur deinet halben sag ich ‚leider‘, Mutter. Du zu Haus, ich in der Fabrik. Denn nun ist fürs erste kein Taler Betriebskapital mehr flüssig zu machen, und wir müssen uns mit Gottes und unserer eigenen Hilfe durchschlagen, bis für die neuen Aufträge wieder Bargeld hereinsidert.“

„Es wird schon gehen, Friß,“ bekräftigte Frau Margarete und hatte einen ganz hellen Schein in den Augen.

„Ihr Frauen, ihr Frauen,“ murmelte Friß Stoltenkamp, „was ihr nicht alles um der Liebe willen könnt.“ Und er ging hinüber ins Maschinenhaus, Ungemach und Growein aufzusuchen, und von dem hellen Schein war auch in seinen Augen.

In dem neuen Wohnhaus wurde die Hochzeit gerüstet. Das Mühlengrundstück samt den Gebäulichkeiten war verkauft, der Betrag als letzte Ablösung an den erstaunten Ohm Grote gewandert.

„Ihr macht jetzt wohl Gold statt Stahl?“

„Zu Trauringen, Ohm Grote.“

Da verstand der alte Fuchs.

„Stolz wie ein Stoltenkamp.“

„Daher der Name, Ohm Grote. Die stolzen Eichenkamps, in denen die Höfe meiner Vorfvoreltern lagen, beugten sich keinem Windstoß. Der machte sie nur wetterfester, Ohm Grote. Fest wie Gußstahl.“

„Stolz, ja. Aber satt scheint der Gußstahl nicht zu machen. Du wirst immer schwächtiger, Friß.“ —

Die Hochzeit wurde im engsten Kreise begangen. Keine fremden Gäste waren geladen, trotz Eberhards eifriger Fürsprache. Amalie erklärte, auch ohne Hochzeitsmahl glücklich werden zu können, und war mit ihren Gedanken schon in ihrem neuen Heim, in dem alten Ruhr-

Städtchen aus Kaiser Karls des Großen Zeiten. Doch es war nicht die ehrwürdige Vergangenheit, die sie lockte, es war die werktätige Gegenwart, und schon hatte der alte Grote trotz langen Widerstrebens den Sohn mit Sitz und Stimme als gleichberechtigten Teilhaber anerkennen müssen.

„Ich hab den gerichtlichen Akt zweimal durchgelesen,“ erzählte der Alte augenzwinkernd beim Hochzeitsmahl. „War mir doch immer, als hätt der Schreiber ‚Amalie‘ geschrieben statt Walter Grote. Und ich glaub’s immer noch.“

Dann waren sie alle drei abgefahren, der Ohm Grote und das junge Paar. In einer Kutsche, die von den schönsten Rappen des Ohms gezogen wurde. Denn jetzt hatten die Grotes das Wort. Als Frau Margarete die Tochter beim Abschied in die Arme schloß, wehrte Amalie jeder weichen Stimmung. „Über Mutter, dazu liegt doch kein Grund vor. Wir gehen doch nicht aus der Welt, und die Kohlen bezieht ihr doch von unserer Zeche.“

Da trocknete Frau Margarete schnell die feuchtgewordenen Augen und dachte: Sie ist wieder die alte Amalie, und nur der Liebeslenz hatte sie das Singen gelehrt. Davon wird sie nur die Oberstimme mit in die Ehe nehmen.

Die Zeit des heimlichen Sparens begann. Die Zeit, in der Frau Margarete und Fritz Stoltenkamp dreimal den Taler in der Hand herumdrehen, bevor sie ihn wechseln ließen, während die Fabrik dastand wie ein blißender Schmuckkasten und den Gassern in die Augen stach. Die Zeit, in der Frau Margarete und Fritz Stoltenkamp bei Tisch aneinander vorüberblickten, um nicht sehen zu müssen, daß sie ein wenig hohlwangig geworden waren, während Eberhard kopfschüttelnd und grollend in

den Speisen stocherte. Die Zeit, in der Friß Stoltenkamp bei Eintreffen einer jeden Postsendung hastig auffuhr, in der Hoffnung, es könnte eine Geldsendung angekommen sein. Und die heimlichen Sorgen wuchsen, weil sie sich an sich selber nährten und sich nicht äußern und im Wechselgespräch zerflattern durften, und sie drohten, alle Freude und alle stille Herzensheiterkeit zu zerstören.

Es war im Winter, und die Arbeiter saßen beim Nachmittagskaffee im warmen Kesselhaus, während in den Betrieben längst die Öllampen fladerten. Friß Stoltenkamp machte allein seinen Rundgang. Da gewahrte er eine Frauengestalt, die sich an den Lampen zu schaffen machte, und sie ging von einem Arbeitsraum in den anderen und steckte die Dochte tiefer herunter, damit sie sparsamer das Öl verbrauchten.

„Mutter,“ sagte er ganz überrascht, als sie in einer langen, grauen Kittelschürze vor ihm stand, die all ihre Zierlichkeit entstellte. „Mutter, was tust du denn hier im Betrieb?“

„Die Leute verstehen nicht, mit dem Öl umzugehen, Friß. Ich sehe allabendlich nach und erspare eine ganze Menge.“

„Wie siehst du denn aus, Mutter? Ich kenne dich ja gar nicht wieder?“

„Du siehst mich wohl weniger an als früher oder doch weniger scharf, Friß. Ich muß meine Kleider schonen, und anders läßt das meine Arbeit nicht zu, als in der Vermummung.“

„Nein, nein, nein,“ stieß er hervor. „Das nicht. Das nicht.“

Er hatte das Gesicht zur Seite gewandt, damit sie nicht darin lesen sollte. Nun war er wieder gesammelt und wandte sich ihr zu.

„Geh jetzt hinein, Mutter. Bitte, tu es. Die Leute können in jedem Augenblick zurückkommen. Ich mache heute früher Feierabend und bleibe dann bei dir.“

Und eilends schritt er weiter und streifte durch das ganze Werk und murmelte nur immer: „Das nicht. Das nicht.“

Er trat bei Ungemach ein und fand den Ingenieur über den neuen Maschinenentwürfen.

„Ist mein Bruder nicht hier?“

„Soeben in die Stadt gegangen. Wollte sich anderes Zeichenpapier anschauen.“

Fritz Stoltenkamp zuckte die Achsel. Heut war es ihm recht. „Es ist gut, daß wir allein sind. Ich möchte einmal im Vertrauen mit Ihnen beraten. Der Betrieb fängt wieder an zu schleppen, Ungemach. Und wir könnten ihn dreimal so stark ausnützen.“

„Das könnten wir, Herr Stoltenkamp. Wir brauchen nur zu wollen.“

„Zu wollen. Da sprechen Sie mir aus der Seele. Das ist ganz mein Fall. Aber will ich vielleicht nicht?“

„Wenn wir nun die weniger einträglichen Arbeiten, die noch zu viel kostspielige Versuche erfordern, für einige Zeit beiseite stellten und lediglich das arbeiteten, was uns keiner nachmacht: Walzen, Lahnwalzen, Stempel. Das aber im großen, Herr Stoltenkamp. Kein Auftrag darf an uns vorübergehen. Da arbeiten wir sozusagen maschinenmäßig, ohne Unterbrechung, von einer Hand in die andere, jeder an seinem Teil. Wie in einer Kette. Das schafft.“

„Meine Pläne gingen nach einer ganz anderen Richtung, Ungemach.“

„Sie holen es leicht nach, Herr Stoltenkamp. Wir sprachen doch schon einmal von einer Reise nach England,

um den billigen Lieferungen und Unterbietungen auf den Grund zu kommen. Mit der einen Reise holen Sie das ganze Versäumnis nach — Sie, kein anderer — und inzwischen haben wir hier durch den Massenbetrieb des Kleintrams, der Ihnen jetzt lästig erscheint, die freie Bahn geschaffen.“

„Ja, ja, Ungemach. Das leuchtet mir ein. Vom Kleinen zum Größeren, so hab ich's immer gehalten. Nur daß ich dachte, ich wäre nun endlich beim Größeren. Aber Sie haben recht. Zähne zusammen. Besser als ins Aschgraue springen.“

Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich zu dem Ingenieur an den Zeichentisch. Nur noch ruhige Überlegung.

„Ich will den Eberhard einmal auf die Reise schicken. Luftveränderung wird ihm ohnedies gut tun. Er ist ein unruhiger Geist und in der Welt draußen vielleicht besser zu gebrauchen als hier im Käfig. Er kann nach Süddeutschland gehen, die alte Kundschaft besuchen und neue gewinnen. Ich schlag da zwei Fliegen mit einer Klappe, denn die alten Kunden werden dadurch an ihre Zahlungen erinnert und rücken einem Stoltentkamp gegenüber eher mit den Beträgen heraus als einem Vertreter, dem es nur um die Vermittlergebühr für neue Aufträge geht. Er kann von Bayern aus Österreich besuchen und die Schweiz und die französische Münze in Straßburg, zu der wir die Verbindungen schon angeknüpft haben. Gut. So wird's gemacht. Ich werde alles vorbereiten.“

Noch einmal schritt er durch die ganze Fabrik. Dann ging er hinüber ins Wohnhaus, kleidete sich um und suchte die Mutter auf.

Frau Margarete saß am Schreibtisch vor den Büchern. Sie hatte die graue Kittelschürze abgelegt. Sein erster Blick sah es, und sie sah, ohne aufzuschauen, seinen Blick.

„Gott sei Dank, Mutter,“ sagte er erleichtert, trat hinter ihren Stuhl und nahm ihr sanft die Feder aus der Hand. „Nicht wahr, Mutter, und das tust du mir nicht mehr an, daß du dich so entstellst. So arm sind wir nun doch nicht.“

„Ach, Fritz,“ entgegnete sie leise und schloß die Augen, „auf das bißchen Kleidung kommt’s doch wirklich nicht an.“

„Doch, Mutter, doch. Es kommt mir sogar außerordentlich darauf an. Wie war’s denn beim Vater? Hast du dich denn für den Vater nicht auch immer geschmückt an Leib und Seele, nur damit er wissen sollte, wie reich er in allen Nöten sei? Und für deinen Sohn willst du das nicht? Und glaubst, für den Jungen wär das nicht nötig? Mutter,“ sagte er hart, „du bist mein ganzer Reichtum. Den laß ich mir nicht plündern. Auch von dir nicht. Wenn ich dich nicht mehr so schön und fröhlich sehen kann wie früher, dann pfeif ich auf alles. Dann hab ich vorbeigespielt.“

„Fritz,“ sagte sie, „Fritz.“ Und dann hob sie die Arme und zog seinen Kopf auf ihre Schulter hinab.

„Fritz, kann ich denn noch einem ein Freund sein? Ich dachte, das wäre nun auch vorbei.“

„Mutter! Du willst wohl Schmeicheleien hören? Ich will dir mal etwas verraten. Du bist nur siebzehn Jahre älter als ich, siebzehn kleine Jährchen, und so müssen wir schon zusammen alt werden.“

Sie nestelte ihren Kopf ganz dicht an den seinen. „Das hat mir lange gefehlt, Fritz —“

Da tat Fritz Stoltenkamp einen Schritt weiter in der Erkenntnis der Frauenseele. Er, der erst so wenige Schritte darin getan hatte. — —

Frau Margarete huschte nicht mehr in der Dämmerung wie ein grauer Falter durch die Fabrikräume, um

die Dochte der Ollampen zu kürzen. Sie sah auch nicht mehr bei den einfachen Mahlzeiten an dem Sohn vorüber, als ob sie ein schlechtes Gewissen hätte. Sie trug wieder geblümete Kleider und einen lustig sich bauschenden Rock, und ihre Augen glänzten und lachten, wenn der Sohn sie bei beiden Händen nahm. Als wäre ein Strom von Leben in sie zurückgekehrt, so war ihr, seit sie wieder an den Wert ihres Wesens glauben durfte, und das Haus bekam davon ab, und die Zimmer und Kammern waren voll Licht und Duft wie einst.

Und Fritz Stoltenkamp merkte bald, wieviel auch er davon abbekam, seine alte Spannkraft war zurückgekehrt und sein ganzer Zukunftsglaube. „Man braucht sich nur selber in die Asche zu legen, und man sieht alles grau,“ gestand er sich. Und nun legte er sich nicht mehr in die Asche, sondern lief zur Mutter, wenn ihn etwas drückte, und ließ sich „hellbrennen“. — —

Eberhard war auf der Reise. Er hatte erst gestuht und Einwendungen erhoben, nach ein paar Tagen aber erklärt, es sei der erste Schritt zur Selbständigkeit. Die erste größere Zahlung, die einlief, wurde von Fritz Stoltenkamp zur Reisetasse geschlagen, und Eberhard fuhr übermütig gen Düsseldorf, um von dort mit der Schnellpost weiterzureisen.

„Er ist mit seiner Redheit und seinem Humor der geborene Geschäftsreisende,“ räumte Fritz Stoltenkamp freimütig ein, als jede Post die Bestellzettel ins Haus trug. „Dazu seine unstreitbar großen Fachkenntnisse und die Gabe, sich in jede fremde Maschine sofort hineinzuleben. Gottlob, daß ich ihn draußen hab.“

„Du solltest auch einmal wieder hinausgehen,“ munterte ihn Frau Margarete auf. „Jugend will wechselnde Bilder.“

„Später, Mutter. Wenn Eberhard zurück ist und alle Schornsteine rauchen. Dann will ich einmal nach England hinüber und dem alten Nebenbuhler in die Karten sehen. Jetzt heißt es, fein stillhalten.“

„So fahr doch hin und wieder einen Tag zur Ausspannung nach Düsseldorf. Du hast doch alte Schulkameraden dort. Den Leutnant Moldenhauer von der Artillerie und den lustigen Maler Kröger. Es frisch auf und kommt der Arbeit zugute.“

„Wenn du mitfährst, Mutter.“

„Junge,“ sagte Frau Margarete, „ich glaube, du denkst, ich spreche für mich. Ich denke zwar reichlich viel an mich, aber diesmal nur allein an dich. Männer müssen auch einmal andere Gesellschaft haben als die tagtägliche. Wir bekommen schon unseren Teil davon mit, wenn ihr fröhlich heimkehrt.“

„Ich könnte wirklich einmal den alten Noelle wieder auffuchen,“ meinte Friß Stoltenscamp nachdenklich.

„Den alten Noelle!“ rief Frau Margarete. „Den Düsseldorfer Münzwardein! Ich seh es deinem nachdenklichen Gesicht schon an, wie ihr da über die Geschäfte reden werdet! Zu deinen lustigen Altersgenossen sollst du, und wenn der Weg zu ihnen nur über den treuen alten Noelle führt, so soll's mir auch recht sein.“

„Nur über den alten Noelle,“ lachte Friß Stoltenscamp. „Mutter, die Unkosten müssen herauskommen.“

Und dann saß er an einem schönen Vorfrühlingstage beim alten Noelle am Düsseldorfer Hofgarten und besprach mit dem getreuen Freunde vom Vater her das Werden und Wachsen der Gußstahlfabrik und sein großes Planen für die Zukunft. Der alte Münzwardein schenkte ein Gläschen Rheinwein ein. Auf dem Kanapee und den Polsterstühlen prangten kunstvoll gearbeitete Schoner, die

einen Cupido zeigten oder eine griechische Tänzerin. Am Fenster schwang sich leise ein bligblanker Vogelbauer, und der Kanarienhahn darin schmetterte unermüdlich in die Unterhaltung hinein.

Und der alte Noelle riet ab, auf die große Zukunft zu bauen, wie es leider der Herr Vater auch getan hätte, und riet sehr, sich an die kleinere, aber sicherere Gegenwart zu halten, und bat seinen Besucher, sich freundlichst einen Auftrag auf Münzstempel für die Düsseldorfer Münze zu bemerken, den er eigens zurechtgelegt hätte, um dem lieben Geschäftsfreund eine kleine Freude zu bereiten.

Der Wein duftete, der Kanarienvogel sang, und es war sehr gemütlich bei dem alten Herrn. Zu gemütlich, dachte Fritz Stoltenkamp. So weit bin ich noch nicht, um schon auf so viel Gemütlichkeit ein Anrecht zu haben. Und dann verabschiedete er sich in herzlicher Dankbarkeit und stand im knospenden Hofgarten.

Auch heute wieder ging ihm der Vorfrühlingstag ins Blut. Er schlenderte zwischen den hohen Bäumen einher, sah den schönen Frauen zu, die in der jungen Sonne lustwandelten, und den Reitern, die nach ihnen ausblitten und ihre Pferde steigen ließen, um die Aufmerksamkeit der Schönen auf sich zu lenken. Er hätte gern mitgetan, dachte er, und der Gedanke führte ihn zurück zu seinem altgewordenen Köhlein und seinen Ritten nach dem Hammerwerk, und vom Hammerwerk war es nur ein Schritt zum Stahlwerk, und er dachte, was sie jetzt gerade dort schaffen würden. Er zog die Uhr. Sollte er denn wirklich die alten Kameraden aufsuchen? Die Verbindung war doch recht locker geworden. Also gut. Auf ein Stündchen oder zwei. Mutter zuliebe.

In der Altstadt fand er nach einigem Suchen das Haus, in dem Jan Kröger seine Malerwerkstatt auf-

geschlagen hatte. Unter den Fenstern floß breit und ruhig der Rhein gen Holland. Flache Ufer mit sprießenden Wiesen begrenzten den Strom. Und Friß Stoltentkamp verwunderte sich, wie bei diesem Ausblick die romantischen Rheinbilder entstehen könnten, die Jan Aröger einen frühen Ruf gebracht hatten. Vielleicht führte doch der Freund ein reicheres Innenleben, als er es wissen ließ.

„Herein!“ rief eine grobe Stimme aus dem Zimmerinnern. Ein Gepolter, und der Türriegel schob sich lässig zur Seite. Jan Aröger stand, die Palette auf dem Daumen, in buschigem Bart und flediger Samtjade breit im Eingang und beäugte den Gast.

„Gottvater,“ rief er, „aus solchen blauen Augen blickt kein Manichäer! Fort mit dem weichlichen Quark der Palette! Sei mir begrüßt, rauher Gußstahl der Heimat!“ Und er schleuderte die Palette auf einen zerschlissenen Damaststuhl, zog den Freund ins Zimmer und trieb den Riegel vor. „Stoltentkamp, willst du ein Bild? Was, Geld hast du nicht? Nun, so werde ich mit dir teilen wie der Blinde und der Lahme. Die Lorelei kann dir einen Schnaps kredenzen.“

„Die Lorelei?“

Jan Aröger deutete mit geredtem Arm auf das Staffeleibild. Da saß die Zauberjungfrau Lorelei auf nadtem Felsen und bedeckte ihre Blöße notdürftig mit goldenem Haar.

„Setz dich, mein Junge, damit es dich nicht umschmeißt. So, und nun sollst du einmal den Vergleich anstellen. Komm herein, deutsches Dichterlied! Und vergiß mir den Schnaps nicht.“ Und er rieb sich die Hände.

Betroffen blickte der Besucher auf die Tür, die in ein Nebengeläß führte. Ein Mädchen trat ein, in eine bunte Tischdecke gehüllt, in gelöstem Haar und auf nadten

Füßen. „Das gnädige Fräulein Lorelei,“ stellte Kröger mit einer runden Handbewegung vor. „Setz den Schnaps auf den Stuhl, mein Kind, und gib Onkel ein Händchen. Auf Rückchen scheint er keinen Wert zu legen. Na, denn nicht.“ Er klopfte ihr gemächlich eins hintenauf. „Troll dich, mein Engel.“

Und der Engel trollte sich mit einem großen Blick auf den schlanken Fremden.

„Entschuldige,“ sagte Jan Kröger und schenkte ein, „ich hatte nicht daran gedacht, daß du ein Frauenfeind bist. Die meine ist gerade nicht zu Hause.“

„Du bist verheiratet?“ staunte Fritz Stoltenkamp.

„Rösthlich, kann ich dir sagen. Und ein Wunderkind habe ich auch. Lebt bereits Olfarbe und trinkt Terpentin. Natürlich heißt er Peter Paul wie weiland der saftige Rubens. Soll uns die Jungfrau Lorelei noch ein Schnäpschen bringen?“

Fritz Stoltenkamp dankte. Er sei nur zu einem Gruß heraufgekommen, und um die Adresse des Leutnants Moldenhauer zu erfragen.

„Der Moldenhauer wohnt neben der Artilleriekaserne. Schade, daß ich dich nicht begleiten kann. Er ist in seiner Waffe nämlich ein ganz gescheites Luder geworden und auch sonst nicht ohne. Wir mußten ihm aber seit kurzem den Brotkorb höher hängen.“

„Wir?“

„Wir Künstler natürlich. Er war immer zur Stelle, wenn wir einen holden Unfug begingen, aber stets mit so einem Lid im Gesicht, als ob er sich eine Shakespearische Rüpelkomödie vorspielen ließe. Da sagt nun eines Tages beim fröhlichen Wein einer der Unsern, eine Leuchte auf der Palette, so ganz harmlos, wie das unsere Art ist: ‚Herr Leutnant, was haben Sie für schöne große Ohren.‘

Und der Kerl, der Moldenhauer, sieht ihn ein bißchen über die Zigarre weg an und antwortet kaltblütig: „Gerade dachte ich auch, Sie mit Ihrem Verstand, und meine Ohren dazu, das müßt einen schönen Esel geben.“

Fritz Stoltenkamp hatte die Türflinke gefaßt. „Auf Wiedersehen,“ rief er, „ich muß zum Moldenhauer.“

Und Jan Kröger rief hinter ihm drein: „Stoltenkamp, wenn nicht deine Gußstahlfabrik vielleicht doch noch eine Zukunft hätte, könnte ich deine Eile beleidigend finden!“ —

In dem nüchternen Leutnantzimmer saß Fritz Stoltenkamp dem Artillerieleutnant Moldenhauer gegenüber.

„Glaub es mir,“ sagte der Offizier, „es ist zum Auswachsen langweilig. Ich bin mit aller meiner Liebe bei der Waffe, ich kenne sie samt Rohr, Proge und Lafette, wie man ein schönes Frauenzimmer vom täglichen Anschmachten her kennt, ohne auch nur zu ahnen, wie sie sich im Ernstfall trägt. Blinde Schüsse, und wenn's hoch kommt, ein paar scharfe auf dem Artillerieschießplatz. Aber sparsam, sparsam. Raum, daß man ein paar Erfahrungen dabei sammeln kann, wie man's nicht machen soll. Siehst du, Stoltenkamp, ich möchte aber gerade wissen, wie man's machen soll, und wie man's auf alle Fälle machen soll. Ich beabsichtige doch nicht, mein Leutnantsjubiläum zu feiern. Ich nehme fremden Dienst, Stoltenkamp, irgendwo, wo man sich raust und der Mann an der Kanone den Schiedsrichter spielt. Gleichviel, ob in Europa, ob in den Kolonien. Aber die Rohre müssen ausprobiert werden bis zum Bersten, sonst gibt's keinen Fortschritt in der Waffe.“

Das war eine Sprache, die dem Besucher besser zusagte als das Lied von der Lorelei. Ganz zusammengekauert saß er und vergaß die Zeit und fragte und horchte

und geriet mit jeder Frage tiefer in das Wesen der Artilleriewaffe hinein.

„Wir müssen von jetzt an in Verbindung bleiben, Moldenhauer. Wir passen sehr gut zueinander, Moldenhauer. Wenn du fremde Dienste nimmst und studierst das Material im Ernstfall, so halt mich immer auf dem laufenden.“

„Mit einem gescheiten Menschen tausch ich gern meine Ansichten, Stoltentkamp. Der Kröger genügt auf die Dauer nicht.“

„Ihr steht auf Kriegsfuß?“

„Ach nee,“ lachte der Leutnant. „Bös kann man ihm nicht sein. Er hat eben auch Abenteuererblut, nur nach seiner Weise. Gestern nacht bin ich auf der Wachtstube. Ein furchtbares Gebrüll. Wir stürzen allesamt heraus. Da rennt der Kröger vorüber. ‚Ein wahnsinniger Mohr!‘ schreit er aus Leibeskräften, weist hinter sich auf ein erleuchtetes Fenster und rast weiter. Aus dem Fenster aber brüllte wirklich ein Mohr. In Nachthemd und Zipfelmütze. Hatte der Kröger mit einem Pinsel voll Ofenruß an einer langen Stange unter dem Fenster gelauert, bis auf das Nachtgeläut eines Rumpans der brave Bürger aus dem Bett heraus am Fenster erschien, und fragte, was es gäbe. Da fuhr ihm der Pinsel übers Gesicht und malte ihn schwarz. Der ganze Stadtteil lag bei dem Gebrüll in den Fenstern und freute sich königlich. Der brave Bürger lieb nämlich auf Pfänder.“

„Glückauf, Moldenhauer. Das waren ein paar schöne Stunden.“

„Glückauf, Stoltentkamp,“ antwortete der Leutnant mit dem alten Heimatruß. —

Am Abend saß Friß Stoltentkamp bei der Mutter im Schein der Lampe und berichtete. Und Frau Margarete, Die Stoltentkamps und ihre Branten. 15

die schon bei der Loreleierwähnung mit den Augen geblinzelt hatte, lachte helle Tränen, als der brüllende Mohr in die Erscheinung trat. „Ach, Fritz, das Lachen — das Lachen — das erfrischt. Ich hatte es dir vorausgesagt.“

„Und über die artilleristischen Belehrungen Moldenhauers sagst du nichts?“

„Heute wollen wir einmal lachen, Fritz. Das macht die Brust weit und die Augen klar und schafft erst recht die Arbeitskräfte.“

Die Aufträge, die Eberhard aus der Ferne sandte, mehrten sich von Woche zu Woche. Wieder hatte Fritz Stoltenkamp Leute einstellen müssen, damit die Lieferungen ohne Zeitverlust erfolgten und den Ruf des jungen Werkes erhöhten. Die Geldsendungen zwar, die Eberhard von Zeit zu Zeit von den Kunden beitrug und nach Hause schickte, zeigten mitunter einen Fehlbetrag, und der Reisende schrieb dazu von der Wiederauffüllung seiner schwindstüchtigen Reisefasse. „Der Junge lebt da draußen wie ein Fürst,“ rechnete ihm Fritz Stoltenkamp nach, „aber das Bibelwort besagt: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“

Süddeutschland und Österreich hatten ihre Bestellungen gemacht, in den Uhrenwerkstätten der Schweiz war der Reinheit und Härte des Stoltenkamp'schen Stahles eine Aufnahme bereitet worden wie einst bei den Goldschlägern jenseits der Mainlinie, und aus der französischen Münze zu Strassburg berichtete Eberhard Wunderdinge von Entgegenkommen.

„Es tut gut, das zu hören,“ sagte Fritz Stoltenkamp, „wenn man Jahr für Jahr auf Güte, Güte und nochmals Güte hingearbeitet hat. Es hat viel Lehrgeld und einen langen Weg gekostet. Aber nur was gut ist, hat im Geschäftsleben auf die Dauer Bestand.“

„Der Weg von Straßburg führt nach Paris,“ erwiderte Ungemach. „Wenn Sie nach England gehen, berühren Sie ja doch Paris.“

„Wenn ich nach England gehe — — Wissen Sie, daß meine vor Jahren eingeleiteten Verbindungen mit Rußland nun auch ihre Früchte tragen? Heute morgen schickte der Vertreter die ersten größeren Aufträge. Nun sitzen wir so ziemlich in ganz Europa und seinen Kolonien im Sattel. Nur Preußen läßt sich bitten, Heimat, geliebte. Und dabei pfeift schon die Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. Von Leipzig nach Dresden kann sie jeden Tag eröffnet werden. Und in Preußen stellt man eine Versuchsstrecke von Berlin nach Potsdam her, und in Rheinland und Westfalen brodelts und kochts. Ungemach,“ er tat einen tiefen Atemzug, „es ist wirklich Zeit, daß ich nach England gehe. Die Fabrik ist mit Aufträgen auf längere Zeit gesichert. Sobald Eberhard zurück ist, reise ich.“

Eberhard Stoltenkamp war zurück. Gebräunt, lebhaft, selbstbewußt. Wie ein Irrwisch flog er durch die Fabrik. Sein Tätigkeitsdrang schien ein unhemmbarer geworden zu sein. Sein Antriebs, seine Anregung war überall. Und der Bruder freute sich seines starken Pulsschlages und betrieb die Englandsfahrt, bevor der schöne Eifer nachließ.

Früh Stoltenkamp hatte die Arbeit eingeteilt. Von Ungemach an wußte jeder Leiter und Meister, was von ihm verlangt wurde. Achtzig Mann schafften im Betrieb. Da war die Verantwortung groß. Und er fuhr zu seinem Schwager Grote und bat ihn, dem Werke, wo es not täte, seinen kaufmännischen Rat zu schenken.

„Verlaß dich ganz auf uns,“ antwortete statt des Schwagers Amalie. „Meine Erbschaft steht doch noch im Werk. Ich werde schon achtgeben.“

Da wußte Fritz Stoltenkamp die Fabrik unter besserer Aufsicht als der des Landgendarmen.

Einen Monat blieb er in Paris. Und je mehr er in die Verkehrs- und Lebensadern dieser bei Tag und Nacht summanden Stadt eindrang, je mehr erschien sie ihm als der Bienenstoch der Welt. Alle Völker trugen den Honig herbei, und die Bären kamen von nah und fern, um zu naschen. Kam man aus den Stadtteilen der Bornehmheit und des wohlleberischen Müßigganges heraus, so wußte man nicht, wo man mit der Arbeit beginnen sollte. Industrien in echten und unechten Metallen, in echten und unechten Steinen, in beglaubigten und falschen Reliquien und Altertümern, das blühte und reifte fruchttragend bunt durcheinander wie die Arznei- und die Giftpflanzen des Urwaldes. Es war ein Vergnügen, mit den beweglichen Menschen zu plaudern. Sie hatten nicht viel Zeit für den einzelnen, aber sie erfaßten blickschnell, und wo es sich um ihren Vorteil handelte, da griffen sie zu und feilschten nicht um den Preis. Nein, das war kein Platz, den man gelegentlich einmal besuchte. Das war ein nie versiegender, täglich sich erneuernder Quell. Und als auch die Pariser Münze, von der Straßburger Kollegin unterrichtet, einen Stempelauftrag erteilte, wie er ihn in dieser Höhe noch nicht erhalten hatte, da suchte er vor seiner Weiterreise einen gewiegten Pariser Kaufmann als Vertreter und gab Auftrag nach Hause, sofort ein größeres Warenlager nach Paris zu legen und es ständig aufgefüllt zu halten.

Und nun fuhr er übers Meer nach Engelland!

Ganz straff, die Lippen zusammengepreßt, stand er am Bugspriet des Seglers, der ihn hinübertrug. Die jäh abstürzende weiße Kreideküste tauchte aus den Wassern. Sie erschien ihm wie das Grinsen eines vorsintflutlichen

Kieres, das sich satt und lüstern mitten in die Sonne legt, die Krallen in den Pfoten versteckt. Und ganz straff, die Lippen zusammengepreßt, ging Friß Stoltenkamp von Bord und betrat das Land. —

Friß Stoltenkamp schrieb an seine Mutter.

„Nun bin ich schon über einen Monat in diesem Lande, das uns Deutschen so gefährlich ist. Die Freiheit des einzelnen, der alte, festgegründete Reichtum der Familien, auf den diese Freiheit sich in der Hauptsache stützt, die Art der Lebensführung, die dem Unkundigen wie eine Kulturhöhe erscheinen muß und doch nur folgerichtig aus dem Hochmutsgefühl entsprang, Herr der Welt zu sein und auf die dienende Umwelt herabzublicken, alles, alles, bis auf das unübersehbare Wort vom ‚Gentleman‘, diese formvollendete Larve, die gleichmäßig den Ehrenmann und den Gauner deckt, — wie wenig genügt doch eigentlich, um uns arme, unverwöhnte Söhne Wittefinds in blindes Staunen zu versetzen und das Einschätzungsvermögen zu rauben und uns zu einer ebenso großen wie ergebenen Hochachtung zu nötigen. Laß England seinen Reichtum verlieren, und es wird ihm ergehen wie Adam nach dem Sündenfall, als er sah, daß er naßend war. So sehr beherrscht hier alles die goldene Tünche. Sie bestimmt Kopfhaltung und Adel des Menschen und verleiht ihm den Bildungsgrad. Und zu ihrem Erwerb sind alle Mittel recht und doch wieder so einfach. Man gewinnt sie durch die Macht. Was man zu haben wünscht, das verbietet man, dem Nachbar zu liefern. Oder man unterbindet dem Volk, das sich sträuben wollte, andere Handelsquellen in der unermesslichen englischen Welt. Ich weiß, was ich wußte, daß der alles zu Boden schlagende Wettbewerb des englischen Stahles in der Billigkeit seiner Herstellungsweise besteht, in einem ebenso unübertreff-

lichen wie billigen Rohmaterial, das Gott für alle und die Tüchtigen insbesondere wachsen ließ. In England wächst es nicht. Aber England hat Beschlag darauf gelegt. Raum für alle hat die Erde! Auch für mich.

„Ich habe mich in der Geschäftswelt gründlich umgesehen. Es gibt auch hier hochbegabte Köpfe, aber die meisten lassen die Dinge gemächlich an sich herankommen und streichen sie dann vom Tisch in den Kasten, wie man Fliegen fängt. Daß die Regierung von alters her die Industrie unterstützte, trägt goldene Früchte. Nicht nur daß Englands Industrie die Märkte öffnen und schließen kann, wie es ihr beliebt, sie hat auch den Erfindergeist befruchtet und gibt ihm Schwingen durch die Hilfe des Kapitals. Wie war mir oft zumute, Mutter, wenn ich an unsere vergeblichen Eingaben an die Regierung dachte. Gib acht! Auch unsere Regierung wird umlernen, wenn wir nicht in unsichtbarer englischer Sklaverei bleiben und in der Stunde der Gefahr verloren sein sollen.

„Man zeigt mir hier alles, was ich zu sehen wünsche. Bis auf das, was man mir nicht zu zeigen wünscht. Und das werde ich nun auf andere Weise sehen, von der ich Dir später schreiben werde. Einstweilen studiere ich hier die schon erreichten Fortschritte im jungen Eisenbahnbau. Mir ist, als sähe ich schon, wo sich mir das Feld öffnet . . .!

„Die Frauen hier sind schön wie alle Frauen, die auf sich halten. Ach, Mutter, diese Weisheit hast Du mich gelehrt. Ich sehe Dich vor mir, Du sitzt bei mir, die Lampe leuchtet über den Arbeitstisch, und wir plaudern miteinander. Von den Frauen plaudern wir, und Du schiltst mich, daß ich kein Auge dafür habe, wie selbst der brave Jan Kröger, der so köstlich verheiratet ist und dazu die Lorelei singen läßt, mich für einen Frauen-

feind hält. Nein, Mutter, nur verwöhnt bin ich, über alle Maßen verwöhnt — durch Dich. Wo findet sich eine gleiche.

„Ein Mann, der englisches Eisen sucht, soll nicht von deutscher Liebe schwärmen. Glückauf, Mutter, Glückauf den Geschwistern und unserem Werk.“ — —

Frau Margarete antwortete. Und eine Stelle las der Sohn mit schlagendem Herzen.

„In einem geht es uns gleich: in der Verwöhnung. Ich war noch sehr jung, als der Vater starb, und leidlich hübsch, wie mir der Spiegel sagte und — wie mir andere sagten. Es kamen mancherlei Anträge an mich, in den ersten Jahren und später, die meiner immer noch lebendigen Jugend wohl gerecht geworden wären. Da gingst Du an meiner Seite. Mein Sohn und mein stillster, tieffter Verehrer. Und Du hast mir einen Platz angewiesen, wie es höher keinen zu erreichen gab. Da ich nicht ausgezogen bin, um englisches Eisen zu suchen, sondern daheim geblieben, um die deutsche Liebe zu bewahren, so sage ich es Dir. Es gibt Dinge, auf die man nicht zum zweitenmal zurückkommen kann, nicht in Schrift und Wort.

„Nein, Du bist kein Frauenfeind. Aber Du nimmst den Wertmesser der Mutterliebe für die Frauenliebe. Und die Größe meiner Mutterliebe besteht darin, daß sie Dir das noch größere Erleben der Frauenliebe wünscht. Die Liebe, die das Selbstvergessen schenkt, das Selbstvergessen, dessen die Männer des rastlos arbeitenden Geistes am stärksten bedürfen, ohne es zu wissen. Glückauf, mein Junge.“

Der Lesende schloß die Augen. Und die jähe Erkenntnis, daß die Mutter ihm noch viel mehr geopfert hatte, als er bisher hatte erfassen können, ihre Jugend,

ihre Frauenjugend, zwang seinen Kopf auf die Tischplatte. —

Fritz Stoltentamp schrieb an seine Mutter. Es gab Dinge, auf die man nicht zum zweitenmal zurückkam.

„Erschrick nicht. Nein, das wirst Du nicht. Du wirst Dein fröhliches Lachen herausholen über den verschwitzten Arbeitsmann, der mit blauem Hemd und blanker Brust tagsüber bei den neuen Kameraden am Schmelzofen steht und abends schleichenden Schrittes mit ihnen zur Schlafstelle zieht. Seit zwei Monaten bin ich Werkmann in einem der größten Stahlwerke Englands, und da es jedem freien Briten erlaubt ist, sich emporzuarbeiten, so habe auch ich von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht. Das Geheimnis des Roheisens ist ergründet. Ich kenne die schwedischen Gruben, aus denen es stammt, der Reihe nach. Ich kenne seine Zusammenfegung und die Art seiner Behandlung. Glückauf, Mutter! Aber ich habe noch mehr gefunden als das tote Material. Ich habe auch die Seele der Arbeiter gefunden, nicht im Sonntagsröddchen, wie sie sich dem Arbeitsherrn zeigt, sondern in ihrer ganzen hilflosen Sehnsucht, wie sie sich nur dem gleichstehenden Arbeits- und Feierabendgefährten offenbart. Diese Angst, Mutter, diese Angst vor dem Alter! Und aus dieser Angst heraus dieser dumpfe Groll, diese plötzlichen Entladungen. Ich habe immer die Pflicht über alles gestellt, für das sorgenfreie Leben meiner Arbeiter zu sorgen, die nach ihren Kräften mitschaffen an meinem Werk. Von heute an weiß ich: es ist mit dem sorgenfreien Leben nicht getan, das sorgenfreie Sterben macht es. Ich werde das nicht mehr aus dem Herzen, nicht mehr aus den Augen verlieren. Mit jedem Schritt, den das Werk vorwärts tut, übernimmt es neue Pflichten. Und wird sie erfüllen. Ich will mich, wenn das Glück mit mir ist,

nicht am Abend vor meinen alten Leuten zu schämen haben.“ —

Amalie Grote, geborene Stoltentkamp, schrieb an ihren Bruder.

„Wenn Du nicht heimkehrst und Eberhard aus der Fabrik entfernst, kündige ich meinen Anteil.“

Da packte Friß Stoltentkamp, wie schon einmal, seine Koffer.

Unerwartet war Friß Stoltenkamp daheim eingetroffen. Er kam zu Fuß von der Stadt her, wo er die Post verlassen hatte, und trat durch die Pforte in den Hof. Aus den Fabrikgebäuden dröhnte das Stampfen und Schnauben der Dampfmaschine, das taktfeste Pochen des großen Hammers. Kein Mann war hier draußen zu sehen. Alle standen sie in Reih und Glied bei der Arbeit.

Friß Stoltenkamp ging in das Wohnhaus. Er winkte der Magd, die neugierig aus der Küche kam, ab und schritt weiter, um die Mutter zu suchen. Wußte er doch, wo er sie fand.

Da saß Frau Margarete im Arbeitszimmer und hielt den braunen Kopf mit angespannten Gesichtszügen über die Bücher gebeugt, in die sie Ziffer für Ziffer ihre Eintragungen machte.

„So hat sie alle die Monate gegessen, die du fern warst,“ sagte sich der Heimgekehrte, „so ganz allein und im selben Gleichmaß ihrer Arbeitstage. Und so hat sie alle die Jahre gegessen, während jeder Frühling, der durch die Fenster schaute, ein Stück ihrer Jugend mit sich nahm. Und sie hat nichts gemerkt vom wechselnden Frühling und nichts von der bleibenden Arbeit. Aus Mutterliebe.“

Frau Margaretes Feder stockte plötzlich. Ihre Augen-

brauen hoben sich. Es kam eine Unruhe in ihre Gestalt. Und mit einem Male erhob sie sich und wandte sich der offenen Thür zu, in der der Sohn stand und sie mit seinen Blicken streichelte.

„Frik! — — — Frik!“

„Mutter!“ erwiderte er, „Mutter!“ Und hielt ihren Kopf in seinen beiden Händen und küßte sie auf das Haar. „Mutter, da bin ich.“

„Das ist gut,“ sagte sie verwirrt, „das ist gut.“ Und sie legte ihm die Arme über die Schultern und hielt sich ganz still an ihm.

„War es so schwer, Mutter? So ganz allein? Hab ich dir zuviel aufgebürdet? Ich rechne nur immer von meinen Kräften aus und vergesse dabei, wer du bist. Daß du eine Frau bist und meine Mutter bist, die ich schonen und bewahren sollte.“

Sie ließ die Arme auf seinen Schultern, als fürchte sie, ihn wieder wie einen Traum dahinschwinden zu sehen, und regte nur den Kopf.

„Es war nicht schwer, Frik. Nicht schwerer als sonst. Und allein kann ich ja gar nicht sein. Meine Gedanken waren ja doch bei dir. Nur leichter ist es, wenn du da bist. Dann spüre ich nicht so, was mir alles zur Mitleiterin des Werkes fehlt.“

„Hat dich Eberhard nicht unterstützt, Mutter? Eberhard ist alt und erfahren genug.“

„Eberhard ist jung, Frik. Und Jugend stellt andere Anforderungen ans Leben als wir beiden Alten.“ Sie löste die Arme ein wenig und ließ die Hände auf seinen Schultern ruhen. „Als wir beiden Alten,“ wiederholte sie und hatte ihr Lächeln wiedergefunden. „Denn alt ist mein Junge geworden, der Bart verwildert und die ganze Stirn voll Sorgenfalten. Nun muß ich dich wieder

lung machen und die Stirn wieder aufglätten. Du machst mir mehr Last als alle die anderen.“

„Also Last haben dir die anderen auch gemacht. Das war es, was ich fürchtete.“

„Ob es wirklich Last war, weiß ich jetzt schon nicht mehr,“ sagte Frau Margarete und saß dicht neben dem Heimgekehrten. „Es war vielleicht mehr das Unvermögen, mich in die jüngeren Hirne hineinzudenken. Ich habe zu lange mit dir das gleiche gedacht, und wir denken vielleicht ein wenig zu schroff über alles, was wir außerhalb unserer Bahn gelassen haben.“

„Gibt es denn noch etwas Bedeutsames außerhalb unserer Bahn?“

„Ja, Fritz,“ entgegnete Frau Margarete. „Es gibt noch etwas und wohl auch noch sehr viel. Das kommt auf den Menschen an und wie er es betrachtet. Der eine nimmt die Arbeit als Freude, die alles umschließt, der andere als Mittel zur Freude. Beide können sie recht haben. Darüber entscheidet ihr Lebensbedürfnis.“

„Und Eberhards Lebensbedürfnis hat sich für die Arbeit als Mittel zur Freude ausgesprochen? Du willst ihn entschuldigen, Mutter.“

„Nein, Fritz. Dazu habe ich nicht einmal das Recht. Alle Maschinenteile werden auch nicht aus ein und derselben Form gegossen, und doch hat jeder Teil Wert und Bedeutung für sich. So wird es bei der großen Lebensmaschine wohl auch sein.“

„Spricht jetzt nicht etwa die Mutter aus dir, die mehrere Kinder hat?“

„Es will mir eher scheinen, Fritz, es spricht eine große und sehr von sich eingenommene Philosophin aus mir, weil ich über meiner Weisheit sogar die Wiedersehensfreude vergesse.“

„Ach, Mutter . . .“ sagte er und nahm ihre Hände und preßte sie.

„Nun wollen wir erst einmal ein Viertelstündchen ganz still beieinander sitzen, Fritz.“ —

Als er sich nach kurzem Ausruhen erhob, ging sie mit ihm und brachte ihn auf sein Zimmer. „Schade, daß ich dich nicht mehr waschen, bürsten und kämmen kann wie als ganz kleines Kind. Was glaubst du, was die Mutter verliert, wenn die Kinder groß werden . . .“

Und Fritz Stoltenkamp lachte: „Sie verliert die Rute, Mutter, die oft auch den großen Kindern noch sehr gut täte.“

Frau Margarete blickte sich im Zimmer um. „Es ist alles in Ordnung. Ich habe jeden Morgen hier nachgesehen. Und wenn du den englischen Werkmann abgestreift und den deutschen Werkbesitzer wieder angezogen hast, kannst du kommen und nachsehen, ob auch meine Bücher in Ordnung sind.“

„Ich brenne darauf, Mutter. Aber ich werde dich wohl bis zum Abend zappeln lassen müssen.“

„Willst du sofort in die Fabrik, Fritz? Doch nicht ohne Frühstück?“

„Das Frühstück werde ich wohl bei den jungen Grotes erhalten. Amalie hat mir einen Brandbrief geschrieben. Bevor da nicht gelöscht und aufgeräumt ist, macht mir der Gang durch die Fabrik keine Freude.“

Frau Margarete blickte dem Sohn in die Augen. Eine lange Weile.

„Es handelt sich um Eberhard. Ich weiß es. Sprecht euch in Ruhe darüber aus, und dann spricht mit Eberhard und laßt euch ebenso ruhig seine Wünsche sagen. Was ihr drei untereinander beredet und beschlossen habt, das teilt mir mit. Ich habe drei Kinder und darf für keines

von ihnen Partei ergreifen und gegen keines. Das vergiß nicht, Fritz, wenn es Amalie vergessen sollte, und daß es immer auf die Natur des einzelnen ankommt, wo hinaus sein Leben will und muß.“

„Ich werde es nicht vergessen, Mutter. Gräm dich nicht. Vielleicht sind sogar die Andersgearteten die glücklicheren.“

„Vielleicht und vielleicht nicht. Was Glück ist, kann nur jeder für sich bestimmen.“ —

Wie in fassungslosem Staunen stampfte und schnob die Dampfmaschine, donnerte der dumpfe Ruf des Redhammers, als Fritz Stoltenkamp den Fabrikhof verließ, ohne seinem Werk den ersten Gruß geboten zu haben. So wollte es dem Davonschreitenden scheinen. Aber er bezwang sich und blidte nicht einmal über die Schulter zurück. Er ging zur Stadt und nahm sich, da für die nächsten Stunden keine Postgelegenheit war, ein Gefährt, das ihn in schneller Fahrt zur Ruhr brachte und über die Brücke in das kleine, altertümliche Städtchen.

Amalie Grote war gar nicht so sehr erstaunt, den Bruder vor sich erscheinen zu sehen. Sie saß daheim vor dem großen buntgemusterten Nähkorb und zog gleichmäßig den Faden durchs Leinen, denn sie erwartete ihr zweites Kind.

„Da bist du ja, Fritz. Herzlich willkommen. Nimm dir einen Stuhl und setz dich zu mir, denn das Aufstehen wird mir ein bißchen sauer. Unser kleines Mädeldchen wollte durchaus noch ein Brüderchen haben — ja so, das sind für dich arg verheiratete Sachen. Du kommst geradeswegs aus England?“

„Geradeswegs, Amalie. Dein Brief ließ wohl keine andere Wahl zu.“

„Nein, das tat er wohl nicht. Und das sollte er auch

nicht. Wenn man in Kürze zwei Wiegen besetzt hat, denkt man gereifter über Geld und Geldeswert und nicht mehr so leichtfertig wie in den Tagen jugendlicher Torheit.“

„Du hast nie im Leben leichtfertig gedacht, Amalie, und auch nie eine Torheit begangen.“

Die junge Frau senkte ihren Kopf tief auf ihre Näharbeit. Eine ärgerliche Blutwelle war ihr in die Stirn gestiegen. Die brauchte der Bruder nicht zu bemerken.

„Du willst doch nicht auch etwa den Torheiten das Wort reden? Du hast sie doch gerade so von dir ferngehalten wie ich.“

„Amalie,“ sagte der Bruder, „ich war mit sechzehn Jahren das Familienoberhaupt und der Fabrikleiter. Ich habe bis heute vor Arbeit nicht aus noch ein gewußt. Ich wäre sonst gern einmal töricht gewesen.“

„Gott, du willst dich der Person wohl auch noch annehmen?“

„Von welcher ‚Person‘ sprichst du? Das ist ein eigentümliches Wort in Frauenmund.“

„Ich spreche von Eberhard und seiner ewigen Flamme. Du weißt das ebensogut wie ich, auch ohne daß ich Namen nenne. Vor ein paar Jahren schon ließ ich dich deshalb von Berlin zurückkommen.“

„Das tatest du. Und es hat mir das ganze russische Geschäft erschwert.“

„Soll ich mir vielleicht von diesem — diesem Fräulein Schlechtendahl auf der Nase herumtanzen lassen? Wo kommt sie denn eigentlich her? Was nimmt sie sich gegen mich heraus? Nur weil sie so ein besonderes Fräulein hat? Sie ist nur ein knappes halbes Jahr jünger als ich, also mindestens anderthalb Jahr älter als der Eberhard. Weshalb bemächtigt sie sich des Jungen? Aus Liebe? Aus Leidenschaft? Nur um ihren armseligen Namen, an

dem noch ihres Vaters Schusterpech flebt, in den Namen Stoltenkamp umwandeln zu können, um eine ‚alte Familie‘ darzustellen.“

„Es gibt keine alten Familien, Amalie. Nicht in deinem Sinne. Es gibt nur brauchbare oder unbrauchbare Familien, und der alte Schuster Schlehtendahl war eine brauchbare Familie, das siehst du an seinem geschickten und fleißigen Sohn und, wenn du sehen willst, auch an seiner so entwicklungsfähigen Tochter.“

Amalie Grote stichelte ruhig weiter, biß dann den Faden ab, glättete und faltete das Leinenstück vor sich auf der Tischplatte und legte es in den großen bunten Korb zu den übrigen.

„Streng dich nicht weiter an, Friß,“ sagte sie gleichmütig. „Die Sache ist für mich erledigt, und mein Mann denkt darin wie ich. Wir sind die ewigen Herausforderungen leid. Man kann sich ja nirgends mehr sehen lassen, ohne auf Eberhard und sein hochmütiges Dämchen zu stoßen. Er macht sich mit seinen Pagendiensten einfach lächerlich, und sie hat nur das eine und einzige Bestreben, überall der Mittelpunkt zu sein und mit ihrem erkünstelten Glanz alle anderen Frauen auszustechen. Ja, glaubst du denn, das lasse ich mir bieten? Glaubst du denn, ich lasse mich von der so mir nichts dir nichts als Mauerblümchen behandeln und in den Hintergrund schieben, wenn sie einmal Frau Stoltenkamp heißen und in der Fabrik mitzureden haben sollte? Das mutest du mir doch wohl nicht zu.“

„In der Fabrik haben nur die Teilhaber mitzureden, Amalie. Kein Mensch sonst.“

„So denkst du dir das. Aber Frau Eberhard Stoltenkamp wird nicht so denken. Heute ist sie ja noch Fräulein Schlehtendahl, aber wenn sie heute schon fertig bringt,

Eberhard täglich aus der Arbeitszeit herauszunehmen und für sich zu beanspruchen, ganz gleich, ob Lieferungen dadurch verderben und Aufträge darüber verloren gehen oder nicht, wie wird sie dann erst als Eberhards Frau und Herrin schalten und walten? Was die Fabrik auf Eberhards Anteil einbringt, wird sie spielend für sich verbrauchen und noch mehr dazu, und das Werk wird es schnell spüren, wenn du ihm Kapitalien auf Kapitalien entziehen mußt, statt sie zur Vergrößerung und Erweiterung hineinzustecken wie bisher. Denn der verheiratete Teilhaber Eberhard Stoltentkamp wird nicht mehr das lenkbare Bruderlein sein.“

„Genug, Amalie. Von allem, was du sagtest, kommen ernsthaft nur zwei Dinge in Betracht. Widmet Eberhard seine ganze Kraft dem Werk, und wird er sie ihm weiter widmen? Und: wie gedenkt er es mit seinen Gewinnanteilen zu halten? Paßt ihm die strenge Pflichterfüllung nicht, die das Werk fordern muß, und will er seinen Gewinnanteil bis auf das unbedingt Nötige nicht in der Fabrik stehen lassen, wie ich es immer getan habe und weiter tun werde, bis die Fabrik darauf verzichten kann, so soll er sich äußern, und wir müssen zu einem anderen Abkommen gelangen. Damals, als du mich riefst, war er noch ein Junge. Heute vermag er seine Aussichten selber zu überblicken.“

Amalie Grote schüttelte unwirsch den Kopf.

„Ich lasse mir nichts vormachen, und wenn er das Blaue vom Himmel herunter verspricht. Nur unter einer Bedingung gebe ich nach. Er soll eine andere Frau heiraten, und das so schnell wie möglich.“

„Läßt sich denn so was von einem Tag zum anderen machen?“ fragte Frik Stoltentkamp lachend. „Verheiratete Dinge verstehst du ja wohl besser als ich.“

Das Lachen aber erregte den Zorn der jungen Frau. „Jawohl, auf das bessere Verständniß kommt es an, auf die bessere Einsicht, wie ein anständiges Verhältniß zwischen Mann und Frau beschaffen zu sein hat. Oder hältst du es für so besonders anständig, daß sich Eberhard von meinem Mann heimlich die Gelder borgt, um mit der entwicklungsfähigen Dame, wie du sie so schön benanntest, nach Düsseldorf zu fahren und im großen Stil zu leben, während die Mutter daheim die Butter auf dem Brote spart? Ja, jetzt horchst du anders auf. Und jetzt wirst du wohl auch begreifen, daß ich keine Lust verspüre, meinen Werksanteil in Gefahr zu bringen, und auf einer Regelung, so oder so, bestehe.“

Fritz Stoltenkamp hatte sich erhoben. Er suchte nach seinem Hut.

„Das ist — buchstäblich wahr, wie du es sagst? Eberhard hätte heimlich Geld von deinem Manne geborgt? Nur — um es — zu verjubeln — während Mutter daheim — sich um jeden Groschen noch immer abraubt?“ Er hielt seinen Hut in der Hand. „Wo treffe ich deinen Mann, Amalie? Es ist mir unerklärlich, wie Walter Grote die Hand dazu bieten konnte.“

„Bitte, laß es meinen Mann jetzt nicht ausbaden. Ich habe ihm schon das Nötige gesagt, als er mir beichten mußte.“

„Weshalb mußte er dir beichten?“

„Weil ihm Eberhard zu oft kam. Nun weißt du es.“ —

Fritz Stoltenkamp traf seinen Schwager auf der Straße, gerade als er sein Gefährt besteigen wollte. In ehrlicher Wiedersehensfreude winkte ihm der Schwager zu. „Willkommen daheim, alter Englandsfahrer. Herzlich willkommen!“

Er nahm Walter Grotes Arm und ging mit ihm zu

Fuß bis zur Ruhrbrücke, während der Wagen langsam hinterdrein fuhr.

„Warum hast du mir das angetan, Walter?“

Der Schwager wurde verlegen. „Hat Amalie doch geplaudert? Frauen können nun einmal den Mund nicht halten, wenn sie auf eine andere einen heimlichen Groll haben und ihr eins auszuwischen vermögen.“

„Trotzdem, Walter. Warum hast du mir das angetan.“

Und Walter Grote antwortete ruhig: „Weil es dein Bruder war, Friß. Und weil ich nicht wollte, daß er in der Stadt herumlaufen sollte, um sich die Gelder zusammenzusuchen. Denn du hast dafür gesorgt, daß in der Stadt der Name Stoltenkamp so gut wie bar Geld ist. Daran sollte mir auch von Eberhard nicht getastet werden.“

„So, so,“ sagte Friß Stoltenkamp, „so, so. Dann hab ich dir ja noch zu danken, Walter.“

„Es ist nicht gefährlich,“ beruhigte der Schwager. „Ein paar hundert Taler. Aber dann wollte er mich zu einer Art Privatbankier erheben, und da hab ich energisch abgewinkt. Dir das nach England zu schreiben, hatte ja keinen Zweck. Es hätte dich nur gestört und nichts gebessert. Seit es aber Amalie weiß, sind alle Puppen am Tanzen, und es geht auf Biegen oder Brechen.“

„Auf Biegen oder Brechen. Das scheint mir nachgerade auch so.“

Er bestieg sein Gefährt. „Nochmals — ich dank dir.“ Und dann fuhr er schweigend heimwärts.

Als er sich der Stadt näherte, fiel ihm ein, daß er gar nicht zu Mittag gegessen hatte. Die so ganz von ihren eigenen Gedanken benommene Schwester hatte versäumt, ihn danach zu befragen, und er selber hatte es auch vergessen. Er ließ das Gefährt durchs Stadttor fahren, stieg

aus und legte den Weg zum Schlehtendahl'schen Hause zu Fuß zurück.

Er wollte Max Schlehtendahl sprechen. Unter Männern ließen sich solche heißen Angelegenheiten leichter bereden.

Als er durch die Geschäftsräume schritt und einem Angestellten zum abgesonderten Geschäftszimmer folgte, schärfte sich sein Blick. Eine große Druckerei tat sich vor ihm auf, Warenlager, bis unter die Gewölbepfeiler angefüllt, Verkaufsräume, Schreibstuben, und alles von schaffenden Männern und Mädchen bevölkert. Das war ja mit der Zeit ein ganz bedeutender Betrieb geworden! Der alte Jugendfreund verstand sein Handwerk.

„Fritz Stoltenkamp,“ sagte der kleine bebrillte Mann mit dem Altersgesicht, kletterte vom Drehschemel herunter, legte die Schreibfeder aufs Pult und ging, beide Hände ausgestreckt, auf den Besucher zu. „Fritz Stoltenkamp.“

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Max. Ich komme nun gerade von England zurück und war vorher überall und nirgends, wenn ich nicht draußen im Werke steckte. Da lockern sich die freundlichsten Beziehungen.“

„Fritz Stoltenkamp,“ wiederholte der Kleine, nahm die Brille ab und rieb sich die immer noch entzündeten Augen, um den einstigen Gefährten besser ansehen zu können. „Du bist es wirklich. Ein stolzer Mann und Fabrikherr. Und findest nach Jahren wirklich einmal zu mir.“

„Du hast gearbeitet, Max, und ich habe gearbeitet. Aber es geht dir gut, wie ich sehe.“

„Ja, ja, ja, — mehr als gut. Aber setz dich doch nieder. Oder wollen wir hinaufgehen? Wie wird sich Mathilde freuen.“

„Wenn es dir recht ist, bleiben wir hier ein Weilchen sitzen. Arbeitstiere wie wir fühlen sich am wohlsten in einer vertrauten Umgebung. Ja, eine Zigarre nehme ich. Danke dir.“

Wie ein Wiesel huschte der kleine Mann umher, holte Feuerzeug, trug ein Lederkissen herbei und saß endlich, die Knie reibend, dem Gaste gegenüber.

„Ja, ja, ja — wir haben nicht gefaulenzt, wir beide. Wir haben uns nicht gescheut, uns den Wind um die Nase wehen zu lassen. Weißt du noch, wie wir mit der schweren Mustertasche nach der Enneper Landstraße pilgerten? Und die großartigen Gespräche führten, um uns den Weg zu kürzen? Rein Wort habe ich vergessen. Und nachher trafen wir uns auf dem Wittener Pferdemarkt, und Mathilde ritt auf dem Holzsimmel. Damals hattest du keine Zeit für uns, und das habe ich damals nicht recht verstanden. Denn die kleine Mathilde sah doch bildhübsch aus in ihrem Blumenkleidchen und hatte auch gleich eine kleine Schwärmerei für dich. Und nun muß ich dir etwas gestehen, Fritz. Ich dachte wahrhaftig damals und auch ein paar Jahre später, als wir euch einen Besuch machten, wir schienen dir doch wohl nicht gut genug, und das — das wurde nun wieder der Sporn für mich, noch schärfer ins Geschirr zu gehen, noch fester und immer noch fester die Geschäfte anzufassen, um in geldlicher Beziehung vor keinem Menschen zurücktreten zu brauchen. Du wirst über mein Geständnis lachen, und ich lache ja heute auch darüber, besonders seit dein Bruder Eberhard ein so häufiger Gast bei uns geworden ist und ein immer gern gesehener Gast in seiner unbefümmerten Jugendlust, die uns beiden doch beträchtlich fehlte. Ja, so kam's, und das Geschäft wuchs, und die Zeitung ist tonangebend in bergbaulichen Interessen, und ich denke schon daran, auch in Düsseldorf

eine größere Zeltung zu gründen und vielleicht ganz nach Düsseldorf überzusiedeln. Denn man möchte doch auch ein wenig von der Heiterkeit des Lebens.“

Wie ein Strom kam es aus dem kleinen Manne heraus, wie eine Freude und Genugthuung, dem seltenen und lieben Gast einen Einblick in Herz und Geschäft gewähren zu können. Das geschah ihm nicht oft, denn er war mißtrauisch und sparsam und machte nur in seiner Schwester die alleinige Ausnahme.

Fritz Stoltenkamp aber dachte: Sie hatte als kleines Mädchen eine Schwärmerei für mich, die Mathilde Schlechtendahl? Und sie haben mich auch später noch für hochmütig gehalten, Bruder und Schwester? Und der Eberhard ist fast täglich mit ihnen zusammen und spielt mit anderer Leute Geld den unbefümmert Jugendlustigen?

„Also ihr wollt nach Düsseldorf übersiedeln, Max? Das wird für deine Schwester wohl eine rechte Freude sein.“

Wie sollte er nur diesem fröhlichen Menschen gegenüber auf seine todernste Angelegenheit kommen? Der Mann schlug ihm mit seiner freundschaftlichen Herzlichkeit ja alle Waffen aus der Hand.

Der Kleine hatte den Kopf gewiegt.

„Ob Mathilde mittun wird, weiß ich eben noch nicht. Sie ist mir zuweilen unerklärlich. Und dabei solltest du sie sehen! Für die große Welt wie geschaffen. Und nun ist sie doch auch schon vierundzwanzig gewesen.“

„Lieber Max,“ sagte Fritz Stoltenkamp mit Anstrengung, „da wir gerade von deiner Schwester sprechen —“

Aber der Kleine hatte schon das Sprachrohr ergriffen, das über seinem Pult hing.

„Entschuldige, aber ich kann es wirklich nicht länger verantworten. Ich muß doch wenigstens Mathilde be-

nachrichtigen, wer seit einer halben Stunde bei mir sitzt. Nein, nein, keine Abwehr. Sie freut sich sicher wie ich. Holla! Mathilde? Ja, ich bin's, Max. Rate mal, wen ich hier habe? Seit einer halben Stunde. Friß Stoltenscamp! Jawohl, seit einer halben Stunde. Er wollte erst bei mir eine gemütliche Zigarre rauchen. Was? Nun willst du ihn allein haben? Zur Strafe? Ja, wenn das eine Strafe für ihn ist? Ich will ihn mal fragen. Aber zum Kaffee komme ich zu euch herauf."

Er ließ das Sprachrohr los und wandte sich dem Freunde zu.

"Da hast du es gehört. Sie hat mir den Kopf gewaschen. Und nun mach schnell, daß du zu ihr hinaufkommst." Er öffnete eine Glastür zum Stiegenhaus. "Hier hinauf und geradeaus. In einem Stündchen komme ich nach."

Friß Stoltenscamp stand im Stiegenhaus. Er setzte den Hut auf den Kopf und überlegte, ob er geradeswegs heimgehen sollte. Nein, das ging nicht. Unverrichteter Sache kehrte er nicht um. Wollte der Bruder ihn nicht hören, so mußte er Mathilde Schlechtendahl selber sprechen. Es war auch der kürzeste Weg.

Mathilde Schlechtendahl begrüßte den Gast mit aller Höflichkeit. Er war ein wenig verwundert, denn er hatte nach dem, was er unfreiwillig durch das Sprachrohr hatte erlauschen müssen, einen Ton größerer Herzlichkeit vermutet. Aber der Höflichkeitston war ihm jedenfalls der liebere. Er nahm auf einem der hellen, seidenüberzogenen Birnholzstühle Platz und wartete auf ihre Anrede. Und als er sie in ihrer gelassenen Schöne in diesem fein abgewogenen und doch so kostbaren Stübchen sitzen sah, kam es ihm zum Bewußtsein, daß sie sich auch nicht um einen Strich und einen Schatten verändert hatte,

daß die Jahre für sie nur gekommen und gegangen waren, um ihre Jugend und Schönheit immer noch feiner und wirksamer herauszuarbeiten, und er selber kam sich alt und in seiner Jugend verbraucht vor wie niemals sonst.

„Ich freue mich,“ sagte Mathilde Schlechtendahl, und der still forschende Blick war auch noch in ihren Augen, „daß Sie so schnell nach Ihrer großen und wohl besonders anstrengenden Reise zu mir gefunden haben. Ich weiß zwar nicht, ob Ihr Besuch eine besondere Bewandnis hat, aber ich freue mich doch.“

„Fräulein Schlechtendahl,“ entgegnete Friß Stoltentkamp, „der Weg führte mich zu Ihrem Herrn Bruder.“

„Ist es Ihnen unangenehm, mit mir zu sprechen?“

Da riß sich Friß Stoltentkamp zusammen.

„Sie wissen also, weshalb ich komme. Und so peinlich es mir ist — ich muß Klarheit haben.“

„Bitte, fragen Sie ungescheut. Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Sie wollen es mir durch Ihre übergroße Höflichkeit schwer machen, Fräulein Schlechtendahl. Es hilft nichts — ich muß doch fragen. Es steht für mich — es steht für das Werk draußen zu viel auf dem Spiel.“

„Für Sie? Oder für das Werk?“

„Nun denn — um ganz klar zu sein — für das Werk.“ Und plötzlich tanzten ihm tausend Funken und wirbelnde Linien vor den Augen, und er mußte einmal ganz, ganz tief den Atem herausholen, um die Blutstörung zu überwinden.

„Also für das Werk,“ hörte er ihre Stimme wie aus weiter Ferne, und dann deutlicher: „Sie wollten weiter sprechen, Herr Stoltentkamp.“

„Für das Werk,“ wiederholte er und hatte sich wieder in der Gewalt. „Ich weiß, daß ich offen und ehrlich zu

Ihnen sprechen darf. Das Werk steht in seinem schwierigsten Zeitabschnitt. Es verträgt nicht die geringste Belastung und verlangt die Kraft und Anspannung jedes einzelnen, der daran beteiligt ist, bis zum letzten. Denn die nächsten Jahre müssen erbringen, ob das Werk einmal auf dem Weltmarkt mitzusprechen hat oder nicht.“

„Weiter,“ bat sie, und die Augen standen wie früher ganz dunkel in dem elfenbeinfarbigem Gesicht.

„Weiter,“ sagte Friß Stoltentkamp, „ja, weiter. Es sind große Opfer, die das Werk uns auferlegt, jedem einzelnen von uns, Eberhard wie mir, und so schwer der eine oder andere von uns darunter leidet — das Ziel will, daß sie ertragen werden.“

„Und wenn der eine oder andere — n i c h t darunter zu leiden gedenkt?“

Noch einmal spürte Friß Stoltentkamp die seltsame Anwandlung. Dann sagte er, und die Worte fielen ihm einzeln von den Lippen: „Sie meinen Eberhard.“

Mathilde Schlechtendahl wartete, bis die Worte im Raum verklungen waren — —

„Ich überlasse es Ihnen, Namen zu nennen, Herr Stoltentkamp . . . Wer mich liebt, muß sich zu mir bekennen. Dem muß die lebendige Liebe über dem toten Stahle stehen.“

„Der Stahl ist nicht tot. Der Stahl ist das Leben. Für Hunderttausende, für Millionen ist er das Leben und die Kraft dazu. Da hat ein Einzelleben seine Bedeutung verloren.“

„Ihre Leidenschaftlichkeit kleidet Sie gut, Herr Stoltentkamp. Ich habe die meine und zeige sie nur nicht. Aber ich bin so stolz wie Sie und weiß, ob ich so viel wert bin wie ihre Leidenschaft für den Stahl. Das darf ich wohl bemerken.“

„Fräulein Schlechtendahl,“ erwiderte Erik Stoltens-
kamp, und in seinem Gehirn kreisten die Worte, „ich
bin der Letzte, der Ihnen die Berechtigung zu Ihrer
Sprache rauben möchte. Sie sind nicht nur schön, Sie
sind auch klug. Sie haben darüber nachgedacht, was Sie
wollen. Mein Bruder Eberhard ist ein frischer, feuriger
und begabter Mensch. Etwas zerfahren und leicht nach
oben hinaus, das darf ich bei seinem Lobe nicht ver-
schweigen. Wird er Ihnen genügen? Glauben Sie
wirklich glücklich miteinander zu werden? Einen anderen
Grund kann es doch nicht geben? Ich zerbreche mir ver-
geblich den Kopf.“

„Und wenn es nun nichts anderes wäre als die Vor-
liebe für die Stoltenskamps?“

„Sie spotten, Fräulein Schlechtendahl. Es klingt
ganz heiter, aber — es klingt nur so. Eberhard ist andert-
halb Jahre jünger als Sie. Haben Sie das auch be-
dacht?“

Sie strich sich leise über die Augen. „Sieht man es
mir an?“

„Nein,“ sagte er zornig, „man sieht es Ihnen n i c h t
an. Sie könnten tausend Jahre auf der Welt sein wie die
Eva, und Sie würden ganz gewiß genau so aussehen, wie
Sie heute aussehen. Nur weil Sie es so wollen und
einen Zweck dabei verfolgen. So gelangen wir nicht
weiter, Fräulein Schlechtendahl. Denn auf einen An-
beter mehr kommt es Ihnen doch bei mir nicht an. Wenn
Sie Eberhard lieben —“

„Wenn ich Eberhard liebe —?“

„So können und dürfen Sie nur sein Bestes wollen.
Wie es augenblicklich um das Werk steht, sagte ich Ihnen
bereits. Ich bin gezwungen, hinzuzufügen, daß meine
Schwester Amalie und mein Schwager Grote gegen diese

Heirat sind, weil sie darin eine schwere und dauernde Schädigung des Werkes erblicken und eine Auflassung der Firma zur Auszahlung der Erbschaftsanteile beantragen werden, und daß ich selber nicht in der Lage sein werde, einen in der Geschäftsverfolgung so wenig zuverlässigen Mann als Teilhaber zu halten.“

Er schwieg, und alles Blut war ihm während des Sprechens aus dem Gesicht gewichen. Er wußte: es war die Entscheidung.

Mathilde Schlechtendahl erhob sich, und er erhob sich mit ihr.

„Das war wohl Ihr letztes Wort, Herr Stoltenkamp? Dann sollen Sie auch mein letztes hören. Gerade weil ich Ihres Bruders Bestes will, rette ich ihn heraus aus Ihren zu Stahl erstarrten Anschauungen. Es soll doch wenigstens ein Stoltenkamp fröhlich werden.“

Seine Hände krampften sich um den Hutrand. Dann machte er eine tiefe Verbeugung und ging.

„Nicht als Feinde, Schwager Stoltenkamp.“

Er wandte sich um. Ihre Blicke trafen sich. „O nein,“ sagte er, und dann ging er hinaus. —

Fritz Stoltenkamp schritt durch die Fabrik und begrüßte Eberhard. Er begrüßte Ungemach, Frowein, die Meister und die Leute. Er schritt durch alle Gebäude hindurch, und der lange Haniel ließ dem Heimgekehrten zu Ehren den Redhammer donnern, daß die Funken sprühten. „Glückauf, Herr Stoltenkamp.“

„Glückauf, das Stahlwerk!“

Und er ging mit Eberhard, Ungemach und Frowein in die Zeichenstube und gab ihnen in kurzen, greifbaren Umrissen einen Überblick seiner Reise und der angesammelten Erfahrungen.

„Hier ist das schwedische Eisen,“ sagte er und holte ein

paar Proben aus der Rodtasche, „und hier ist der englische Tiegelton. Morgen, meine Herren, wollen wir von diesen Erläuterungen zu den Versuchen übergehen und dann zur Beschaffung auf irgendeinem Wege. Für den ernstlich Wollenden gibt es keine Hindernisse. Eberhard, du bleibst wohl noch.“

Die beiden Brüder standen sich in dem engen Raume gegenüber. Der jüngere mit heiterem Blick.

„Man hat mir mitgeteilt, Eberhard, daß du trotz deiner wiederholten Versprechungen das Geschäft gröblich vernachlässigt hast. Zu einer Zeit dazu, wo du hier als der Fabrikherr zu gelten hattest. Das war ein trauriger Befähigungsnachweis.“

„Wenn du damit meinst, daß ich nicht wie eine maschinenmäßige Schreiberseele auf Minute und Sekunde meine Stunden abgefessen habe, geb ich dir ohne weiteres recht. Aber es kommt nicht auf die Länge, sondern auf den Inhalt an, den wir den Stunden geben. Und die meinen hab ich mit dem Kopf ausgenüßt und nicht mit dem Hosenboden. Schau dir mal meine neuesten Erfindungen an. Was? Da staunst du? Und wenn ich sie dir erst im Betrieb vorführe —“

„Aber Erfindungen zu brüten, ist gut für einen, der nicht die Hände voll Arbeit hat und es sich daher leisten kann. Das sagte ich dir wohl schon früher einmal. Du hast aber mit deinem Arimskrams da nicht nur der Fabrik deine Arbeitskraft entzogen, sondern auch Materialien und Geldwerte, und den Betrieb dazu aufgehalten. Laß mich jetzt aussprechen. Streitigkeiten führen zu nichts mehr. Es muß klare Bahn geschaffen werden, und Amalie besteht darauf.“

„Ach, die herzensgute Amalie — —“

„Auch der herzensgute Schwager Walter, bei dem

du das Geld für deine üppigen Fahrten auf Borg genommen hast.“

„Er soll sich nicht aufspielen,“ lachte der Jüngere. „Ich hätt's auch ohne ihn überall bekommen.“

„Ja,“ sagte Friß Stoltenkamp, „überall, wo es auch der Vater und der Großvater bekommen hat. Ohne Unterlage. Rein auf den guten Namen hin. Und weshalb? Weil der Name so gut ist, daß sich immer noch ein Stoltenkamp, ob Mann oder Frau, findet, der mit dem Schweiß eines ganzen Lebens den Namen wieder blank zu kriegen sucht. Erst mußte die Großmutter dran glauben, dann Mutter und ich. Du siehst, du hast ganz richtig gerechnet.“

„Friß, Friß,“ bat der Bruder, „mach doch nicht gleich einen Verbrecher aus mir. Ich habe ein bißchen über die Verhältnisse gelebt. Das ist bei unseren Verhältnissen doch wahrhaftig kein Kunststück. Was weiter denn, Friß? Ich hol's schon wieder herein.“

„Wodurch, Eberhard? Etwa durch eine Heirat mit Fräulein Schlechtendahl?“

„Wäre das das Dümme? Der Bruder ist der reinste Geldmacher. Der wird seine Schwester schon ausstatten wie eine Prinzessin.“

„Höre mal, mein Junge, auf den Ton will ich nicht eingehen. Ich will dir nur trotz des Tones sagen, daß du dich da böse verrechnest. Der Bruder hat sein Geld zu anderen Dingen nötig. Der plant eine neue Unternehmung nach der anderen und weiß, wieviel ein Taler in bar heßt. Eine verschwenderische Aussteuer wird er seiner schönen Schwester geben, eine prunkvolle Einrichtung, die Kleider einer Prinzessin, o ja — — und dem Gatten wird die Pflicht zufallen, die ganze kostspielige Anlage so zu unterhalten, daß sie nicht an Reiz und Lieb-

haberwert einbüßt. Dazu aber gehört die freie Verfügung über große Einnahmen, Eberhard."

"Nichts leichter als das! Sie werden beschafft! Wofür hat der Mensch seine Begabung?"

"Du hast sie. Und du wirst auch genügend Geld verdienen können. Unbedingt. Aber das Geld muß auf viele Jahre hinaus, so wie es verdient wird, in die Fabrik gesteckt werden."

"Gibt es denn nur dies eine Feld der Tätigkeit? Gott sei auf allen Anien gedankt, es gibt mehrere. Und solche, auf denen man doch etwas freier über sich selber und die Erfüllung seiner Wünsche verfügen kann als auf diesem hier. Wenn es darauf allein ankäme?! Aber es gibt nur eine Mathilde Schlechtendahl und auf der ganzen Welt keine, die diesem beseligenden Geschöpf, aus dem man im Leben nie klug wird, auch nur das Wasser reichen könnte. Friß, und ich will ja auch im ganzen Leben nicht klug werden, darin nicht! Klug werden und übersatt sein, das ist doch gehauen wie gestochen, und dieser unausrottbare Heißhunger, Friß, das ist ja gerade das Schönste im Leben."

"Eberhard," sagte Friß Stoltenkamp und wartete, bis der Bruder sich beruhigt hatte, "Eberhard, Amalie legt die Fabrik still, wenn du auf deiner Absicht bestehst. Sie zieht ihren Anteil heraus."

"Laß sie doch tun, was sie will! Du hast schon größere Schwierigkeiten überwunden."

"Wenn ich gezwungen werde, das Werk allein zu übernehmen, kann ich auch dich nicht mehr darin gebrauchen, Eberhard. Dann kommt erst die rechte Zeit des Schwarzbrotts, lieber Junge, und damit ist dir und deiner Liebe nicht gedient."

Eberhard Stoltenkamp lachte sein festes Knabenlachen.

„Nee, Friß. Nimm's mir nicht übel, aber Schwarzbrot, das is nich. Dann pad dir nur die ganze Geschichte selbst auf die Schultern und bezahl mich aus. Ich will Herr über jeden Groschen sein, den ich verdiene, und jede Sekunde darüber bestimmen können, wofür ich den Groschen gerade in seine Bestandteile auflöse. Im Alter nutzen mich alle Reichtümer Brasiliens nix, wenn ich als abgehalfterter Gaul eine schöne Frau nicht mehr damit zum Lachen kriegen kann. Laß mich laufen, Friß.“

Friß Stoltenscamp zog den Atem ein.

„Ist das möglich? So wenig gilt dir das ganze Stahlwerk?“

„Friß,“ sagte der Bruder, und sein Ton war ernsthafter geworden, „das Stahlwerk gilt mir gewiß viel, aber die Mathilde Schlechtendahl gilt mir nun einmal so viel mehr, daß da ein Entschluß für mich gar nicht in Frage kommt. Um mich selber ist mir dabei keinen Augenblick bange. Ich verdiene Geld, wo ich will und soviel ich will. Aber tu mir doch die einzige brüderliche Liebe an und geh selber hin. Geh hin und schau dir das Mädchen an. Und wenn dich der Anblick nicht vergnügt bis in die Fingerspitzen macht —“

„Ich b i n hingegangen, Eberhard.“

„Du — bist — hingegangen? Und was, wenn es zu fragen erlaubt ist, hat sie dir gesagt?“

„Daselbe, was du mir gesagt hast. Daß ihr das Schicksal der Fabrik in ihrem Falle völlig gleichgültig sei.“

Da fiel der jüngere dem älteren Bruder wie ein Tollhäusler um den Hals und schrie, daß es von den Wänden schallte.

„Eberhard! Sei vernünftig, Eberhard! Wir feiern doch hier kein Freudenfest.“

„Was feiern wir nicht? Kein Freudenfest? Ich kenne mich ja nicht mehr aus auf der Erde, und da soll ich noch vernünftig sein? Friß, du entschuldigst mich wohl bei der Mutter. Entschuldige mich in der ganzen Welt. Und mit der Amalie mach's nur ab, wie euch alles am schönsten deucht. Von mir habt ihr Vollmacht. Unbeschränkte!“ —

So irrsinnig glücklich kann also Frauenliebe machen? dachte Friß Stoltenscamp, als er das einsame Zeichenzimmer verließ. Daß man alles in den Wind schlägt, was der Arbeit und der Welt nützen kann? Gott, mein Gott, es muß ja gewiß schön sein. Aber nun darf ich auch nicht mehr daran denken.

Er kam zur Mutter und setzte sich ihr gegenüber.

„Wir beiden Alten,“ sagte er mit einem heiteren Anflug. „Ja, Mutter, wir bleiben übrig.“

„Hast du schon mit Eberhard gesprochen? Und nicht im Zorn?“

„Im Zorn, Mutter? Wo die Lebensmaschine doch die verschiedensten Bestandteile gebraucht, um laufen zu können?“

„Ich danke dir, Friß. Das hast du gut behalten. Und — und, was sagte Eberhard?“

„Du möchtest ihn heute abend entschuldigen. Er mußte ganz eilig zu Fräulein Schlehtendahl.“

Da lachte Frau Margarete von Herzen, obwohl sie immerfort den braunen Kopf schüttelte.

„Ich war nämlich auch bei Fräulein Schlehtendahl. Vorher, Mutter. Bevor ich mit Eberhard sprach. Der Fabrik wegen.“

„Und — was sagte sie?“ fragte Frau Margarete und hielt den Atem an.

„Sie sagte, wichtiger als die ganze Fabrik schiene ihr,

daß wenigstens ein Stoltenkamp den Himmel für einen Dudelsack ansähe."

Da legte Frau Margarete die Hände zusammen und wurde ganz still und versonnen.

"Wenn das bei Eberhard eintrifft, Friß, und ihm das ganze Leben mit Musik füllt, so wollen wir auch das segnen, Friß." —

Wenige Tage darauf kam der Schwager Grote zur Regelung der Abernahmegeschäfte angefahren. Amalie Grote hatte es sich nicht nehmen lassen, trotz ihres beschwerlichen Zustandes den Gatten zu begleiten, und der alte Grote hatte seine behagliche Kutsche hergeliehen. Es war überflüssig gewesen. Friß Stoltenkamp hatte vorgesorgt und jeden Punkt unantastbar klar in Rechnung gestellt. Eine Gelegenheit zum Handel wurde nicht geboten, und selbst Amalie verstummte vor dem Ernst der Stunde.

Schweigend legte Friß Stoltenkamp im Beisein der Mutter die Bücher vor. Schweigend nahm Walter Grote sie entgegen und prüfte die Anlagewerte, Vermögensstand und Schlußabrechnung. Der Betrag war nicht groß. Jetzt erst zeigte sich, mit welcher Kraft und Zähigkeit Friß Stoltenkamp das Werk von Schulden freigearbeitet und fortgeführt hatte. Da die Errungenschaften der Mutter während ihrer Teilhaberschaft mit dem ältesten Sohne zu Lebzeiten für die Geschwister nicht in Frage kamen und die Grundstücke der Frau Jodokus Stoltenkamp testamentarisch zur Hälfte Frau Margarete, zur Hälfte Friß Stoltenkamp zugefallen waren, so ergab sich bei weitherzigster Bewertung der väterlichen Hinterlassenschaft, des einstigen Hammerwerks in der alten Mühle und der ersten Schmelzbaueinrichtung, doch nur ein Kapital von dreißigtausend Talern. Die Mutter hatte sich, um jedes Markten aus

Die Stoltenkamp und ihre Frauen. 17

dem Wege zu räumen, bereit erklärt, ihren Anteil zu gleichen Teilen mit den Kindern zu bemessen. Auf jeden der vier Erbberechtigten entfielen siebentausendfünfhundert Taler.

Eberhard hatte sein Einverständnis schriftlich erteilt. Ihm war, als hätte er lebenslängliche Ferien erhalten, und er trat sie auf der Stelle an.

Fritz Stoltenkamp entnahm einer Kassette das seiner Schwester Amalie zukommende Geld. Sie schaute ihn ganz versteinert an. „Wie kommst du auf so was? Ich laß es auf der Fabrik stehen.“

„Und ich zahl es aus, wie du verlangt hast, daß ich es Eberhard ausbezahle. Von dieser Stunde an wünsche ich mir von keinem Menschen mehr in die Werksangelegenheiten hineinreden zu lassen. Am allerwenigsten von einem Gläubiger aus der engeren Familie, die sich auf jede zehn Taler Einlage für hundert Taler Vorschriften erlaubt. Heute muß das Werk einen neuen Abschnitt beginnen. Schwieriger kann es nicht mehr kommen. Aber nun will ich auch freier Herr des Werkes sein, ob's gedeiht oder verdirbt.“

„Und Mutter?“ fragte Amalie kleinlaut.

„Mutter läßt ihr sauer verdientes Geld samt ihrem Erbanteil einstweilen zum Bankfuß stehen. Als Teilhaberin ist sie bereits gestern ausgeschieden. Ich habe nur dich und Eberhard auszusahlen und diese fünfzehntausend Taler von der Bank gegen Pfand erhalten. Klare Bahn, Amalie. Weiter hätte ich geschäftlich nichts mitzuteilen.“

Die behagliche Kutsche war davongefahren. „Rege dich nicht auf, Amalie,“ sagte im Wagen Walter Grote zu seiner immer noch entgeisterten Frau, „die Firma Grote ist auch eine gute Firma, und nun gehörst du ganz zu uns.“ —

Frau Margarete war mit dem Sohn allein. Sie trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die er fest umschloß. „Glückauf, Fritz. Ich bleib bei dir. Und nun streich die aufsteigenden Sorgen von der Stirn und geh zum erstenmal als alleiniger Herr und Meister durch dein Werk.“

Da war Fritz Stoltenkamp gegangen. Mit seinem ruhigen, gleichmäßigen Schritt.

Fritz Stoltenkamp stand im Maschinenhaus und wartete auf die Arbeiter, die er hierher bestellt hatte. Die Kolben der Maschinen lagen still, der stöhnende Atem schwieg, und im Hammerwerk nebenan hatte der schwere Redhammer sein Pochen eingestellt. Die Leute wuschen sich in ihren Arbeitsstätten die Hände und machten sich bereit, vor ihrem Arbeitsherrn zu erscheinen.

Fritz Stoltenkamp stand in der Stille und wartete geduldig. Eine Zeit der inneren Aufregungen, wie er sie bisher nicht gekannt hatte, lag hinter ihm. Die Übertragung der Fabrik war durch Gerichtsakt auf seinen Namen erfolgt, bei den jungen Grotes war das zweite Kindchen angekommen, und Eberhard hatte von irgend einem schönen Punkte des Rheines aus seine Vermählung mit Fräulein Mathilde Schlechtendahl angezeigt. Das alles lag nun dahinten.

Die Arbeiter versammelten sich. Ingenieur Ungemach und Meister Frowein meldeten ihm, daß sie vollzählig seien. An die hundert standen sie im Kreise und blickten auf ihn hin. Da richtete er sich gerade auf.

„Ich habe euch hierher gebeten,“ sagte er mit lauter und ruhiger Stimme, „um euch davon in Kenntniss zu setzen, daß das unter der Firma Friedrich Stoltenkamp betriebene Gußstahlwerk nach Erlöschen der bisherigen

Teilhaberschaften auf meine Person allein übergegangen ist. Von dieser Stunde an bin ich der einzige und alleinige Inhaber. Bevor ich euch als solcher begrüße, wünscht meine Mutter euch durch meinen Mund ihren Dank zu sagen für alle die Treue und Hingabe, mit der ihr sie und ihre Arbeit seit dem frühen Tode des Werkbegründers so nachhaltig unterstützt habt. Dieser Dank soll kein Abschiedswort sein, da sie wie bisher mitten unter uns bleiben wird. Nehmt ihn als ein Segenswort einer dankbaren Frau der Arbeit.

„Werksangehörige, und nun begrüße ich euch als alte und neue Arbeitsgefährten zu Beginn dieses für mich so wichtigen und ernstesten Zeitabschnittes. Ich sehe hier viele ältere und vertraute Gesichter, die zu sagen scheinen: ‚Wir haben mit dem Werk schon so manche wichtige und ernste Stunde durchgemacht, und wir werden auch die kommenden zu überwinden wissen im Vertrauen auf die gute Sache, der wir dienen.‘ Aus diesen Gesichtern schöpfe ich immer aufs neue meinen Mut, wie ich weiß, daß auch die später Eingetretenen sich von demselben Geiste befeelen ließen. So muß es sein. So und nicht anders kann es sein, wenn das Wort Werksangehörige den rechten Klang und Inhalt haben soll: wir gehören allesamt dem Werke an, und jedem von uns wird es durch seine Lebensarbeit ein Stück von ihm selber, wie er ein Stück des Werkes wird.

„Keinen größeren Stolz habe ich als den, mich auf euch zu jeder Stunde verlassen zu können. Und das Versprechen, daß ihr ebenso zu jeder Stunde auf mich bauen könnt, das gebe ich euch heute erneut.

„Noch ein anderes aber ist heute zu erwähnen. Muß erwähnt werden. Das ist die augenblickliche Arbeitslage und der Stand des gewerblichen Lebens, unter dessen

Zeichen ich die Firma übernehme. Ihr seid Männer des offenen Blicks und wißt, was die Glocken läuten. Am politischen Himmel ist es dunkel und in Frankreich am dunkelsten, und von Paris aus sind noch immer die Wetterzeichen gekommen. Wie ein lähmender Druck ist es deshalb über Handel und Wandel gekommen, das ganze Geschäftsleben ist plötzlich ins Stoden geraten, alte Häuser haben ihren Bankrott anmelden müssen, und die andern haben schwer zu kämpfen. Unsere Eisenzölle aber sind immer noch derartig, daß nur England und immer wieder England sich an deutschem Gut bereichert, dieweil die Herren Bürokraten schlafen. Gebe Gott, daß sie bald erwachen und den gefährdeten Industrien beispringen. Ich sage euch dies alles heute, damit ihr euch nicht wundern sollt, wenn es in den nächsten Jahren nur langsam vorwärts geht und wohl auch einmal stockt. Und damit ihr mir helft, die Zähne zusammenzubeißen und über die verfluchte Glaue hinwegzukommen. Wenn ihr zu mir steht, fest geschlossen wie bisher, dann fürchte ich den Teufel nicht, und sollten wir im Schmelzofen einen Erzengel aus ihm machen müssen. Glückauf, Leute. Nun wollen wir an die Arbeit."

Es schrie keiner Hoch und Hurra. Aber es war ein lachendes und troziges Gemurmeln im Maschinenhaus: „Glückauf, Herr Stoltentkamp," und dann warf Ungemach die Maschinen an, und alles drängte hinaus.

Fritz Stoltentkamp war der alleinige Herr des Stahlwerkes. Wie der Führer einer Fregatte auf immer stürmischer werdender See stand er am Steuer. Und bald ging es nicht mehr um den Kurs, bald ging es nur noch um das eine: das Steuer mit flammernden Fäusten zu halten, damit das Schiff nur auf den tobenden Wellen bliebe.

So schwer hatte sich Fritz Stoltenkamp, hatte sich keiner drinnen und draußen die Jahre gedacht, die sich folgten, ohne daß Gewitterdruck und Wetterschläge nachließen. Das politische Paris brodelte, die Feindschaft gegen den Bürgerkönig Louis Philipp wuchs, wie des Königs schönste Bürgertugenden, Geiz und Geldgier, wuchsen; das französische Geschäft, das so glänzende Ertragnisse versprochen hatte, lag wie erschlagen am Boden. In Deutschland mißrieten die Ernten. Und die Verteuerung aller Lebensmittel half mit, die Unzufriedenheit mit den politischen Maßnahmen der Machthaber zu steigern.

Es war die Zeit der eisernen Arbeitsjahre für Fritz Stoltenkamp. All sein großes Planen, das er von England mit herübergebracht hatte, war umgestoßen, mußte zurückgestellt werden. Kriechend langsam bewegte sich der spärliche Bau einiger kurzen Eisenbahnstrecken, die englisches Material benutzten. Unter dem Wetterdruck hielten die Banken mit dem Kapital zurück. Fritz Stoltenkamp vermochte sich aus Mangel an Geld nicht an den Lieferungen zu beteiligen.

Jetzt hatte er die Muße, die er dem spielerischen Bruder Eberhard so oft im Drang der Arbeit abgesprochen hatte, selber. Jetzt stand nichts im Wege, sich grüblerischen Erfinderplänen hinzugeben, die nach seinen Worten meist mehr Zeit stehlen als klingenden Gewinn bedeuten. Und eines Tages fand er sich vor dem Zeichenbrett und führte den Stift.

Nein, er wünschte auch nicht, die Zeit zu bestehlen. Er griff nicht in das Reich der Phantasie und bastelte an allem und jedem, bis der Zufall die Linien zusammenfügte. Er nahm eine feste Grundlage und — entwickelte weiter. Die alte Walzmaschine war es, die er seit Jahren den Münzen zur Prägung des Geldes lieferte. Er wandelte

Ne um, er vervielfältigte ihre Zwecke, und nach langer, mühevoller Arbeit gelang ihm der Wurf: er erbaute ein Walzwerk zur Massenerzeugung von Löffeln, Gabeln und Messern. Und der Kampf mit den Patentämtern begann. Das Walzwerk blieb liegen, bis sich — vielleicht einmal — bessere Verkaufsmöglichkeiten ergaben. Hin und wieder arbeitete der Erfinder an seiner Vervollkommnung. Die verzopften Patentämter ließen ihm reichlich Zeit dazu.

Aber Fritz Stoltentkamp träumte nicht am Zeichenbrett besseren Tagen entgegen. Hundert Menschen war mit dem täglichen Brot der Arbeit das tägliche Brot des Lebens zu geben, und seine Augen waren überall, wo nur eine Arbeit und ein Verdienst winkte. In den Bergbau stieg er hinab und studierte die Maschinen, bis sein Gußstahl den Weg in die Tiefen der Erde fand, in denen er als Eisenerz gewachsen war. Um sein Hammerwerk voll auszunutzen, ließ er Kürasse schmieden, wie er es einst auf der Enneper Landstraße gesehen und gelernt hatte. Und dann stand er selber wieder am Amboss, den Hammer in der Hand, wie der erste und der letzte seiner Leute, und versuchte, aus einem Stück Stahl ohne Schweißnaht einen Gewehrlauf hohl zu schmieden.

Einen Gewehrlauf.

Er konnte sich selber keine Rechenschaft darüber geben, weshalb es ihn gerade zu diesen Versuchen immer wieder schob und drängte und stieß. Er wußte nur, daß es sich für ihn um den Gewehrlauf allein nicht handelte, daß er damit seinem Gußstahl nur ein neues, noch unbekanntes Feld erschließen wollte. In ihm wuchs eine Ahnung, aber bis zur Gewißheit war es noch weit.

Mit einer beharrlichen Verbissenheit stand er am Amboss und schmiedete seinen weichsten Stahl über einen kalten Dorn, bis die Läuse eine nicht mehr zu

steigernde Fähigkeit erlangten. Für ihn war der Versuch geglückt.

Die Bestätigung erhielt er durch einen Besuch Moldenhauers. Der Jugendfreund hatte ein paar Jahre unter französischer Fahne in Algier gekämpft, war durch die Zuneigung der französischen Politik für den Orient nach Ägypten verschlagen worden und in den Generalstab Mohammed Ali's gelangt, der gegen die Pforte zu rüsten begann. Ein Urlaub führte den ebenso abenteuerlustigen wie waffenkundigen Mann zum erstenmal auf eine kurze Zeit in die Heimat.

Er hatte die alten Schulkameraden aufgesucht und kam hinaus auf das Stoltenkamp'sche Werk.

„Wie es mir inzwischen ergangen ist, Stoltenkamp, weißt du aus meinen gelegentlichen Briefen. Es war alles gut und reichlich. Von den algerischen Wüstenkämpfen bis zu den bräunlichen Töchtern Pharaos. Da ich nicht gekommen bin, um hier den wilden Ägypter zu spielen, so zeige mir lieber dein Werk; denn ich möchte meine europäische Bildung auf dem laufenden halten, und Eisen und Stahl gehören nun einmal zu meinem Handwerk.“

Fritz Stoltenkamp holte seinen gußstählernen Gewehrlauf hervor.

„Das ist wohl etwas für dich. An Stelle der eisernen, die den neuzeitlichen Anforderungen kaum genügen dürften. Es gibt kein Metall, das meinen Gußstahl heute an Festigkeit und Dehnbarkeit übertreffen könnte.“

Der junge Generalstabsmajor wog den Lauf in den Händen. Er betrachtete ihn von allen Seiten und betastete und beklopfte ihn liebevoll, während er eine Frage nach der anderen stellte.

„Erhöhte Festigkeit und Dehnbarkeit in eins, Stolten-

lamp. Das ist es, worauf es in der Praxis ankommt, um die erhöhte Schußzahl zu sichern, um die Feuertätigkeit zu beschleunigen. Beim Gewehr wie beim Geschütz."

Und Friz Stoltenlamp antwortete, als fiele ihm eine Binde von den Augen: „Diese Versuche hier sollen zum Geschütz hinüberführen, Moldenhauer."

„Zur Gußstahlfkanone, Stoltenlamp?"

„Zur Gußstahlfkanone."

Die beiden Männer standen und sahen in die Weite. Dann sagte der Artillerist: „Das wäre eine große Zukunft."

„Ich muß daran arbeiten, sie bald zur Gegenwart zu machen. Ich bin nicht für Zukunftsbilder."

„Worauf gründest du deine Hoffnungen?"

„Immer wieder auf die Eigenschaften meines Stahls. Seine Reinheit und Gleichmäßigkeit bürgt für alles in der Hand erfahrener Arbeiter. Meine und meiner Leute Hände sind erfahren. Das kommt hinzu."

„Das kommt sogar sehr hinzu. Die edelste Araberstute kann von einem Karrenbinder krumm und lahm geritten werden. Aber aus welchen Umständen ziehst du den Vergleich mit den bisherigen Rohren gerade zu deinen Gunsten?"

„Unsere leichten Feldgeschütze sind aus Eisen. Daher ist ihre Haltbarkeit nicht durchaus zuverlässig. Sie zerspringen oft, wenn man sie am nötigsten braucht. Unsere schwere Artillerie besitzt Bronzerohre. Die Bronze aber nutzt sich so schnell ab, daß nach einer beschränkten Anzahl Schüsse die Treffsicherheit verloren geht. Nimm meinen Gußstahl dagegen. Stell auf seine Zähigkeit und Härte hin jeden Versuch an. Was dem Eisen fehlt und der Bronze, er besitzt es. Ein Meister wird damit zu jedem Ziele kommen."

„Stoltenkamp,“ sagte der Artillerist, „stell dir dies Ziel. Stell es dir für Deutschland.“

„Deutschland,“ wiederholte Friß Stoltenkamp. „Es sitzt im heiligen Bundesrat und redet und redet, bis es sich allmählich totgeredet hat.“

„Wenn deine Kanonen donnern, wird es aufwachen.“

Da glitt seit langen Jahren das erste Lächeln über Friß Stoltenkamps Gesicht.

„Wenn meine Kanonen donnern . . .“

Ein Büchsenmacher hatte den Gewehrlauf in die Feuerwaffe gezogen, und auf den Wiesen vor der Fabrik war ein Schießstand gezimmert worden. Dort verbrachten die Freunde die nächsten Tage, und es knallte ununterbrochen von den Wiesen her wie bei einem Jahrmarktschießen. „Gäbe es noch keine Feuerwaffen,“ meinte der Major Moldenhauer beim Abschluß der Schießversuche, „so müßten sie eigens deines Gußstahls wegen erfunden werden. Und nun laß die Kanonen auffahren, Friß. Mein Artilleristenherz schreit danach, und Mohammed Ali von Agypten, mein hoher Herr und Gönner, soll auch danach schreien, und wenn sich seine Fellachen die Zedinen aus den Rippen schneiden müßten. Heilige Barbara, Schutzgöttin aller frommen Artilleristen, deine Zeit kommt.“

Der Freund hatte Abschied genommen. Er mußte zurück zu seinem Pharao. „Sollten mir die Töchter des Landes auf die Dauer doch zu bräunlich werden — ich bin nämlich sehr farbenempfindlich, Stoltenkamp — so lehre ich doch wohl einmal zurück. Zu dir, Stoltenkamp. Des guten Eisens und des noch besseren Stahles wegen. Bis dahin werde ich mich an den Ufern des Nils im Glüdauf-Rufen üben.“ —

Friß Stoltenkamp hatte die wenigen Wochen des

Zusammenseins nach seiner Art gründlich ausgenüht und nichts getan, als sich belehren lassen und gelernt. Entwürfe und Berechnungen standen auf dem Papier. Ungemach hatte sie als geschulter Mathematiker nachgeprüft. Fehlgriffe waren richtig gestellt. Und mit der ganzen Spannkraft seines Wesens machte sich Fritz Stoltenkamp mit seinen Getreuen ans Werk und ruhte und rastete nicht, bis er dem preußischen Kriegsministerium die Fertigstellung eines Dreipfünderrohres aus gußstählernem Seelenrohr und gußeisernem Mantel mit der Anfrage melden konnte, ob er es mit seinen nahtlosen Gewehrläufen zu Versuchszwecken übersenden dürfe.

Die Erlaubnis wurde erteilt. Die erste Gußstahlskanone ging nach Berlin.

Fiebernd vor Ungeduld wartete Fritz Stoltenkamp auf die Entscheidung. Die Entscheidung fiel.

Das preußische Kriegsministerium zollte dem Gußstahlrohr die höchste Anerkennung. Es mußte feststellen, daß die Rohre aller Materialien bei weitem übertroffen worden seien. Es stellte des weiteren fest, der Preisunterschied sei ein so bedeutender, daß in Hinsicht darauf und auf die Wiederverwendbarkeit abgenutzter Bronzerohre durch Einschmelzverfahren zurzeit von einer Änderung in der artilleristischen Bewaffnung abgesehen werden müsse, die Firma Friedrich Stoltenkamp aber nur angehalten werden könne, in ihrem Eifer nicht zu erlahmen.

„Abgelehnt aus Sparsamkeitsgründen,“ sagte Fritz Stoltenkamp trocken. Daran lag ihm nichts, so sehr er Geld und nochmals Geld benötigte. Ihm lag daran, festgestellt zu sehen, daß sein Gußstahlrohr alle anderen schlug! Diese Gewißheit besaß er jetzt mit Brief und Siegel. „Menschenleben sind das Kostbarste,“ meinte er. „Sobald es sich im Ernstfalle darum handeln wird, werden

sie ihre Sparsamkeit schon schießen lassen. Jedenfalls halte ich mich von heute ab bereit.“

Die Verbindung mit den schwedischen Eisengruben, die die vollkommenen Erze nach England lieferten, hatte er längst. Sich die eine von ihnen nutzbar zu machen, war lediglich eine Geldfrage. Er mußte die Förderung einer Grube in Bausch und Bogen und auf langjährige Verträge kaufen. Alle Vorkehrungen waren seit langem getroffen. Nur das Geld fehlte. Es fehlte bisweilen so sehr, daß er sich an den Lohntagen blank ausgezahlt hatte und nichts mehr für sich übrig behielt. Es war ein Abradern ums Geld von Woche zu Woche. Aber die Arbeiter durften nichts verspüren.

Während ihm Ungemach und Frowein die Bürde der täglich wiederkehrenden Geschäfte erleichterten, warf er sich mit ungeschwächter Spannkraft auf die Herstellung eines neuen Rohres. Der eiserne Geschüßmantel mußte fallen. Es mußte ein massives Gußstahlrohr werden, Seelenrohr und Mantel. Und schon arbeitete sein Gehirn an dem Plan, lange Stahlblöcke zu gießen und sie mit den stärksten Werkzeugmaschinen auszubohren.

Und urplötzlich entlud sich die Wetterwolke. Jahre und Jahre hatte sie über Europa gelastet, unheimlich und lähmend. In den Februar Tagen des Jahres 1848 entlud sie sich über Paris. Das verarmte Volk rief nach einem Regierungswechsel. Es verlangte die Erweiterung seines Wahlrechts, um der Verdorbenheit und Bestechlichkeit der französischen Pairs- und Deputiertenkammer zu steuern. Die Regierung untersagte jede Versammlung und ließ Straßen und Plätze militärisch besetzen. Die Nationalgarde aber ging zum Volke über, der Ruf „zu den Waffen!“ schrillte durch ganz Paris, das Pflaster wurde aufgerissen, Barrikaden wuchsen aus der Erde — Volk und Militär

wurden im blutigen Kampfe handgemein. Wieder machten ein paar Linienregimenter die Sache des Volkes zu der ihren. Schon waren die Tuilerien erreicht, als der Bürgerkönig Louis Philipp so hastig entfloß, daß er nur noch sein Geld zu retten vermochte, nicht mehr seine Krone. Jubelnd stürmten die Aufständischen in den Sitzungsaal der Kammer, hielten Kehraus und setzten eine vorläufige Regierung ein. Die zweite Republik hatte ihren Anfang genommen.

Und schon war der Funke auf Deutschland übergesprungen. Ein Funke, der keinen Brand, der ein heiliges Feuer entfachen wollte. In der Darmstädtischen Kammer verlangte Heinrich von Gagern die Errichtung einer deutschen Centralgewalt mit Volksrepräsentation. In einer Versammlung zu Heidelberg wurde ein Siebenerauschuß gewählt, der alle früheren und gegenwärtigen Landtagsmitglieder aufforderte, sich am 30. März zu einer Versammlung in Frankfurt am Main einzufinden. Um die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs ging es. Dem Bundestag und den Regierungen entfiel der Mut. Unvorbereitet gaben sie nach, auf Schritt und Tritt. In Wien stürzte das Volk den verhaßten Metternich, in München erzwang es die Abdankung des Königs Ludwig, in Berlin kämpfte es auf den Barrikaden, bis König Friedrich Wilhelm IV. versprach, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen. In Stadt und Land loderten die Brände auf, am heftigsten in den einst Napoleonischen Ländern Rheinlands und Westfalens, und in der Paulskirche zu Frankfurt am Main erfolgte am 18. Mai die feierliche Eröffnung der ersten deutschen Nationalversammlung. Es waren 568 rechtliche, angelehene und meist gelehrte Männer, die zur Wiedergeburt des Deutschen Reiches zusammengetreten waren, aber

Ihr Idealismus war stärker als ihre politische Schulung und ihre Einsicht in die Wirklichkeitsforderungen der Zeit. Die begeisterten Reden wurden zu Kampfansagen, eine seltsame Verkennung und Überhebung griff Platz, häusliche Zwiste aus der Versammlung wurden ins Land getragen, und in dem Durcheinander der redenden Kämpfer erholte sich die preußische Regierung vor den anderen von ihrem Schreck, ergriff die schleifenden Zügel und wahrte sich das Hausrecht. Zu Frankfurt am Main aber befehdeten sich Nationale und Radikale so ingrimmig, daß die Auflösung des ersten deutschen Parlaments nach Jahresfrist von selbst erfolgen mußte, und zum zweitenmal wurde die große deutsche Sache auf die Straße getragen. In den rheinpreußischen Städten, in Hessen und Württemberg brach sich die bewaffnete Bewegung Bahn, in Dresden knatterten die Gewehre, in der Pfalz und in Baden donnerten die Kanonen.

Und die Erregung lief wie eine Springflut durch die deutschen Lande, peitschte blindzornige Triebe auf, unterbrach die Arbeit, drohte mit der Vernichtung des Gewerbesleißes und der Schaffensfreude.

Im Stoltenkampfschen Werk drehte sich das Schwungrad der Maschine, glühten die Schmelzöfen und pochten die Hämmer wie immer Tag um Tag. Fritz Stoltenkamp hatte nicht stillgelegt. „Ich muß hindurch,“ sagte er der Mutter. „Zu verdienen gibt's nichts, aber meine Leute, die ihre Familien zu ernähren haben, haben ein Recht auf Arbeit, solange noch ein Tiegel Stahl zu gießen ist. Und ich selber würde für die Folgezeit mehr verlieren, als ich jetzt ersparte. Die ganze seit Jahren geübte Schulung würde durch Soff und Müßiggang in die Brüche gehen und damit die Güte und Gleichmäßigkeit meines Stahls. Daran muß mir gerade jetzt

mehr gelegen sein als an ein paar Fasttagen mehr in der Woche."

Frau Margarete nickte ihm zu. „Ich sehe alles mit deinen Augen, Friß."

In der Stadt stieg die Unruhe. Allerlei merkwürdige Menschen tauchten auf, die bisher keiner gesehen oder beachtet hatte. Sie saßen in den Wirtshäusern und stecften mit den Bürgern die Köpfe zusammen. Sie schlugen mit der Faust auf den Tisch und tranken auf Deutschlands Freiheit. Und wenn die Wirtsstuben sich mit den Zechen- und Grubenarbeitern der Umgegend füllten, stiegen sie auf die Tische und Stühle und lasen ihnen aus zerfnitterten Flugblättern die neuesten Revolutionsnachrichten vor oder mit überschwenglichem Vortrag aufwühlende Lieder der Freiheitsdichter. Dann ging es in lärmendem Zuge durch die Straßen, Rakenmusiken wurden gebracht, Fenster eingeworfen, und wenn die Polizei sich aufraffte und in den Haufen griff, hatte sie stets den falschen erwischt, und die Anführer saßen längst wieder in ihrem Wirtshaus.

Und wie die Arbeiter, so feierten bald die Bürger. Sie hatten den Ordnungsdienst eingerichtet und marschirten als Bürgerwehr durch die Straßen, zogen es aber, nachdem die erste Freude am Soldatenspiel vorüber war, vor, in der Wirtsstube bei vollen Gläsern und Mäulern ihre Zeit abzusitzen, statt im Regen auf Posten zu stehen und Patrouille zu laufen.

Es waren nicht nur die Rannegießer, die Halbgebildeten und die Lärmmacher, die die Unzufriedenheit schürten und die täglichen Straßenaufläufe herbeiführten. Es waren auch Männer von hohem Ansehen und großem Wissen, die aus aufrichtiger Seele zu der Überzeugung gelangt waren: dies sei der Wendepunkt in Deutschlands Ge-

schichte, und jetzt oder nie müsse sich der alte Kaisertraum und die Sehnsucht des Volkes nach der Größe und Freiheit Deutschlands erfüllen, wenn nicht anders durch Pulver und Blei.

Fritz Stoltenkamp hatte in diesen Tagen manche freie Stunde. Die Arbeiten in der Fabrik schleppten sich mühsam weiter, und wenn er des Morgens die paar dazu notwendigen Verfügungen getroffen hatte, war seine Tagesaufgabe auch schon erledigt. Aber die freien Stunden schenkten ihm darum keine Ausspannung des Geistes. Die Arbeit nahm doch zum wenigsten seine Gedanken in Anspruch und zwang sie, sich ganz und gar auf das zu richten, was er unter den Händen hatte. In der Muße aber stürzten sich Gedanken und Sorgen wie ein Fliegenschwarm auf sein Hirn, bis er sich erschlaffter fühlte als nach dem sauersten Dienst am Amboß.

„Ich muß einmal unter vernünftige und klar blickende Männer,“ sagte er sich, „und wenn auch nur, um festzustellen, daß sie nicht klüger sind als ich.“ Und er strich grübelnd durch die Felder bis zur Ruhr und folgte ihr, bis er das alte Städtchen und die Maschinenfabrik seines Jugendfreundes Karl Schulte vor sich sah.

Das Werk lag still. Vereinsamt und von Menschen verlassen.

Er ging durch das offenstehende Tor, an den verödeten Maschinenfälen vorüber, und dann hörte er eine Stimme, die laut und feierlich aus dem Geschäftszimmer Karl Schultes ertönte. Er horchte auf. Worte von Bürgerfreiheit und Bauernkraft erschollen, von Arbeiterliebe, staatlicher Fürsorge. Karl Schulte arbeitete an einer Parlamentsrede. Der feurige Arbeiterfreund gehörte der Frankfurter Nationalversammlung an.

Als Fritz Stoltenkamps Schritt auf den Steinfliesen

durch das leere Haus flapperte, öffnete sich die Tür des Geschäftszimmers, und Karl Schulte stand auf der Schwelle. Erstaunt blickte er den Gang hinauf.

„Du bist es, Stoltenkamp? Nimmst du endlich auch Anteil an dem Riesenfortschritt der Zeit? Tritt ein. Ich bin gerade fertig.“

Er wandte sich seinem Schreiber zu, der die letzten Zeilen des Redeentwurfs zu Papier gebracht hatte. „Alles in Ordnung, Müller? Geben Sie her. Danke Ihnen. Und in einer Stunde bereit sein. Wir fahren pünktlich.“

„Ich habe immer noch ein halbes Stündchen für dich, Stoltenkamp. Morgen abend ist große Sitzung im Frankfurter Parlament. Ich war nur für vierundzwanzig Stunden hergekommen, um an einer Versammlung teilzunehmen. Dich sah ich nicht.“

„Hast du mich vermisst, Schulte?“ fragte Fritz Stoltenkamp und setzte sich.

„Ich vermissе jeden einzelnen, der sich in dieser Zeit des Vorwärtsdranges zurückhält.“

„Schulte,“ sagte Fritz Stoltenkamp, „das klingt wie die Frage, mit der du mich begrütest. Ob ich endlich auch Anteil nähme an dem Riesenfortschritt der Zeit? Und jetzt sprichst du es schlaunweg aus, ich hielte mich zurück in der Zeit des Vorwärtsdranges. Was soll das heißen? Ich nehme an, du hast mich nicht richtig angesehen. Ich bin Fritz Stoltenkamp.“

„Gerade weil du es bist. Gerade du darfst dich uns nicht entziehen.“

„Schön. Das möchte ich zunächst einmal beantworten. An dem Riesenfortschritt der Zeit habe ich bereits seit zwanzig Jahren teilgenommen, als noch gar nicht davon die Rede war. Hier mit diesen Fäusten teil-

genommen. Und habe meine Arbeiterzahl von sieben auf rund hundert gebracht. Keinen Pfennig hab ich in all dieser Zeit an mich gewandt. Nur an das Werk und die Werksangehörigen. Auch heute wird bei mir weitergearbeitet, obwohl ich kaum weiß, wie ich die Löhnung beschaffen soll. Heißt das, sich zurückhalten? Heißt das, sich dem Geist der Zeit entziehen? Ja, dann bin ich eben all die Zeit reif für das Narrenhaus gewesen, denn bis jetzt lebte und starb ich des Glaubens, daß nur die Arbeit und dreimal die Arbeit, die zähe, unermüdliche, unüberwindliche, den Fortschritt bringt und nicht das Geschrei in den Wirtshäusern und der Radau auf den Straßen. So. Und nun belehr du mich eines Besseren."

"Stoltenkamp," sagte der feurige Schulte, "dir und deiner Tatkraft tritt kein Mensch zu nahe. Die ist schon im ganzen Lande hier zur Berühmtheit gelangt. Aber die Faust muß vom Geiste geleitet sein. Aber der Handfertigkeit steht der große Gedanke des Lebensziels und das erwachte Bewußtsein, ein Teil des Ganzen zu sein, ein Werksangehöriger des Vaterlandes."

"Dieses Lebensziel ist mir nicht unbekannt geblieben. Ich meine sogar, ich hätte es in die Wirklichkeit überseht, seit ich mit sechzehn Jahren die Leitung der verschuldeten Fabrik übernahm. In die praktische Wirklichkeit, Schulte. Und was ich geschaffen habe, ist dem Vaterlande zugute gekommen, mein Kampf gegen den englischen Stahl von Anfang an und damit mein Kampf gegen den habgüchigen Feind deutscher Wohlfahrt. Nein, Schulte, so geht es nicht. Ich nehme an, daß wir gleich feurig für Deutschlands Größe empfinden, aber es muß geachtet werden, wenn der eine diesen und der andere jenen Weg einschlägt. Losdonnern und auf Vorstoß-

lorbeeren drauflos prophezeien, ist nicht nach meinem Geschmack. Erfolg abwarten, Schulte."

"Ja, du kannst den Erfolg abwarten. Und das Volk, die hungernden Arbeiter?"

"Schulte, das redet ihr den Leuten ein. Hab ich ein Herz für die Arbeiter oder nicht? Gehör ich nicht selber zu ihnen? Da, beschau dir mal meine Hände. Haltet die Leute nicht von der Arbeit ab, dann brauchen sie nicht zu hungern und können doch den Erfolg abwarten. Weshalb hast du den Betrieb geschlossen? Ich kehre den Spiegel um und sage dir: ich vermiss' dich."

"Ich habe den Leuten die Freiheit gegeben, zu tun, was sie wollen. Sie haben freiwillig gewählt."

"Das ist keine Freiwilligkeit, wenn der Herr ihnen als Beispiel vorangeht."

"Stoltenkamp," sagte Schulte mit feierlichem Ernst, "ich bin vom Volk erwählt und nach Frankfurt ins Parlament gesandt. Dort ist jetzt mein Platz. Nirgendwo anders. Meine Fabrik muß es ertragen."

"Gut. Du! Aber fünfhundertundachtundsechzig der besten Köpfe Deutschlands genügen doch. Wir können doch nicht alle unsere Betriebe schließen und als Wanderredner durchs Land ziehen, weil das Parlament bis unter die Dachbalken besetzt ist. Das hieße doch noch ganz anders als bisher das unreife Obst von den Bäumen schlagen."

"Unreif —?"

"Hältst du die Menschen, die sich tagsüber auf den Bierbänken herumdrücken und nachts Krawalle machen, etwa für reif?"

Karl Schulte ereiferte sich.

"Sie sind bis heute von den Regierungen als Kinder behandelt worden. Soll man da von heute auf morgen

verlangen, daß sie sich wie Erwachsene betragen? Sie haben viel nachzuholen, die Armsten, und wir haben ihnen dazu zu verhelfen.“

„Ja, Schulte,“ sagte Fritz Stoltentkamp, „das haben sie, und jeder von uns, der auch nur die Arbeitskraft eines einzelnen für sich nützt, hat ihm zu helfen. Wir zuerst, Schulte. Jeder an seinem Teil und in seinem Betrieb, Schulte, und die Bierbank ist nie und nimmer eine Schulstube. Ein arbeitsfreudiges Geschlecht erziehen, das durch seinen Lebensfleiß das Recht auf Freiheit erwirbt, das Recht auf Sorgenfreiheit. Erwirbt, sage ich. Und dann möchte ich die Regierung sehen, die nicht mit allen Mitteln zugriffe, um sich ein solches Geschlecht zu erhalten.“

„Ach, Stoltentkamp, du solltest die Redner im Parlament hören — —“

„Schulte,“ erwiderte Stoltentkamp, „und du solltest meine Leute bei der Arbeit hören. Das heißt, du hörst sie selber nicht. Du hörst nur den Hammerschlag ihrer Arbeit. Aber mit ihrer Arbeit rücken sie vor, vom Kleineren zum Größeren, vom Leichterem zum Schwereren. Das ist Wachstum, das ist Fortschritt. Und ihre Jungens heben sie langsam aber sicher auf ihre Schultern.“

„Dann müßten wir heute schon ein Edelgeschlecht haben. Wo ist es?“

„Schulte, du weißt es so gut wie ich, daß in allen Klassen und Ständen die Tüchtigen und Zähnen dünner gesät sind als die Lauen und Flauen. Es kommt gar nicht darauf an, ein Herrengeschlecht zu haben. Aber es kommt darauf an, daß jeder sich als Herr fühlt vor seinem Gewissen und nicht als Knecht. Fäuste gerührt, Schulte, und sich von keinem beschämen lassen. Das schafft das Herrenbewußtsein. Da kommt dein Wagen. Sag es denen in Frankfurt mal, wenn sie wieder trunken vor

Begeisterung den Himmel stürmen statt die Erde, und sag es ihnen auf gut rheinisch-westfälisch. Glüdauf, Schulte."

"Glüdauf, Stoltenkamp. Ich hoffe, es war für keinen von uns eine verlorene Stunde."

Frñh Stoltenkamp schritt langsam die Ruhr entlang. Auf den meisten der Werke, die er auf seinem Spaziergang berührte, wurde gefeiert. Auf der Zedje Robert Hüttemanns waren sämtliche Scheiben des Verwaltungsgebäudes eingeworfen, und der Besitzer kam ihm schon auf dem greulich verschmutzten Hofe entgegen.

"Was willst du denn hier, Stoltenkamp? Doch nicht etwa Geld? Ich habe täglich einen Schaden von Tausenden und halt fest, was ich halte. Diese aufrührerische Bande."

"Armer Kerl," bedauerte der Besucher. „Kann ich dir ein wenig helfen?"

"Du? mir? Du stehst doch selbst zwischen Gehängt- und Geföpftwerden. Nee, Stoltenkamp, soweit ist der Hüttemann noch nicht. Ich halt's aus. Bis sie mir wiederkommen. Und dann sollen sie mir den Schaden schon bezahlen."

"Ich wollte dir auch nur mit einem guten Rat helfen."

"Brauch ich nicht."

"Trogdem. Zeig den Leuten, daß es auch noch andere und bessere Späße gibt als Fenster Scheiben einschmeißen und den Hof bekledern. Zum Beispiel Fenster Scheiben einsetzen, aber im eigenen Anwesen, und das eigene Gärtchen in Ordnung halten. Du hast es doch dazu, und deine Kohlenzedje ist eine Goldgrube. Mach eine Musteranstalt daraus, Hüttemann, und schaff deinen Leuten menschenwürdige Wohnungen. Es verzinst sich, und wenn es sich nur an lachenden Gesichtern verzinst."

„Du bist wohl noch schwarz-rot-goldener als der Karl Schulte, Stoltentkamp?“

„Ich komme gerade dorthier. Und dem wadern Schulte war ich wieder zu schwarz-weiß und viel zu untätig. Wer hat recht?“

„Keiner von euch hat recht. Der eine verheßt die Leute mit seinen Reden, und der andere verwöhnt sie durch seine Behandlung. Du bist sogar der Schlimmere, Stoltentkamp. Nur ich habe recht, und ihr werdet es einsehen, wenn es für euch zu spät ist. Hier Arbeit, hier Löhnung. Zug um Zug. Nicht mehr und nicht weniger. Bruderschaften trink ich nicht. Aber Herr in meinen vier Pfählen will ich sein. Ich hindere ja keinen Menschen, sich selber eine Zeche zu kaufen.“

„Sicher nicht. Wenn du sie nicht gerade selber willst. Fühlst du dich eigentlich sehr glücklich, Hüttemann?“

„Bitte, keine Gefühlseligkeiten. Wenn du wüßtest, wie die uns kleiden. Geld ist Macht, mein lieber Stoltentkamp. Du kennst ja wohl noch meinen Wahlspruch?“ —

An einem Morgen meldete Frowein seinem Herrn, daß die Arbeiter, die mit wenigen Ausnahmen in der Stadt wohnten, abends auf dem Nachhauseweg von herumziehenden Haufen angehalten und bedroht würden.

„Aus welchem Grunde bedroht, Frowein?“

„Ja, Herr Stoltentkamp, das wird wohl an dem empfindlichen Geruchssinn der Revoluzzer liegen. Sie können keinen Arbeitsschweiß mehr riechen. Vornehme Leute, die sie nun sind, können das ja nicht gut.“

„Haut der Bande das Fell voll. Unsere Leute sollen nur geschlossen heimgehen. Am besten, Sie führen sie, Frowein. Niemand herausfordern. Aber in dieser Zeit der Freiheit sich die eigene Freiheit wahren. Sie verstehen mich.“

Trowein verstand. In der Mittagspause ließ er ein halbes Duzend seiner Leute auf die Ader in die Schlehdornheiden fahren. „Daumendick,“ prägte er ihnen ein. „Sandliche Spazierstöckchen.“ Und bei Feierabend ließ er sie alle antreten.

„Keinen Landfriedensbruch. Immer höflich, wie es sich für Gußstahlleute schickt. Und diejenigen von euch, die in ihrer Jugend aus zwingenden Gründen den Tanz- und Anstandskursus versäumen mußten, richten sich in allen Dingen haarfarr nach mir. Habt ihr eure Spazierstöckchen? Na, dann wollen wir mal an den friedlichen Herd.“

Trowein schritt voraus. Er hatte sein schönstes Pfeifen wiedergefunden. Dann piffte neben ihm einer mit. Der lange Haniel schritt seelenruhig neben ihm aus.

„Bist du verdreht, Haniel? Du wohnst doch auf dem Land. Villa Sperlingslust.“

„Wär ja noch schöner,“ brummte der Hammerschmied. „Ich hab als Meister so gut wie du für das leibliche Wohl meiner Leute zu sorgen.“

„Über du kommst nachher nicht mehr aus dem Stadttor heraus.“

„Ich schlaf bei dir. Deine Frau braucht gar keine Umstände zu machen.“

„Ich bewahre. Aber die Sorge für unser seelisches Wohl — mein Gott und Vater, die wird sie sich nicht nehmen lassen.“

„Is sie so fromm?“

„Mehr hitzig, weißt du.“

Sie kamen an das verschlossene Stadttor und wiesen sich bei der Bürgerwache als Stoltenkampfsche Werksangehörige aus. Dann marschierten sie ein. Hundert Schritte weiter, und der lärmmachende Haufe, der all-

abendlich sein Unwesen trieb, quoll aus der Straße und versperrte ihnen den Weg. Der Führer, einen grün-schillernden Hahnschwanz am Schlapphut, hielt sie an.

„Es lebe die Freiheit!“

„Allemal. Und nun seien Sie so frei, und geben Sie den Weg frei.“

„Nicht eher, als bis ihr euch der Freiheit verschworen habt. Legt die Arbeit nieder! Verbrüderet euch mit uns! Vorwärts!“

„Ist das Schlehdorn?“ fragte Frowein freundlich und hielt ihm den dornigen Steden unter die Nase.

„Was unterstehen Sie sich? Ich bin der Kommissar des Komitees für Freiheit und Gleichheit.“

„Ob das Schlehdorn ist, frag ich.“

„Hören Sie denn nicht?“ sagte der lange Haniel ermunternd. „Sie sollen mal da dran riechen, ob das Schlehdorn is.“ Und er faßte den Federngeschmückten ein wenig ins Genick und stieß ihn mit der Nase in den Dornensteden.

„Vergewaltigung!“ tobte der Mann und fing in der Luft seinen Schlapphut. „In meiner Person wird die Freiheit vergewaltigt! Ich blute! Ich blute für die Freiheit! Haut sie!“

Und in das Gejohle des andrängenden Haufens hinein klang die helle Stimme Froweins: „Jungens, die wollen wissen, was Freiheit is, un wissen nich mal, was Schlehdorn is! Laßt sie dran riechen! Aber zart, zart, wie sich das für Gußstahlleute schickt!“

Der Kampf war kurz, aber erschöpfend. Als die erste Schauer Hiebe prasselte, stob der Haufe wie gejagt von dannen. Eine Strecke weit der lange Haniel allein hinter ihnen her. Dann kam er zurückgeschlendert, die Hände in den Hosentaschen.

„Hände hab ich gar nich erst gebraucht, Frowein. Die Bande war mich zu dreckig. Ich hab sie bloß immer einzeln in den Hintern getreten.“

„Mensch, Mensch,“ sagte Frowein bewundernd, „du hast Manieren wie ein Fürst. Also es bleibt dabei. Du begleitest mich zu meiner Eheliiebsten!“ —

Jeden Abend marschierten die Stoltentkampschen Werksangehörigen in geschlossenem Zuge zur Stadt. Der Weg wurde ihnen nicht mehr versperrt. Aber Haniel weigerte sich entschieden, seinen Freund Frowein auch nur einmal noch heimzubegleiten. So hihig hatte er sich den Empfang nicht gedacht.

„Ich schäm mich zu arg,“ meinte er. „Seit ich den Vorzug habe, deine Frau zu kennen, weiß ich ja überhaupt erst, wat für einen hundsgemeinen Kerl ich bin.“

„Ja, das bildet,“ sagte Frowein und ging gewaltig pfeifend an die Arbeit. —

Ein paar Wochen später ging Frik Stoltentkamp mit müdem Gesicht in das Zimmer zur Mutter. Frau Margarete sah ihn erschrocken an. „Was hast du, Frik? Bist du krank? Das Gesicht kenn ich nicht an dir . . .“

„Sei mir nicht böß, Mutter. Ich hätt es dir gern erspart. Gerade dir, Mutter, nach all deinen Sorgen. Ich muß stilllegen.“

„Stilllegen? Das Werk stilllegen? Darüber kämst du nie im Leben weg.“

„Werd schon drüber wegkommen müssen. Wie, weiß ich heut noch nicht. Meine Leute tun mir leid. Haben so treu ausgehalten in dieser verdammten Zeit. Und nun doch umsonst. Die Pariser Zahlungen sind ausgeblieben. Der Vertreter schreibt, der Pöbel hätte mein Lager gestürmt und ausgeräumt und verwüstet. Keine Bank leiht mehr einen Groschen. Heute ist Donnerstag. Und am

Samstag kann ich zum erstenmal meine Leute nicht auslohnern.“

Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich mit starrem Blick ans Fenster.

Frau Margarete war ganz blaß geworden. „Deine Leute — nicht auslohnern?“

„Denk mal, Mutter, was die Frauen sagen werden, wenn die Männer ohne den verdienten Lohn nach Haus kommen? Die müssen ja den Glauben an mich verlieren, die Frauen. Die Männer kennen mich ja besser und würden mich verstehen. Und würden in ein paar Wochen auch Mann für Mann wieder antreten. Aber ich hab doch die Verantwortung für sie. Ich glaub, ich werd ihnen später nie mehr frank und frei in die Augen sehen können.“

Da legte ihm Frau Margarete die Hand auf den niedergebeugten Kopf.

„Das mußt du können, Fritz. Und der felsenfeste Glaube der Leute an den Herrn darf nie verloren gehen. Dadurch hast du das Werk in den schweren Zeiten hochgebracht. Ist der Frowein noch da?“

„Der Frowein, Mutter? Ja, der ist noch da. Es wird gleich Feierabend gepfiffen.“

„Sag ihm, daß er nicht weggehen möchte. Er soll herüberkommen und mir helfen. Deine Leute werden am Sonnabend ausgelohnt werden, und dann ist immer noch eine Woche bis zum nächsten Lohntag, und wenn ich richtig rechne, mein ich, müßt es auch für den nächsten Lohntag noch reichen.“

„Mutter, du kannst helfen? Du weißt noch einen Ausweg?“

„Ich hab noch das Familiensilber, Fritz. Das von Großmutter Stoltenkamp ererbte und das von meinen

Eltern. Heute wollen wir uns freuen, daß die Alten ein wenig verschwenderisch gelebt haben. Und von deinem Vater hab ich noch die goldenen Halsketten und Armbänder, Friß. Er mußte mich ja immer schmücken. Auch das war gut.“

„Mutter, nein, Mutter — das ist nicht möglich — dir — das Letzte nehmen . . .“

„Du, Friß, deine Leute haben doch auch Kinder? Vielleicht auch ganz kleine darunter, die immer den ärgsten Hunger haben —“

Friß Stoltenkamp stand kerzengerade. „Du hast recht, Mutter. Ich ruf dir den Frowein.“

Es war eine halbe Stunde nach Feierabend. Der letzte Mann war verschwunden. Da trugen Friß Stoltenkamp und Frowein in Körben das Familiensilber vom Wohnhaus in den Schmelzraum, und Frau Margarete folgte ihnen, den perlengestickten Handarbeitsbeutel am Arm, der ihren Goldschmuck barg, die seligen Erinnerungszeichen ihrer Frauenjugend. Friß Stoltenkamp holte ein paar neue Tiegel heran. Und Frowein nahm die Teller, die Kannen und Becher, die Aufsätze und Schaustücke und schlug sie wortlos mit dem Hammer zusammen. Die Tiegel wanderten in den Ofen. Und Frau Margarete legte ihren Goldschmuck Stück für Stück selber in einen Tiegel und nahm lächelnd Abschied.

Frowein rollte der Frau einen kleinen Amboss als Sitz heran. Nur die Glut des Schmelzofens erleuchtete den nächtlichen und arbeitsstillen Raum. Keiner sprach. Sie hockten um den Ofen herum und starrten in die Glut, in der der blinkende Stolz alter Bürgergeschlechter, der goldene Dank eines Verliebten zusammenschmolz zum Lohngehalt für hundert Arbeiterfamilien.

„Jetzt,“ sagte Friß Stoltenkamp, und er holte mit

Fromein die Tiegel heraus und goß ihren Inhalt in Barren aus.

„Ich bringe sie morgen in die Düsseldorfer Münze, Mutter.“

Es war tiefe Nacht, als sie über den Fabrikhof schritten: Die Sterne glänzten am Himmel.

„Das war das Letzte,“ sagte Friß Stoltenkamp. „Jetzt kann uns nur noch ein Wunder retten.“ —

Das Wunder kam über Nacht. Wie ein rechtes Wunder zu kommen pflegt. Und im Licht des Tages betrachtet, war es doch nur der Erfolg der Schaffenskraft und das Endergebnis zähen Ausharrens. Während sich Preußen zur Erteilung eines Patentcs nicht entschließen konnte, traf von Rußland und Frankreich gleichzeitig die Nachricht von der patentamtlichen Annahme des vor Jahren erfundenen Besteckwalzwerkes ein und schon mit der nächsten Post das Gebot eines russischen und eines französischen Hauses auf den Alleinerwerb. Friß Stoltentkamp schloß ohne Besinnen ab. Er konnte seiner Bank die Überweisung von sechzigtausend Talern anzeigen.

Ganz erregt lachten sich Frau Margarete und der Sohn in die Augen.

„Mutter,“ sagte Friß Stoltentkamp, „ich will Kanonen bauen und gewaltige Schiffsachsen und die hunderttausend Räder für die Eisenbahn und muß den Weg dahin über den ganz gewöhnlichen Suppenlöffel und seine Geschwister nehmen. Mutter, das soll mir ein Zeichen sein. Nicht Springer sein wollen, Fortentwidler.“

„Friß, Friß,“ erwiderte Frau Margarete, und sie hatte ganz nasse Glücksaugen bekommen, „das ist der Lohn für deine Geduld.“

„Mutter! So sieh mich doch einmal richtig an, Mutter.

So sieht ein Mann mit sechzigtausend Talern in der Tasche aus.“

Und er nahm seine Freude und legte sie zu seinem starken Wagemut.

„Was willst du mit all dem Geld beginnen, Friß?“

Er sah sie ganz verwundert an. „In die Fabrik stecken, Mutter. Nur jetzt keine Pause machen. Sollst mal sehen, wie nach dem Aufruhrjahre das wirtschaftliche Leben einen Schuß tut. Da muß ich vorbereitet sein, und der Suppenlöffel soll mir helfen, daß ich meinen Teil abbekomme. Zu allernächst wird die Verbindung mit der schwedischen Eisenerzgrube aufgenommen.“

„Und dann das Eisenbahnmateriale und dann Neubauten und dann —“

„Jawohl, Mutter, jawohl. Eins wird das andere nach sich ziehen, und es soll keinen Stillstand geben und —“

„Und eines Tages bist du alt und grau.“

Friß Stoltentkamp horchte auf. Da war ein Ton in der Stimme gewesen, der nicht scherzhaft klang. War es — eine Klage?

„Wie meinst du das, Mutter?“ fragte er freundlich.

„Ist es nicht das Schönste, in Arbeit alt und grau werden?“

„Ja, Friß,“ sagte Frau Margarete und hob den Kopf, „es ist das Schönste, wenn man — wenn man die Sonn- und Feiertage hatte, um sich über seine Freude klar zu werden. Sonst wird das Werk reich — und du wirst arm.“

„Ich bin ja noch so jung, Mutter. Kaum siebenunddreißig.“

„Du warst vor zwanzig Jahren fast so alt wie heute und wirst in zwanzig Jahren doppelt so alt sein, wenn du nicht endlich mal an dich denkst. Nein, ich schelte dich nicht, Friß. Ich liebe ja dein nimmermüdes Vorwärts-“

marschieren, wie du es nur selber lieben kannst. Aber auf den anstrengendsten Märschen muß es auch Rasten geben, einen tiefen Atemzug der Ruhe, einen leuchtenden Blick in all das Gottesland zu Füßen. Sonst bist du zum Schluß durch dein Leben hindurchgerannt und hast das Ziel, und es ist doch nur ein einzelner Punkt von den vielen, schönen, die zu ihm führten. Und du staunst betroffen, daß es nur der eine ist."

Fritz Stoltenkamp schüttelte leise den Kopf.

"Ich werde nicht betroffen sein, Mutter. Weil mir nur dieser eine wertvoll erscheint."

Da erprobte Frau Margarete ihre Frauenwaffe.

"Glaubst du, Fritz, was dir allein wertvoll erscheint, müßte auch anderen als das einzige erscheinen? Glaubst du nicht vielmehr, daß mancher einen schönen und friedlichen Ausblick mit sich nehmen möchte auf dem langen Marsche und für ein gelegentliches Ausruhen dankbar wäre? So ganz außerhalb des alltäglichen Tages . . .?"

"Mutter," sagte Fritz Stoltenkamp hastig. "Mutter! Mein Gott, du sehnst dich. Und ich sehe nur immer mich."

"Junge, lieber Junge," erwiderte Frau Margarete und wußte fast nicht weiter, so hatte der Ton der Liebe und Besorgnis sie getroffen. "Siehst du, Fritz, ich will ja nicht viel. Nur hin und wieder mal einen Sonntag mit dir allein draußen verwandern. Den langen Werktag hinter sich lassen. Die Arme und die Seele in eine andere Welt hineinreden, in die Wunder der Natur, in die Vielfältigkeit des Menschengeistes. Das darf sogar der Tagelöhner, Fritz. Und das dürfen wir uns auch gönnen."

"Mutter," sagte Fritz Stoltenkamp, "ich hab dir deine Aufopferung schlecht gedankt. Was ich allen meinen anderen Mitarbeitern nicht glaubte genug danken zu können, Aufopferung, Treue, Selbstlosigkeit, das nehme

ich von dir so entgegen, als wäre es weiter nichts Besonderes und müßte so sein. Nein, leg mir nicht die Hand auf den Mund. Ich bin mal wieder blind neben dir hergelaufen, und du hast es ertragen. Das wird wohl das Mutterlos sein."

"Mein Mutterlos ist das schönste. Ich leb Schulter an Schulter mit meinem Jungen und hab ihn nicht herzugeben brauchen."

"Ich bin nicht dein einziger Junge. Du hast noch einen zweiten Sohn und eine Tochter. Bei Amalie gibt's nicht Not und Aufregung. Der Tisch ist immer gedeckt und das Bett geschüttelt. Was für ein geruhssames Leben hättest du dort führen können. Oder bei Eberhard! Seine Erfindungen haben ihm trotz seines Herumzigeunerns Geld gebracht, immer so viel, als er brauchte, und er brauchte viel. Ein paar Jahre in Paris, ein paar Jahre in London, in Rom, in der Schweiz. Da wäre dein Leben reich geworden, reich an Erleben und Erinnerungen. Und statt dessen haust du bei mir wie ein Schuhu bei dem anderen, und wenn du links zum Fenster hinausblidst, siehst du Gußstahl, und wenn du rechts zum Fenster hinausblidst, siehst du wieder Gußstahl. Und aus der Ferne hörst du das Lachen deiner lebensflügeren Kinder."

"Es sind auch Enkel darunter," sagte Frau Margarete lächelnd.

Da trat Fritz Stoltentamp auf die Mutter zu und nahm sie fest in den Arm.

"Auch Enkel, sagst du. Und meinst damit die Silberflödden im Haar. Mutter, ich sah sie."

Ein Beben lief durch ihre Schultern und verlief sich.

"Mißfallen sie dir arg?"

"Ja, Mutter, und nein, Mutter. Ja, weil ich die

Schuld daran trage, und nein, weil mir an dir überhaupt nichts mißfallen kann.“

„Mein alter Verehrer,“ sagte sie und befreite den Kopf von seiner Brust. „Und du wirst mich trotz meiner weißen Haare ausführen, wenn mich mal wieder die Sehnsucht überkommt?“

„An jedem Sonntag, den Gott werden läßt. Das Weiß macht dich erst recht jung, und ich hab schon den grauen Esel im Haar. Man wird uns für ein spätes Brautpaar halten, Mutter, und uns erst recht beneiden.“

Sie strich ihm mit der flachen Hand über sein Gesicht.

„Jetzt bin ich wieder obenauf. Siehst du, so eitel bin ich. Wie alle Frauenzimmer. Da ist kein Unterschied. Aber ich will meine Eitelkeit bändigen und mich erst mit dir zeigen, wenn du die nächste arbeitsreiche Zeit überwunden hast.“

Und es war, als wäre es doch ein Wunder gewesen, was sich über Nacht ereignet hatte. Es war, als ob das Schicksal von diesen Menschen das letzte Opfer, die letzte Entäußerung verlangt hätte, als sie in der tiefen Nacht am Schmelzofen das geschlechteralte Familiensilber und den noch liebewarmen Goldschmuck zur Auslöhnung der Arbeiter herausgaben. Nun konnte das Glück kommen, denn ein Unglück gab es nicht mehr.

Und das Glück kam und wurde in tatkräftige Hände genommen. Die Verhandlungen mit der schwedischen Eisenerzgrube führten zum Erfolg. Friß Stoltenkamp verpflichtete sich als dauernder Abnehmer. Die Banken sprangen ihm bei. Die Versuche mit dem schwedischen Eisen erfüllten vollauf, was sie ihm schon in seiner englischen Werkmannstätigkeit bewiesen hatten. Nun vermochte er auch im Preise den Wettbewerb mit dem Ausland aufzunehmen, das er an Güte seines Erzeugnisses

so lange schon übertroffen hatte. Und er nahm ihn auf der Stelle auf.

Mit dem Ingenieur Ungemach hoßte er Tag für Tag am Zeichentisch, und oft, wenn sie den Blick erhoben, dämmerte schon der Morgen durch die Scheiben, den sie fröhlich begrüßten. Denn die Entwürfe auf dem Papier nahmen greifbare Gestalt an, und die Berechnungen gaben ihnen recht. Vom Zeichentisch ging es zur Werkstatt, und wieder floß der Schweiß Tag um Tag, bis Meister und Gesellen sich die Hände am Leder wischten. Es war alles bereit.

Wie Friß Stoltenkamp es vorausgesagt hatte, so tat das gehemmte wirtschaftliche Leben einen Schuß nach oben und vorwärts. Deutsche Maschinenfabriken machten sich von England frei und bauten Lokomotiven, deutsche Eisenhütten walzten Eisenbahnschienen, die Eisenbahngesellschaften aber selber zogen das Reg der Gleise weiter und weiter, errichteten eigene Werkstätten und sahen sich nach Helfern um wie die Dampfschiffahrtsgesellschaften auf dem Rhein und auf der Donau. Da war Friß Stoltenkamp auf dem Platz. Er lieferte die Gußstahlblöcke für die Schienenwalzwerke, er lieferte Wagenachsen für Lokomotiven und Wagen, er schmiedete nach seinen Entwürfen die ersten Gußstahlkolben für die Eisenbahnen und die schweren Schiffswellen für die Dampfschiffe. Die Räume wurden zu eng. Maurer und Zimmerleute traten wieder einmal an. Ein neuer Gießbau erhob sich, ein vergrößertes Maschinenhaus und Hammerwerk. Der Bedarf nach mechanischen Werkstätten machte sich geltend, ein eigenes Walzwerk wurde notwendig. Schon ließen sich Tiegelblöcke von zwanzig Zentnern gießen, und immer noch war kein Rasten und Ruhen. Wieder und wieder saß Friß Stoltenkamp mit Ungemach zusammen am Zeichen-

tisch, ein Entwurf gebar den anderen, und als ihm der Wurf gelungen war, der sichersten Wagenachse und Kolbenstange den sichersten Radreifen der Welt hinzuzufügen, den nahtlosen Radreifen, den er in Gußstahl goß und fertig preßte und schmiedete, da bedurfte es nur noch der Weltausstellung in Paris, um seinen Namen und den Namen seines Werkes wie einen Ruhm in die Welt des Eisens und Stahls zu tragen.

Und wieder atmete er nicht auf und gönnte sich nicht Ruhe und Genuß. Denn nun galt es dem Geschützrohr, seinem heißesten Traum, den er endlich der Verwirklichung nahe sah. Dreihundert Männer arbeiteten um ihn her, Hämmer dröhnten und Hämmer pinkten, Ziegel rasselten und Stahlgüsse zischten, Maschinen schnaubten und der Dampf quoll in Schwaden wie auf dem Schlachtfeld. Das war für Friß Stoltenkamp die rechte Musik und die rechte Luftsicht, um an die Herstellung eines neu erfundenen Kanonenrohres zu gehen. Und die Kunst des Erfinders, die Kunst des Gießers und des Schmiedes vereinigten sich und schufen ein Sechspfünderrohr in Feldlafette, das die Bewunderung der Ausstellungsbesucher hervorrief. Friß Stoltenkamp aber war schon weiter geschritten. Eine Zwölfpfünder-Granatkanone war seine nächste Arbeit.

Die geplanten Ausflüge mit der Mutter hatten sich auf wenige Spaziergänge verringert. Frau Margarete wehrte es ab, wenn er mit glühendem Kopf vom Schaffen kam und ihr eine Fahrt ins Land vorschlug oder einen Besuch der schönen und frohen Städte Düsseldorf und Köln. Sie durfte ihn jetzt nicht für sich beanspruchen.

„Gib mir deinen Arm, Friß, und führe mich auf die Wiesen rings um dein Werk. Das genügt mir schon. Mein Gott, ich reise ja mit dir und deinen Eisenbahnradern und

Schiffswellen um die ganze Welt und besuche mit deinen Kanonen die Weltausstellungen. Es gibt gar keine Mutter, Frig, die so viel erlebt."

Dann wandelten sie ein halbes Stündchen durch die abendlichen Wiesen und sahen den weißen Feuerschein der Gießereien und das rote Geloder des Walzwerkes, und Frau Margarete sagte: „Wie muß sich der Vater freuen und die Frau Iodokus Stoltentkamp, wenn sie den Feuerschein sehen."

Oder sie sprachen von Amalie und Walter Grote und ihrer blühenden Kinderschar, für die Amalie zu sammeln und zu häufen verstand, als wäre das Leben eine Belagerungszeit. Und von Eberhard sprachen sie und von seiner Frau.

„Nun sind sie schon ein Jahr lang in Düsseldorf, und ich sah sie nur das eine kurze Mal. Da warst du gerade zur Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft gefahren und nicht zu Hause. Eberhards Maschinenfabrik bei Düsseldorf läuft nun auch schon, und wenn es einmal deine Zeit erlaubt, mußt du den Besuch erwidern."

„Hatte sich — hatte sich seine Frau sehr verändert?"

„Nicht die Spur. Ihr Gesicht gehört zu den seltenen, die mit den Jahren immer anziehender werden. Wie soll ich es dir sagen? Was andere frauenhaft macht, wirkt bei ihr geheimnisvoll. Und ihre Gestalt ist so ebenmäßig, wie sie immer war. Sie hält wohl sehr auf sich, und da sie keine Kinder hat, bleibt ihr Zeit genug."

„Du hattest drei Kinder, Mutter," erwiderte Frig Stoltentkamp, „und keine Zeit, und doch konnte dir keine das Wasser reichen." Und er zog ihren Arm fester an sich.

„Dafür verwöhnst du mich jetzt wie toll. Ein halbes Duzend Buchhalter und Schreiber arbeiten sich im Kontor

die Finger wund, und für mich bleibt nichts als das Zusehen.“

„Mutter, ich wollte, ich könnte dir ebenso viele Bagen halten, die dir nur nach den Augen sähen.“

„Am Gottes willen! Friß! Stell dir doch nur einmal das Bild vor. Sechs Jünglinge, die mich anstieren, und ich stiere sie wieder an. Ach nein, Friß, wir wollen lieber in der etwas rauheren Welt des Gußstahls und der Daniels und Froweins bleiben.“

Und das fröhliche Lachen von Mutter und Sohn scholl über die abendlichen Wiesen hin. — —

Ein Brief traf ein von Moldenhauer, dem alten Schulkameraden. Er schrieb von Paris, wo er mit einem Prüfungsausschuß der ägyptischen Armee weilte.

„Du weißt, Stoltentamp, wir Ägypter gehen hübsch bei Frankreich in die Lehre. Wir sind herübergeschwommen, um dem Artillerieversuchsschießen in Vincennes beizuwohnen, denn es hapert bei uns gewaltig mit den Kanonen. Die unseren reichen höchstens für einen Selbstmörder, und das ist nicht einmal unbedingt sicher, denn sie plagen meist schon vor Schreck, bevor der Schuß heraus ist. Hinter dem Türken aber, mit dem es gegen den Russen zu kämpfen gilt, grinst in der Ferne schon das freundliche Rastgebiß John Bulls. Es ist seltsam, wieviel Engländer im Lande der Pyramiden seit etlicher Zeit wissenschaftliche Studien treiben. Dies: wissenschaftliche.

„Da hab ich gegen meine Gewohnheit eine Vorrede geschrieben, so lang, wie schöne Frauen pflegen, wenn sie einen auf der letzten Seite wissen lassen, daß sie am Abend pünktlich erscheinen werden. Ich werde auch pünktlich erscheinen, und zwar schon in der nächsten Woche. Bau an Rohren, Zeichnungen und Entwürfen auf, was Du nur zur Hand hast. Denn um auf das Artillerie-

versuchsschießen in Vincennes zurückzukommen: da wurde die Stoltentkampsche gußstählerne Zwölfpfünder-Granatkanone vorgeführt, und dreitausend Schuß wurden aus dem Rohr herausgejagt, ohne daß das Rohr sich auch nur im geringsten darüber verwunderte. Stoltentkamp, Mäuler und Nasenlöcher haben sie aufgerissen und sind beinahe ins Rohr hineingetrochen, aber da war nicht mal ein Schönheitsfehler, und ich beglückwünsche Dich aus artilleristischem Herzen. Unser Prüfungsausschuß hat auf der Stelle einen größeren Auftrag an Dich beantragt, und ich habe den ehrenvollen Auftrag erhalten, mit Dir mündlich über noch andere Kaliber als das vorgeführte zu beraten, dieweil die übrigen Herren dringende Geschäfte an der Seine haben. Lies: an der Seine. Hierdurch kündige ich ebenso persönlich wie amtlich meinen Besuch an und bitte Dich, bevor ich zur Unterschrift übergehe, nicht zu erschrecken, denn der Oberst ist nur ein ägyptischer Oberst, womit ich zu sein die Ehre habe Felix Moldenhauer, Oberst im Generalstab der ägyptischen Armee."

Fritz Stoltentkamp preßte den Brief in den Händen. Ganz blaß und steif stand er am Fenster, und seine Brust hob und senkte sich. Aber in seinen Augen brannte ein heißes Leuchten. „Ein heißhungriges," meinte Frowein, als er eine Stunde später mit dem Ingenieur Ungemach von einer Besprechung in den Betrieb zurückschritt.

„Passen Sie auf, Herr Ungemach, der Mann aus Agypterland bringt uns die neue Zeitrechnung."

„Lieber Frowein," antwortete der Ingenieur aus tiefen Gedanken heraus, „halten Sie mich vielleicht für einen Esel?"

Und der Mann aus Agypterland kam, und Fritz Stoltentkamp und der junge Oberst waren die nächsten Tage unzertrennlich. Wenn sie nicht dem Gießen bei-

wohnten oder dem Walzen der Stahlblöcke oder die neu erfundenen Stahlbohrmaschinen beschäftigten, die den Stahl wie Späne schnitten, hockten sie am Zeichentisch hinter verschlossenen Türen.

„Rein wie die Verschwörer,“ meinte Frowein, aber er pfiff dazu den preussischen Präsentiermarsch als höchste Anerkennung. Und die Arbeiter an den Schmelzöfen und den Hämmern schnüffelten dabei in der Luft.

„Die Kerls wittern Pulver wie die Krähen,“ sagte Frowein und stieß den Meister Daniel vertraulich an. „Es ist und bleibt doch eine komische Sache, daß der friedliche Mensch die Mordwerkzeuge nun mal für das Feinste hält, und je dicker, je lieber.“

Und auch die dickeren ließen nicht auf sich warten. Der Auftrag der ägyptischen Regierung, der nach wenigen Monaten einlief, lautete neben vierundzwanzig Zwölfpfündern auf zwölf Vierundzwanzigpfünder-Borderlader.

An diesem Tage brachte Fritz Stoltentkamp eine Flasche Rheinwein auf den Tisch. Stehend füllte er sein und der Mutter Glas, und es zuckte in seinem Gesicht.

„Ich trinke das Gedächtnis des ersten deutschen Gußstahlerzeugers, Friedrich Stoltentkamps. Ich gedenke in Dankbarkeit meines Vaters.“

Und Frau Margarete leerte stehend mit ihm das Glas, und in ihr sprach es: „Ich danke dir auch, Friedrich, und für den Ältesten am meisten. Nun bist du auferstanden und hast dich erfüllt, Friedrich.“

Wie eine Woge, die endlich die Schleuse durchbrochen hat, kam es heran. Rußland forderte Kanonen, und mit den französischen Aufträgen kam die Versuchung. In einem Schreiben des französischen Kriegsministers wurde Fritz Stoltentkamp eingeladen, sein gesamtes Gußstahlwerk unter den günstigsten Bedingungen und der be-

sonderen Bürgschaft der französischen Regierung nach Frankreich zu verlegen.

Fritz Stoltenkamp faltete das Schreiben zusammen und schloß es in sein Geheimsfach.

„Preußen,“ sagte er, „Heimat; du läßt mich lange werben. Aber die Treue halt ich dir doch, Preußen.“

Weiter wurde gebaut und weiter gearbeitet. Was an Gewinften sich ergab, wurde ins Werk gesteckt, und was fehlte, gaben die Banken gern. Wieder wuchs die Arbeiterzahl um ein paar hundert, und aus dem Stamm der Alten wurden Meister gebildet und Vorarbeiter, die Frowein unterstellt wurden, während sich Ungemach mit einem Stab geschulter Techniker umgab und auf Stoltenkamps Weisungen die Werkzeugmaschinen für die eigenen Werkstätten immer weiter vervollkommnete und verfeinerte. Es gab keinen Atemzug mehr, der nicht seine Arbeitsbestimmung hatte.

Weich kam der Frühling aus den Ruhrwiesen. So weich, daß man es kaum bemerkt hatte, wie tief er schon in den Herzen saß und in allen Sinnen staß. Fritz Stoltenkamp kam nach Feierabend über den Fabrikhof, blieb stehen und sog die warme, schmeichelnde Luft in sich ein. In der Nähe gewahrte er Frowein, der auch versonnen stand und den Abend genoß.

„Was machen Sie denn noch hier, Frowein?“

„Ich zupfe sozusagen ein Margaretenblümchen, Herr Stoltenkamp.“

„Ein Margaretenblümchen? Ein schöner Name. Meine Mutter heißt auch Margarete.“

„Gerade deshalb, Herr Stoltenkamp. Als ich mich mal erkühnte und auf meine Frau schimpfte, sagten Sie mir, es gebe auch noch andere Frauen. Frauen wie Ihre Mutter.“

„Das kann ich wohl gesagt haben. Aber deshalb stehen Sie hier nach Jahren als Frühlingsträumer und zupfen sozusagen ein Margaretenblümchen?“

„Was hilft das? Ich zupf: ‚soll ich — oder soll ich nicht‘, und mein Kopf sagt ‚nicht‘, und dieser schöne Frühlingsabend sagt ‚aber warum denn nicht‘. Und dabei bin ich denn hier so stehen geblieben.“

„Na, das ist doch immerhin ein gutes Zeichen. Ihre Frau schimpft also nicht mehr, Frowein?“

„Nein, Herr Stoltenkamp, meine Frau schimpft nicht mehr. Wenigstens bei mir nicht mehr. Gott hat sie selig.“

„Oh,“ sagte Friß Stoltenkamp verblüfft, „das habe ich nicht gewußt.“

„Ich hätte auch nicht gut Teilnahme ertragen,“ entgegnete Frowein und blickte aufmerksam in den Frühlingshimmel. „Der Mai ist doch eine verrückte Jahreszeit in unserer Gegend. Das kommt mit einem Mal und ist da.“

„Was kommt, Frowein? Sie denken doch nicht etwa schon — ans Wiederverheiraten?“

„Wär das in Ihren Augen mehr schlimm oder dumm, Herr Stoltenkamp? Darum geht es.“

„Frowein,“ sagte Friß Stoltenkamp, und wider Willen mußte er laut hinauslachen. „Sie sind wie ein alter Verbrecher, der das Mäusen nun mal nicht lassen kann.“

„Das ist es,“ gestand der Nachdenkliche, „und das besagt ja wohl auch unser schönes, schlichtes Sprichwort: ‚Wer et kann, dä lät et nich, un wer et lät, dä kann et nich‘.“ Und damit rückte er den Hut und trollte sich von dannen.

An diesem Abend ging Friß Stoltenkamp noch lange

in den Feldern spazieren. Allein und ohne die Mutter. Und der starke Duft der Aferschollen und der wilde Duft der Blumen drang in ihn ein und dehnte ihm die Brust, daß sie ihm vor fremdgewordener Sehnsucht fast springen wollte.

Es war um die Mitte Mai, als ihn eine geschäftliche Unterredung mit dem Vorstand der Köln-Mindener Bahn nach Köln führte. Auf der Rückfahrt berührte er Düsseldorf. Die schöne, frohe Stadt lag in goldene Sonne gebadet. Da vermochte er der Lockung nicht zu widerstehen. Er stieg aus und wanderte den Stadtgraben entlang und blickte den weißen Schwänen zu, die geräuschlos einander folgten, und befand sich wie ein Träumer im lichten Grün des Hofgartens.

„Ich muß Eberhard besuchen und seine Frau,“ sagte er sich mehrere Male. „Ich kann doch nicht in Düsseldorf herumstreichen, ohne sie begrüßt zu haben.“ Und dann machte er sich auf den Weg. Aber am Karlsplatz fiel ihm an einem großen, alten Gebäude ein Firmenschild in die Augen, das Max Schlechtendahls Namen trug, und ohne sich zu besinnen, bog er in das offenstehende Tor ein und ließ sich anmelden.

Ein kleiner graubärtiger Herr, große Brillengläser im gefurchten Gesicht, empfing ihn. Die Türe schloß sich.

„Bist du es wirklich, Friß Stoltentkamp? Bist du es wirklich? Ich kann es gar nicht glauben, Friß.“

„Max! Nein, dich hätte ich auch nicht wiedererkannt. Wir sind nicht mehr die Jüngsten, Max. Aber wollen wir uns nicht die Hände reichen?“

Der kleine Graubärtige griff hastig zu.

„Friß, Friß, wie schön, daß du gekommen bist. Da kommt meine Jugend zu Besuch, und ich bin ein alter, überflüssiger Bursche geworden.“

„Du bist ein oder zwei Jahre älter als ich. Soll ich auch klagen?“

„Du bist jung geblieben. Dich hat die Arbeit jung gehalten und die großen Ziele. Du hast dich selber in die Faust genommen und dich durch keine eitlen Schwächen ablenken lassen. Das macht es, Friß.“

Friß Stoltentkamp blickte sich in dem hohen, holzgetäfelten Raume um.

„Das sieht hier auch nicht nach Armut aus und nach geschäftlichen Niederlagen, Max. Mir scheint, du brauchst dich, was Arbeit betrifft, nicht vor mir zu verstecken, und was deine Erfolge betrifft, erst recht nicht. Wenn du dich jetzt also ein wenig ausruhst —“

„Ausruhen?“ fiel ihm der Gealterte ins Wort. „Ich mich ausruhen? Wenn ich früher bis in die Nacht hinein gearbeitet habe, so muß ich jetzt bis in die Nacht hinein fronen, wie ein Sklave an der Kette Frondienste tut. Doch ich will dir hier nichts vorjammern. Ich hab's ja selbst so gewollt. Aber freuen will ich mich, Friß, freuen, daß ich dich wieder einmal bei mir habe.“

Friß Stoltentkamp saß im Sessel und rauchte eine Zigarre. Eine Zeitlang wußten sie nicht weiter. Dann sagte der Gast: „Es hat keinen Zweck, daß wir mit unseren Gedanken umeinander herumlaufen. So oft kommen wir nicht zusammen. Wenn du also glaubst, es täte dir gut, dich auszusprechen — in mich kannst du alles hineinreden.“

Da sprach Max Schlechtendahl, wie er als junger Mensch gesprochen hatte, hastig und unaufhaltsam, als fürchte er, etwas zu versäumen und eine Gelegenheit aus der Hand zu lassen.

„Deiner Verschwiegenheit bin ich sicher, Friß, obwohl es hier wenig zu verschweigen gibt. Es ist die alte Geschichte, die immer neu bleibt. Nicht die trotz ihrer Weh-

mut so schöne von den beiden Königskindern. Ach nein, die ist es nicht. Es ist die ganz nüchterne und platte vom Wurm, der aus der Erde heraustrieht und mit den bunten Vögeln fliegen möchte, statt dessen aber von den leichter beschwingten neuen Spielgefährten stückweise aufgezehrt wird. Ich bin vielleicht das geworden, was man einen Millionär nennt, aber ich bin es geworden, ohne mich innerlich darauf vorbereitet zu haben. Ich hab nicht um der Arbeit willen gearbeitet und um einem Werke meine ganze Seele zu geben. Was ich in die Hände nahm, das war mir gänzlich gleich. Ich habe nur danach gefragt, bringt es Geld ein und bringt es viel Geld ein. Und von diesem Gesichtspunkt aus habe ich geschafft und gescharrt und Zeitungsunternehmungen und Papierfabriken ins Leben gerufen und mich an allem beteiligt, was schnell und viel Geld abwarf. Dabei ist denn der innere Mensch zu kurz gekommen, wie es die Regel ist, denn man meint, der äußere Reichtum macht alles wett, und du kannst dir die Sterne dafür kaufen.

„Ich habe mir einen Stern gekauft, Fritz. Den schönsten und glitzerndsten, der mir vor Augen gekommen war. Der Gedanke, ob ich an Persönlichkeit so viel besäße, um eine schöne und verwöhnte Frau an mich zu fesseln, der Gedanke ist mir bei meinem vollen Geldbeutel gar nicht gekommen. Die schöne Frau aber machte es wie ich, nur umgekehrt, und kaufte sich für ihre Schönheit und ihre gesellschaftlichen Gaben das dazu Nötige: mein Geld. So wurde es eine bis ins Kleinste abgestimmte Ehe. Ich trage Wünsche vor, und meine Frau lächelt nur ein ganz klein wenig, und ich spüre wie ein Dorfjunge, daß ich Unsinniges wünsche. Ich rede vom Geschäft, meine Frau klingelt nach dem Wagen und fährt in ihre Theaterloge. Ich verdiene Tausende, und meine Frau gibt Zwei-

tausende aus. Ich sitze daheim und vergehe vor Angst, ob meine Geschäfte nicht nachlassen, und meine Frau entzündet durch ihr Lachen einen ganzen Hoffstaat in den Bädern. Zwar habe ich ihr Lachen noch nie gehört. Bei mir schaudert sie nur mit den Schultern, und ihre Verehrer würden sich wundern, welche Art Liebesworte sie zu verwenden vermag. Werde nicht ängstlich, Fritz. Sie ist in Venedig und nicht am Karlsplatz zu Düsseldorf. Und ich habe vor Sorgen und vor — Scham graue Haare und ein verschlissenes Gesicht bekommen. Fritz, unsere Jugend! Unsere himmelsstürmenden Pläne! Weißt du noch, wie ich mich in die Brust warf? Genießen, genießen? Arbeiten, um genießen und schwelgen zu können? Nein, Fritz, so niederträchtig läßt sich die heilige Arbeit nun einmal nicht beleidigen. Und der fettgewordene Wurm, der mit den Vögeln um die Wette fliegen möchte, wird nun stückweise aufgezehrt.“

Fritz Stoltenkamp stieß seine Zigarre in den Aschenbecher und erhob sich. „Mensch, so schlag doch auf den Tisch!“

„Ausgezeichnet,“ lächelte der graue Kleine trüb, „ausgezeichnet. Hast du schon einmal vor ‚Sternen‘ auf den Tisch geschlagen? Sie blinzeln dich ein wenig erstaunt und schläfrig an und — lassen dich im Dunkeln allein.“ Er rieb sich verlegen die Hände. „Nun ist es heraus, und es hat gut getan. Geändert hat es nichts. Ich bin und bleibe der glückliche Besitzer der schönsten Frau Düsseldorf und des Rheines.“

„Ich wollte zu meinem Bruder Eberhard und seiner Frau,“ sagte Fritz Stoltenkamp und griff nach seinem Hute. „Nur die Hand wollte ich dir drücken, und das ist geschehen. Nun muß ich schon wieder weiter.“

„Zu Eberhard willst du? Da wird sich Matilde freuen.

Ja, siehst du, der Eberhard. Der hat auch eine schöne und glänzende Frau, aber er ist auch eine andere Natur als ich. Er ist doch immer von den alten Stoltenkamps, und es ist sonderbar, wie lange so was vorhält. Du triffst ihn jetzt draußen in der Fabrik. Ein Viertelstündchen von hier."

Als sich Friß Stoltenkamp abschiednehmend zur Tür wandte, fiel sein Blick auf ein großes Ölbildnis des Hausherrn in breitem, goldenem Rahmen, das in einer verdunkelten Ecke hing. Der Hausherr folgte dem Blick.

"Es ist von unserem Freunde Jan Kröger gemalt," sagte er errötend, „als Hochzeitsgeschenk für meine Frau. Ich hätte mir damals schon sagen können, daß es von übler Vorbedeutung für mich war."

"Inwiefern?"

"Es sollte am Vorabend abgeliefert werden, aber es kam nicht, und ich lief zu Kröger hin. Bild und Goldrahmen hatte ich bereits bezahlt. Und der Kröger empfangt mich und will sich vor Lachen ausschütten. 'Man hat dich gepfändet, Schlechtendahl. Bestell die Hochzeit ab. Du kannst nicht erscheinen!' — 'Nein, sage ich, an meinem Bildnis wird kein Mensch Anteil nehmen, und wäre es der Gerichtsbote.' Und der Kröger brüllt: 'An deinem Bildnis nicht. Aber an dem gediegenen Goldrahmen! Der stach dem Kerl sofort in die Augen, kann ich dir sagen!' Was blieb mir weiter übrig? Ich mußte mit dem vergnügten Jan zur Gerichtsstube und den Pfändungsbetrag erlegen, damit ich nur mein Bild zum Abend bekam. Und der Kröger hat es doppelt bezahlt erhalten. Meine Frau aber meinte später, hier in der dunklen Ecke leuchte der Rahmen am schönsten, und das Bild störe nicht." — —

Friß Stoltenkamp hatte die Fabrik seines Bruders

aufgefunden. Ein dröhnendes Gehämmere tönte ihm vom Hofe entgegen, und diese tattfeste Hammersmusik jagte ihm den letzten Gedanken an Schlehtendahls Glücksjagd aus dem Kopf.

„Ich bin's, Eberhard. Dein Bruder Friß.“

Eberhard Stoltenkamp hatte beim Eintritt des Besuchers kaum von seiner Arbeit aufgeschaut. Er lag mit dem halben Körper über einem Zeichentisch und verfolgte mit dem Finger die Linien eines Planes. Jetzt schnellte er empor. Der Plan rollte sich zusammen und flog vom Tisch. Und Eberhards Arme lagen wie ein Schraubstod um die Schultern des Bruders.

„Friße! Friße! Altes Familienoberhaupt! Bekümmerst du dich auch mal wieder um die verirrtten Schäflein?“

„War wohl nicht nötig, Eberhard. Wo so ein Hammergedröhn herrscht wie bei dir auf dem Hof, da können sich keine Schäflein verirren.“

„Glänzend herausgeredet, Friß. Ja, der Diplomat, der lernt sich wohl, wenn man mit in- und ausländischen Regierungen verkehrt. Aber das tut nichts. Nachträgerisch bin ich Zeit meines Lebens nicht gewesen, und dir hatte ich doch zuletzt mein Glück zu verdanken, als du mich vor die Entscheidungsfrage stelltest.“

„Also glücklich bist du, Junge?“

„Wie am ersten Tage und gesteigert durch ein wohlklingendes Echo. Ja, schau dich hier nur um. Das ist eine Dampfkesselfabrik, die sich sehen lassen kann, mit den verschmiztesten Erfindungen. Die letzte Dampfkraft wird ausgenutzt bei sparsamstem Feuerungsverbrauch. Und wird von mir immer noch weiter verbessert, immer noch weiter. Sonst zaust mich die edle Ritterfrau Mechthildis an den Ohren und sagt: „Pfui, Eberhard, schäme dich

vor deinem Bruder Fritz! Sie hat mich böß an die Arbeit herangefriegt. Aber es bekommt mir."

"Kann ich deine Frau begrüßen, Eberhard?"

"Ob du kannst? Höre einmal, Fritz, mir scheint, es wird nachgerade Zeit, daß du mußt. Wohnst eine halbe Tagereise von hier und tust, als lebten wir in Australien. Du kannst doch nicht verlangen, daß Mathilde dir zum zweitenmal einen Antrittsbesuch macht."

"Ist sie — ist sie sehr zornig auf mich?"

"Ach — daher der Besuch der Dampfkesselfabrik. Daher! Du hast dich wohl nicht ins Haus getraut? O nein, ich bleibe jetzt hübsch hier bei der Arbeit, und du suchst dir den Weg ganz allein. Du hast den ganzen Nachmittag vor dir. Bis ich zum Abend heimkehre, wird die Kopfwäsche dann wohl beim Händetrocknen angekommen sein."

Fritz Stoltenkamp lachte und schüttelte dem Bruder die Hand. Und dann stand er vor einem vornehmen weißen Hause, das sich dicht beim Schlosse Jägerhof an den Hofgarten schmiegte, und trat ein und ließ sich bei der Schwägerin melden.

Frau Mathilde Stoltenkamp kam ihm rasch entgegen. Er hörte das leise Röderaushen, bevor er sie sah. Und dann stand sie vor ihm mit ausgestreckten Händen, und der glodenförmige Reifrock ließ das schlanke Leibchen mit dem freien Halse wie einen Blumenkelch emporwachsen.

"Da bist du ja, Fritz."

Es kam ihr gar nicht zum Bewußtsein, daß sie ihn 'du' nannte. Er legte seine Hände in die ihren und sagte:

"Ja, da bin ich, Mathilde, und ich hoffe, du verzeihst mir."

"Weil du nicht früher gekommen bist? Du wirst deinen Grund dafür gehabt haben, und wir wollen nicht davon sprechen, Fritz. Denn jetzt bist du ja hier, und der Anfang ist gemacht."

„Ja, Mathilde, der Anfang ist gemacht. Ich komme soeben von Eberhard, und ich muß dir wirklich danken. Was hast du mit dem wilden Jungen angefangen?“

„Wild ist er immer noch,“ und sie lachte ein leises Lachen. „Man kann aber die Kraft eines wilden Stromes verdoppeln, wenn man ihn eindämmt.“

„Du bist eine kluge Frau, Mathilde.“

Sie zog ihre Hände aus den seinen und wies auf einen Sessel. „Das sagtest du mir schon früher einmal, und du glaubst gewiß, tief in den Schatz deiner Artigkeiten damit zu greifen. Es liegt mir wirklich nichts daran, eine kluge Frau zu sein.“

„Es war in einem herzlicheren Sinne gemeint, Mathilde.“

„Das ist schön von dir. Und nun wollen wir fröhlich plaudern. Was macht das schöne Mütterlein daheim?“

„Es hat weißes Haar bekommen, aus Schreck, daß ihr großer Junge nun schon graues bekommt. Sonst aber ist sie wie früher.“

„Ich möchte sie mir wohl zum Vorbild nehmen,“ sagte Mathilde Stoltenkamp ein wenig versonnen, „so schön ist sie. Du weißt, wie ich das meine. Da spielt die braune oder weiße Haarfarbe keine Rolle mehr. Und da du über dein etwas fahler gewordenes Haupthaar eine Schmeichelei zu hören wünschst, so kann ich dir versichern, daß dich die seltene Farbe ganz besonders kleidet.“

Friz Stoltenkamp schüttelte den Kopf.

„Was helfen Schmeicheleien. Ich bin alt geworden und war wohl nie recht jung, und du bist jung geblieben, wie du warst, und die Jahre kommen nur zu dir, um sich an dir zu erfreuen. Nein, staune mich nicht so an. Ich bin ganz gewiß kein Dichter. Ich spreche nur aus, was ich sehe und empfinde. Und noch eins möchte ich sagen.“

„Noch eins —?“

„Es ist nur eine Wiederholung, Mathilde. Ich danke dir, daß du aus Eberhard einen Mann gemacht hast und einen glücklichen Mann. Wie stolz er auf sein Werk hinwies. Wie er bei der Stange blieb und nicht einmal die Gelegenheit wahrnahm, mit hierherzulaufen. Und doch so fest und siegesbewußt wie immer. Du kannst Wunder tun, Mathilde.“

Sie blickte an ihm vorüber auf irgendeinen unsichtbaren Punkt.

„Wunder? Und das verwundert dich? Müssen die Stoltentkampfrauen nicht alle Wunder tun? Das liegt an euch Stoltentkampmännern im Guten und im Wilden. Wir müssen euch und eure Art lieben. Wie auch immer.“

Sie wandte den Kopf nach dem Stubenmädchen, das eingetreten war. „Ja, Liese?“

„Der Kutscher läßt fragen, wie es mit den Pferden gehalten werden soll. Gesattelt wären sie.“

„Du wolltest ausreiten?“ fragte Friß Stoltentkamp. „Ich komme zum Abend wieder.“

„Der Kutscher begleitet mich täglich. Er kann heute absatteln. Oder — oder hättest du Lust?“

„Mit dir auszureiten? In den Frühlingsnachmittag hinein? Kann ich denn so, wie ich bin?“

„Die Herren reiten hier alle in Stegen und Zylinderhut. Sporen und Reitstock kannst du von Eberhard nehmen. Sagen Sie dem Kutscher Bescheid, Liese. Er darf zu Hause bleiben. Und du entschuldigst mich wenige Minuten, Friß. Ich werfe nur schnell den Reitrock über und bringe dir Sporen und Reitstock mit.“

Wie schlank sie zu Pferde saß in dem schmiegsamen Kleid. Größer erschien sie ihm, seit der Reitrock vertauscht war, und noch jünger und biegsamer. Sie ließen die

Pferde im Schritt durch die grüngoldene Sonne des Hofgartens gehen und trabten an, als sie hinter dem alten Park des Schlosses Jägerhof das freie Feld gewannen. Raum ein Wort wurde gesprochen. Sein Auge, das erst heimlich und sorglich Sie und Zügelführung bei ihr gemustert hatte, war groß und klar geworden. Und nun nahmen die Gäule eine Strecke Wiese im Galopp, daß es eine Lust war.

Sie kann alles, was sie erfährt, dachte Fritz Stoltenscamp. Sie sitzt zu Pferde, als wär sie's nie anders gewöhnt gewesen.

Ein paar Gehöfte flogen vorbei. In der Ferne tauchte ein Dorf auf. Sie kamen näher, und nun scholl ihnen schrille Orgelmusik und Paukenschlag entgegen. „Frühkirmes am Rhein,“ lachte die Reiterin. „Da wird man jung!“ Das Karussell drehte sich auf dem Ager, und der Mann am kreisenden Ring sang werbend sein rheinisch Kirmesliedchen zu den Reitern hinüber. Ihre Pferde fielen in Schritt. Die Reiter horchten auf. Erst lachend wie die Kinder und dann stiller und sinnend:

„Ihr Häre un ihr Junges,
Ihr kommt von fern un nah,
Dä Mann mi'm Karussellche,
Bitt Jüppche, is schon da.
Bitt Jüppche dreht dat Rädchen,
Singe Fru, die schlägt die Trumm,
Die Orgel spielt Janettche
Un der Döres die Lafumm . . .“

Und aus der Ferne tönte es noch hinter den Reitern drein:

„Schimmela, Schimmela, hopsassa,
Schimmela, Schimmela: Bumm!“

Fritz Stoltenkamp gab seinem Gaul Schenkeldruck und verhielt ihn auf der Stelle wieder. Dies Lied — dies törichte Kirmesliedchen — und in Witten war's gewesen, vor vielen, vielen Jahren, in Witten auf dem Pferdemarkt, und er war von seiner ersten Kundenreise gekommen, zu Fuß, von der Enneper Landstraße, die Weidmannstasche mit den Stahlproben über die Schulter. Und die da neben ihm ritt, hatte auf dem Schimmela gefessen, dem hölzernen Schimmelpferd, in einem lustigen Blumenkleid und einem breitrandigen Bänderhut. Und er hatte sie auf dem Markte stehen lassen und war mit der nächsten Post heimgefahren.

„Fritz,“ sagte Mathilde Stoltenkamp neben ihm, „nun müssen wir doch davon sprechen.“

Und er erwiderte: „Ich habe mich damals wie ein Tor betragen und nicht nur damals.“

Ihre Pferde gingen im Schritt nebeneinander her. Die Orgel war hinter ihnen verbraust und das Feld ganz still.

„Ich rede gerade so offen zu dir, Fritz,“ sagte die Frau an seiner Seite und blickte nach der sich neigenden Sonne. „Du mußt es nicht als unweiblich nehmen, aber Feigheit — nein, Feigheit habe ich nie gekannt. Seitdem ich dich kennen lernte, hab ich dich sehr bewundert. Dich und deinen Ringkampf.“

„Dein Bruder hat auch gekämpft, Mathilde, und nicht weniger als ich.“

„Ich hatte immer scharfe Augen, Fritz. Mein Bruder kämpfte sich hoch, um zu Geld zu gelangen für sich und für mich. Du nahmst den Kampf einfach als eine Pflicht. Aber als eine eiserne, für die ein Mannesleben nicht zu schade war. Du warst der Bornehmere. Nicht nur im Vergleich zu dem einen. Im Vergleich zu allen. Und

nun sollst du mich ganz ruhig anhören. Ich habe dich als Kind bewundert und als junges Mädchen geliebt, und ich liebe dich immer noch. Bleib ganz ruhig, Friß. Du brauchst nicht zu erschrecken. Du meinst: Eberhard. Und ich meine dasselbe. Ich bin so glücklich mit ihm geworden, wie ich es mir gedacht hatte, und seine Wildheit ist mir eine Freude. Er ist mir immer wie ein großer, wilder Junge, dem man alles und alles zuliebe tun muß. Und nun muß ich dich etwas fragen. Glaubst du nicht, Friß, daß deine junge Mutter nach deines Vaters Tode noch Anträge erhalten hätte? Du nickst. Und daß vielleicht auch ihr Gefühl einmal emporgelodert ist? Und doch war ihr Herz zu dir, zu ihrem großen Jungen, stärker, und sie blieb dir treu. So ist es auch mit mir, Friß. Ich bleib meinem großen Jungen Eberhard treu, auch wenn du jetzt weißt, wie gern ich dich hatte und dich heut noch habe. Ich bin eine Stoltentkampfrau geworden, und die haben sich in der Gewalt. Weshalb ich dir das alles gesagt habe?"

„Ja,“ sagte Friß Stoltentkamp und sah sie ernst an.

„Weil du mir nicht mehr wie bisher aus dem Wege gehen sollst. Weil du fröhlich werden sollst, wenn du bei mir bist, und weil du kein beschwertes Gewissen mehr haben sollst, wie ich es nun auch nicht mehr habe. So, und nun gib mir die Hand. Nur das Unausgesprochene ängstigt. Wir sind jetzt freie Menschen, stolze Menschen. Und nun Galopp! Wir müssen heim!“

„Schwägerin,“ rief Friß Stoltentkamp hinter ihr drein und brachte sein Pferd heran. In ihm war lauter Frühling und lachende Männlichkeit. „Schwägerin, das müssen wir Eberhard sagen.“

„Was er dir antworten wird, meinst du?“ Sie sagten Seite an Seite. „Das ist eine alte Geschichte,“ wird er

dir antworten. „Ich bin ein verwechselter Hochzeiter. Aber nun halt ich fest wie ein Stoltenkamp.“ —

Zu dritt saßen sie bei Tisch.

„Habt ihr euch ausgesprochen?“ fragte Eberhard und zwinkerte dem Bruder zu. „Ist sie höllisch scharf ins Zeug gegangen? Hast du Farbe bekennen müssen?“

„Ja, Eberhard,“ sagte Frik Stoltenkamp, „und ich bin ganz jung dabei geworden. Laßt uns mal auf die Mutter anstoßen. Von ihr haben wir doch alle viel gelernt.“ — —

Straff an Leib und Seele war Friß Stoltenkamp von seiner Ausfahrt zurückgekehrt. Frau Margarete hob die Augenbrauen, wie er ihr länger und ausführlicher, als es sonst seiner Gewohnheit entsprach, Bericht erstattete und sich zuletzt in einer farbigen Schilderung von Eberhards Schaffenskraft und Eheglück verlor. Sie hob die Augenbrauen und blickte dem Sohn merkwürdig gespannt auf den Mund. Bis der Sohn es bemerkte.

„Du musterst mich so nachdenklich, Mutter. Gefallt dir nicht?“

„Du gefällst mir sogar sehr gut,“ sagte Frau Margarete, „besser als je, und ich dachte gerade darüber nach.“

„Aber was dachtest du nach? Mach keine Kunstpausen, Mutter, ich muß ins Werk.“

„So. Das ist ja sehr schön. Von mir verlangst du, daß ich eine Stunde lang zuhöre, wie hübsch die Mathilde geblieben ist, und wie geschwisterlich sich euer Verhältnis gestaltet hat, und wie tüchtig der Eberhard an seinen Dampfesseln schafft, und wie auch das nur wieder seiner Frau zu danken ist, und wenn ich dann nur für fünf Minuten das Wort erbitte —“

„Ach, Mutter,“ lachte Friß Stoltenkamp, „du hast das Wort, das erste und das letzte, und das behältst du mein ganzes Leben lang.“

„Darf ich nun weiter sprechen? Denn du fragtest mich doch, worüber ich nachgedacht hätte.“

„Worüber hast du nachgedacht, Mutter . . . ?“

„Also ich dachte gerade darüber nach, wie du mir so gut gefielst und besser als sonst: wenn der Frik schon Farbe ins Gesicht bekommt, allein schon bei der Schilderung eines fremden Eheglücks, wie müßte er dann erst richtig flammen, wenn er mir von seinem eigenen Eheglück erzählen könnte. Das ist alles, und mehr habe ich gar nicht gedacht.“

„Mutter,“ sagte Frik Stoltenkamp, und sein Blick suchte den der Mutter, „besser, als ich es bei dir habe, kann ich es nie bekommen.“

„Ich werde nicht ewig bei dir bleiben, Frik. Erschrick nicht, aber in wenigen Monaten werde ich sechzig Jahre. Ich kann dir meinen Geburtschein zeigen, ungläubiger Thomas. Und der deine wird dich belehren, daß du zweiundvierzig geworden bist. Das sind Zahlen, die sich sehen lassen können.“

„Sechzig Jahre, Mutter. Was will das besagen? Ich seh nicht deinen Tausschein, ich sehe dich an. Werde mal erst achtzig, dann wollen wir weiter sprechen.“

„Mit solch einem alten Krautjunfer, wie du alsdann bist, spricht dann eine junggebliebene Frau nicht mehr. Nein, ohne Scherz, Frik, ich möchte dich in guten und gütigen Frauenhänden wissen. Gerade du mußt jemand haben, der dich in den paar Stunden, die du dir abstiehst, so recht warm und weich zu betten weiß und dir alle schweren Gedanken ganz leise von der Stirne streicht. Das nur gibt neue Kraft. Stille Frauenhände wirken Wunder.“

Frik Stoltenkamp zog seinen Stuhl näher heran und griff nach ihren Händen.

„Hier hab ich sie, Mutter. Solange du lebst, gibt es keine, die mir die hier ersetzen können.“

„Solange ich lebe — — Weißt du denn, wie lange ich lebe? Wir sind alle sterblich, Fritz, und der Tod ist doch eigentlich nur die Erfüllung unseres Lebens und hat wirklich nichts Schreckhafteres, als der Schlaf nach einem Tagewerk hat. Wenn wir uns des Abends gute Nacht wünschen, tun wir es doch ganz fröhlich und fürchten uns nicht einen Augenblick, in die Traumgefilde hinüberzuschlummern, von denen doch auch keiner was weiß. Und oft denkst du beim Einschlummern: Ach, könnte ich doch jetzt mal so recht, recht lange schlafen. Den Wunsch erfüllt uns der Tod, und es ist beinahe undankbar, daß wir uns immer ersetzen, wenn schon allein sein Name genannt wird.“

„Ich ersetze mich gar nicht, Mutter. Aber mir ist nicht klar, weshalb du gerade heute darüber sprichst?“

„Fritz,“ sagte Frau Margarete, und ihre Finger glitten beruhigend über des Sohnes Hand, „es ist besser, man spricht einen Tag zu früh als zu spät davon. Man hat sich doch noch so mancherlei mitzuteilen. Und ich bin wirklich nicht mehr die Jüngste und nicht mehr die Kräftigste.“

Fritz Stoltentkamp hielt die streichelnde Hand fest. „Du fühlst dich nicht wohl, Mutter?“

„Ich fühle mich sehr wohl, Fritz. Das bißchen Herzklopfen zählt nicht mit. Aber es ist doch eine Mahnung.“

„Ich werde sofort den Arzt rufen lassen, Mutter. Er muß dich untersuchen und uns auch die kleinste Sorge nehmen.“

„Das kann ein ehrlicher Arzt nicht, Fritz. Meinen alten Doktor hatte ich gestern hier, und er hat mich auch behorcht und beklopft.“

„Und was sagte er?“ fragte Friß Stoltenkamp, und alle seine Sinne spannten sich.

„Wir werden nicht jünger, liebe Freundin, sagte er, wir werden alle nicht jünger. Und dann schob er seine Instrumente zusammen und bat sich ein Glas Sherry aus.“

„Der Doktor ist ein Rhinozeros!“ brauste Friß Stoltenkamp auf. „Der Kerl soll seine tatterigen Gedanken anderswohin spazieren führen. Dem werde ich heimleuchten.“

„Aber so reg dich doch nicht gleich auf, Junge,“ wehrte Frau Margarete und machte dazu ihre fröhlichsten Augen. „Der Mann hat doch recht! Gerade weil er schon so hoch bei Jahren ist, muß er es doch als Arzt und als alter Herr doppelt gut wissen. Möchtest du lieber, daß er die Masern bei mir festgestellt hätte oder den Ziegenpeter? Ja, nun kannst du lachen. Und nun sei so freundlich und begib dich endlich an deine Arbeit. Die Köln-Mindener Bahn hat dich nicht zum Vergnügen kommen lassen, und zum Schummerstündchen ist es mir noch zu zettig.“

Da ging er und glaubte alle seine Sorgengedanken mal wieder bei ihr gelassen zu haben. — —

Im Stahlwerk brauchte man den Herrn. Es wurde mit Tag- und Nachtschicht gearbeitet, und eine zweite und stärkere Dampfmaschine legte sich neben die erste. Es war, als ob die ganze Welt plötzlich nach Stahl verlangte. In der Arim tobte der Krieg. Franzosen und Engländer hatten sich ihrer Liebe zur Türkei besonnen und rangen um die feuerspeienden Werke von Sebastopol zu Ehren des türkischen Halbmonds gegen die Russen. Auch die kleine ägyptische Armee mußte für die Oberhoheit der Pforte marschieren. „Es ist wegen Konstantinopel und der schönen Meerengen, daß der dritte Napoleon mit den geschäftschlauern Engländern gemeinsame Sache

macht," schrieb der Oberst Moldenhauer an Fritz Stoltenkamp. „Sein großer Oheim dachte ein wenig anders über die Engländer, als er seine kühne Fahrt nach Agypten antrat. Der Nefse kommt mir zu schlaue vor. Er vergrößert das Durcheinander, um heimlich im trüben zu fischen. Einstweilen raufen sie brüderlich vereint und spielen dabei jeder nach dem schönen Knochen, den der brave türkische Bundesgenosse noch im Maule hat. Einerlei: Dein Guckstahl wird nichts dawider haben. Er kommt zu Ehren, Stoltenkamp, und ich freue mich als Sohn der Kohlen- und Eisenerde gewaltig mit Dir. (Die Franzosen schlagen sich übrigens ausgezeichnet und holen den Engländern die heißesten Rastanien aus dem Feuer.)“

Und Tag- und Nachtschichten wechselten sich ab, griffen ineinander, wurden ein einziges Zusammenklingen.

Mitten in der Arbeit horchte Fritz Stoltenkamp zuweilen auf. Es war ihm, als hätte die Mutter ihn gerufen. Und wenn er eilig hinüberschritt und die Mutter ihn mit verwunderten Augen ansah, wußte er nichts, als ihr im Vorüberschreiten eine hastige Zärtlichkeit zuzurufen und grübelnd zu seiner Arbeit zurückzukehren.

Und dann gewahrte er eines Tages, daß ihr Gesichtchen kleiner und feiner geworden war und die Augen stiller blickten und mit einem dankbaren Aufleuchten für jeden kleinen Liebesdienst.

Er kam aus dem Werk, bestaubt und den Schweiß auf der Stirn, steckte zuerst den Kopf durch den Türspalt, winkte der Mutter zu, die im Sessel saß und ins Abendrot schaute, und ging dann erst auf sein Zimmer, um sich zu waschen und umzukleiden. Als er eine halbe Stunde später eintrat, saß die Mutter wartend am gedeckten Abendtisch, begrüßte ihn mit einem frohen Scherzwort und schenkte den Tee ein.

„Weißt du, was ich wohl möchte, Mutter?“

„Sag es.“

„Mal wieder mit dir hinaus wie damals, als wir in dem verträumten Winkel bei Wittlaer den Sonnenaufgang erlebten und die alte wacklige Frau nicht schnell genug in die Kirche konnte.“

„Gott, war das schön damals, Friß.“

„Ja, Mutter, das möchte ich wieder mal mit dir unternehmen, so ganz mit dir allein. Aber wir müßten uns ein wenig mehr Zeit dazu nehmen und auch etwas gemächlicher reisen. Mit einer Extrapost, die nur für uns ist, Mutter, und uns dorthin führt, wohin wir wollen, und nicht, wohin die Eisenbahn will. Ich meine, das müßte doch heute beim Fußstahl herauspringen, Mutter,“ und er lachte wie ein Mann, der nach dem Gelde nicht mehr zu fragen hat.

„Hast du denn Zeit, Friß? Jetzt geht's doch gerade mit Hochdruck auf dem Werk.“

„Bei Hochdruck läuft es allein,“ erklärte der Sohn. „In Zeiten der Glau, ja, da ist das Auge des Herrn vonnöten. Weißt du, Mutter, und nun rufe nur nicht gleich nach deinem alten Doktor: ich spüre zum erstenmal, daß ich des Guten ein bißchen zuviel getan habe. Ich bin weiß Gott ein wenig überarbeitet.“

Frau Margarete sah ihn belustigt an, ohne daß er es bemerkte. Und dann sagte sie ernststen Tones: „Ja, Friß, wenn es so ist, dann mußt du freilich an eine Ausspannung denken, und je eher wir uns hinausmachen, desto besser für dich.“

Jetzt schaute er auf. Als ob ihm der Ton nicht ganz echt gelungen hätte. Aber die Augen der Mutter ruhten voll teilnehmender Besorgnis auf ihm.

„Wahrhaftig, Mutter: je eher, desto besser. Was

meinst du, wenn du morgen deine Vorbereitungen triffst? Sagen wir mal für acht Tage. Dann könnten wir doch übermorgen schon ins Freie.“

„Das könnten wir, Fritz. Hast du auch schon über das Reiseziel nachgedacht?“

„Ohne Reiseziel, Mutter. Wir fahren los, und wo es schön ist und die Sonne scheint, da lassen wir halten.“

„Ich möchte gern einmal wieder den Niederrhein hinabfahren,“ sagte Frau Margarete sinnend. „Ich war als Kind einmal da, und meine Jungmädchenzeit hat ja nicht lange gedauert. Da kam Herr Friedrich Stoltenkamp und kürzte sie ab. Ja, das möchte ich wohl. Als alte Frau dorthin, wo mir als Kind die Welt wie ein Wunder erschien, nach dem alten Städtchen Xanten, wo Siegfried der Held geboren wurde, der wie du und der Vater das Schmiedehandwerk erlernte, und nach Calcar, wo Sendlich auf die Welt kam, der auch das blanke Eisen so sehr liebte, und wie die alten, von verflungenen Jugendtagen träumen. den Städtchen alle heißen . . .“

„Mutter,“ sagte der Sohn, „wie schön du zu sprechen weißt . . .“

Am Sonntag in der Frühe hielt ein bequemer Reisewagen vor dem Fabriktor. Fritz Stoltenkamp hatte ihn selber ausgewählt. Die Koffer waren verstaут, und Frau Margarete saß ganz still und erwartungsvoll neben dem Sohn in den Polstern. Und je weiter sie fuhren, desto mehr ging Frau Margarete aus ihrer seligen Zurückhaltung heraus, und die Erinnerungen kehrten wieder und wurden lebendig und legten ihr Erzählungen auf die Lippen, die sie vor langen, langen Jahren von den Eltern gehört hatte, als sie mit ihnen denselben Weg gefahren war in staunender Kinderfreude.

Schloß Broich tauchte auf nahe der Stadt Mülheim

an der Ruhr, und sie zeigte es dem Sohn schon aus der Ferne.

„Das war meine erste Schwärmerei, Frig. Nicht des Bauwerkes wegen. Das verstand ich damals noch nicht. Aber das Schloß gehörte dem Hessen-Darmstädter Landgrafen, und die Königin Luise von Preußen wuchs als junges Mädchen unter der Obhut ihrer Großmutter, der alten Landgräfin, hier auf. Das war noch gar nicht so lange her, zehn oder fünfzehn Jahre, aber ich glaubte immer noch ihr weißes Kleid in den Büschen zu sehen.“

In Duisburg schlenderten die Schiffer durch die Straßen in ihren krauslockigen, hellblonden Bärten, und im Hafen zu Ruhrort lagen die Holländerboote, die Kohlen luden und heute Sonntag machten, dicht beieinander, und jedes trug einen anderen Anstrich am Rumpf, das eine rosa, das andere blau, das dritte grün und das vierte gelb, und von weitem glaubte man ein riesiges holländisches Tulpen- oder Hyazinthenfeld zu sehen, so leuchteten die Farben in der Sonne.

Und Frau Margarete wurde nicht müde, sich umzuschauen, zu erkennen und zu erzählen. Wie ein junges Mädchen war sie, und Frig Stoltenkamp kam aus dem Verwundern nicht heraus und hörte ihr zu, ohne zu erwidern. Nie hatte er so die Landschaft, die Menschen, die Denkmale gesehen. Die Mutter mußte ihn erst das Sehen lehren. Einmal flog auch ihm eine Erinnerung durch den Kopf. Da hatte ihn vor Jahren ein feines und, wie ihm damals geschienen hatte, überfeines Mädchen gefragt, was er bei der alten Feste Hohenlimburg und der einstigen Wittelkindresidenz Hohenlyburg denn noch anderes gesehen hätte als Eisengruben und Hammerwerke? ... Und dann horchte er wieder auf die Stimme der Mutter und sah mit ihren Augen. Das halbe Europa kannte er,

und alles, alles vor ihm war ihm neu und eine Offenbarung.

Aber die Emscher fuhren sie, und bei Sterkrade kam das alte Eisenwerk, die Gutehoffnungshütte, in Sicht. Da wußte er wieder Bescheid. Und über die Lippe fuhren sie, und aus der Stadt Wesel winkte die köstliche gotische Willibrordikirche. Da wußte Frau Margarete wieder besser Bescheid. Und von den elf Schillschen Offizieren erzählte sie, die zu Stralsund gefangen waren und hier auf den Wiesen zu Wesel am 16. September 1809 auf Napoleons Befehl erschossen wurden. „Später ist ein Denkmal errichtet worden.“ Und sie fuhren hin und betrachteten es.

In der Stadt stiegen sie ab. Es war genug für den ersten Tag. Und als sie gespeist und sich ein Stündchen erholt hatten, wanderten sie Arm in Arm in kleinen, gemächlichen Schritten durch die engen Festungsgassen und staunten das Rathaus an, das sich noch aus dem vierzehnten Jahrhundert herübergerettet hatte, und wanderten um die Willibrordikirche herum und betraten andachtsvoll das weite, fünfschiffige Innere.

Am anderen Tage setzten sie bei Wesel über den Rhein. Langsam glitten die Schiffe vor ihnen dahin, auf den saftigen Wiesen äste das Vieh, und das buntfleckige Jungvieh machte ungelent und übermütig Kreuz- und Quersprünge über die silbernen Wiefengräben. Kirchturm an Kirchturm, Mühle an Mühle erschien am Horizont, und der Horizont selbst schien kein Ende nehmen zu wollen. Als könnte man ins Unermeßliche fahren und ins sagenhaft Grenzenlose, durch die Silbertöne des Lichtes und die zarten feuchten Schleier der Luft. Endlose Pappelzeilen liefen in die Ferne hinein und liefen vom preußischen hinüber auf holländisches Gebiet, und die Luft hatte auch

in der Windstille einen stärkeren Odem und war geschwängert mit dem Salzgehalt der Nordsee.

„Das ist der Niederrhein,“ sagte Frau Margarete andächtig. „Hier ist er wirklich. Die große, feierliche Stille, eingebettet zwischen das ruhelose Gebiet des Eisens und der Kohle und den Lärm der Hafenstädte. Friß, das ist das Land für Leute, wie wir sie geworden sind.“

„Schilt nicht, Mutter, wir lernen um.“

Da sah Frau Margarete den Sohn von der Seite an, mit einem heimlichen Blick, der von einer dunklen Traurigkeit war und immer heller und gütiger wurde.

„Wir wollen nicht umlernen, Friß. Aber freuen wollen wir uns. Wo es nur geht.“

„Darauf kannst du dich von heute an verlassen.“

Die Tage der Stille wurden ihnen zu sonnigen Märchentagen. Und sie wanderten hindurch mit ihrem unverwöhnten Geist, der nur von den immer höher steigenden Forderungen der Arbeit gewußt hatte.

In der Siegfriedstadt Xanten, von deren verträumter Altertümlichkeit der starke Arbeitsrhein um eine Strecke abgerückt war, führte sie ein kleiner, budliger Rüster in weißem Haar durch den gotischen Dom, dessen Größe und erlesene Schönheit seltsam aus der Kleinheit des Städtchens ragte.

„Warum seltsam?“ fragte der kleine, budlige Greis. „Eine große Freude kann auch aus dem Kleinsten entstehen, und man soll sie dankbar nehmen und nicht lange fragen: weshalb kam sie mir und warum? Freude ist ein Gottesgeschenk, und ich freue mich trotz meines Budels und meiner weißen Haare tagtäglich so sehr an diesem herrlichen Dom, als ob der Herrgott gerade mir altem, überflüssigem Budligen damit ein Geschenk hätte machen wollen.“ Und mit rührender Liebe erklärte er den Auf-

Die Stollensamps und ihre Frauen. 21

horchenden Entstehung und Schönheit der Steinbilder und Holzschnitzereien, des Chorgestühls, des kupfernen Leuchterbogens, der Gemälde und aller Schätze an Reliquen, Reliquiengefäßen und Messgewändern.

„Mutter,“ sagte Friß Stoltentkamp, als sie wieder durch die Sonne gingen, „ich gönne ja dem gerührten alten Herrn seine Freude von Herzen. Aber eine Batterie Gußstahlgeschütze auf Feldlafetten freut mich doch noch bedeutend mehr.“

Frau Margarete ging an seinem Arm und lachte still in sich hinein.

„Ob der Rüster sich das klarmachen könnte, Mutter? Der kennt die Kirchengeschichte und ich kenne die Kriegsgeschichte und weiß zum Beispiel, daß Xanten das stärkste Kastrium der Römer und ihr Ein- und Ausfalltor am Niederrhein war.“ Und nun merkte er der Mutter Lachen und lachte mit ihr.

Im Dom zu Calcar aber packte ihn doch die meisterliche und verschwenderische Pracht, mit der die höchste Holzschnitzkunst der alten Jahrhunderte den Hochaltar und die Fülle der Altäre geschmückt hatte im Wettstreit mit den Meistern der Malerei.

„Das ist schöner und reicher als selbst im Dome zu Köln, Mutter.“

Auf dem Markte aber fügte er lachend hinzu: „Wenn ich nun Haniel wäre, der altgediente Kürassier, würde mich doch an Calcar am meisten freuen, daß es den Sendling zur Welt gebracht hat, den Sieger von Roßbach.“

„Ach, Friß, darin bist du ja Haniel. Mach keine Mördergrube aus deinem Herzen.“

Am nächsten Tage sahen sie ein Schloßchen durch die Bäume schimmern, und Frau Margarete erkannte es.

„Das ist Schloß Monland,“ berichtete sie, „und wir

haben es als Kinder mit heiliger Scheu angestaunt, weil hier Friedrich der Große als junger König zum erstenmal mit dem Heiden Voltaire zusammengetroffen ist."

"Deshalb hat er aber doch den Siebenjährigen Krieg gewonnen, Mutter. Er hatte nämlich die besten Kanonen."

"Mit dir ist nicht mehr zu reden, Fritz, du mußt nach Hause."

"Merkwürdig, Mutter, wie mir die Zeit hier draußen in ganz anderem Ausmaße erscheint. Mir ist, als sei ich schon so viel Wochen vom Stahlwerk fort, wie es Tage sind."

Da merkte Frau Margarete, daß es an der Zeit sei, langsam die Heimfahrt anzutreten.

Vor ihnen erhob sich die Schwanenburg von Kleve. Ragend blickte sie weit, weit hinein in die niederrheinische Tiefebene und grüßte die Wälder um Rymwegen, den verschwiegenen Vorhang, hinter dem der mannesstarke Rhein jäh ins Greisenalter sinkt.

"Nun sind wir im Sagenlande Lohengrins," sagte Frau Margarete. "Wie reich ist doch dies Land, und wer denkt daran, wenn er vom liederreichen und weinduftüberströmten Rheine spricht. Siehst du das Denkmal dort bei dem Dörschen? Das ist dem Heldenmädchen Johanna Sebus errichtet, die sich beim Dammbruch des Dörschens Brienens für die Rettung der Frauen und Kinder opferte. Der große Dichter Goethe hat sie in einem Lied unsterblich gemacht. Kennst du es noch? 'Der Damm zerreißt, das Feld erbraust' . . . Ein Dichterwort vermag mehr als alle Denkmäler."

Und weiter fuhren sie, vorüber an dem alten freundlichen Goch, das auch noch vom Handel des Mittelalters träumte, und vorüber an den massigen Wasserburgen der Ritter- und Grafengeschlechter, und kamen nach Revelaer,

dem berühmten Wallfahrtsort, und sahen die Prozessionen in großen und kleinen Scharen mit fliegenden Bannern auf den Landstraßen heranziehen, singend, betend und Gelöbniſſe murmelnd.

„Das hat der Düſſeldorfer Heinrich Heine einmal geſchildert,“ ſagte Frau Margarete. „Das Gedicht machte viel Aufſehen am Rhein, weil es ſo inbrünſtig den katholiſchen Wunderglauben ſpiegelte und der Heinrich Heine doch von Geburt ein Jude war.“

Ein fettes Wiefen- und Weideland tat ſich vor ihnen auf, ſtill und gebärungsfroh lag die Sommerſonne über dem alten Herzogtum Geldern, und ſie ſaßen dicht beieinander in dem tiefen und alles erfüllenden Gefühl des Beiſammenſeins, des Zuhammengehörens, und ſprachen nicht.

Dann aber redte Friß Stoltenkamp wie witternd den Kopf. Er witterte Zechenluſt. Sie waren in der Graſchaft Mörs und im Vorland des Bergbaus. Er blickte nicht mehr nach dem Schloß des erſten Preußenkönigs Friedrich und ſeiner Mutter Luife Henriette, des Großen Kurfürſten Frau und Helferin, das aus der Stadt Mörs herüberlugte, er ſuchte und muſterte die Zechen und Fabriken, und um ſeine Ruhe und Gelaffenheit war es geſchehen.

„Es iſt Sonnabend, Mutter. Nun werden daheim die Arbeitslöhne ausbezahlt. Hergott, was wird alles auf mich warten. Ob wir heute wohl noch Ruhrort erreichen können?“

Er ſah die Mutter an und ſah, daß ihr Geſicht von einer Müdigkeit überzogen war. „Wenn ich nur nicht ſo durcheinandergeschüttelt von dem langen Fahren wäre. Was meiniſt du, Mutter, wollen wir nicht lieber in Mörs übernachten? Wir kommen doch noch am Sonntag frühzeitig genug in unſere Feſtung.“

Frau Margarete nickte ihm zu. Die Müdigkeit war wirklich groß in ihr.

In der Sonntagsfrühe setzten sie über den Rhein zurück. Noch einmal leuchteten die Farbenfelder der Holländerboote, die dichtgedrängt Sonntag machten, vor ihnen auf und blieben hinter ihnen zurück. Grau und schwarz wurde der Boden. Das Heimatland des Eisens und der Kohle nahm sie auf. — —

Es war am Spätnachmittag, als Frau Margarete, auf den Sohn gestützt, vor dem Fabriktor den Wagen verließ und über den arbeitsstillen Hof dem Wohnhaus zuging. Sie ging langsam und zögernd, und auf der steinernen Haustreppe blieb sie stehen, wandte sich um und warf einen langen Blick auf den Weg zurück, den sie gekommen war.

„Wie einen Abschiedsblick . . .“ fuhr es Friß Stoltenkamp heftig durch den Sinn.

Nun standen sie in der Stube, und das Hausmädchen hatte ihnen die Oberkleider abgenommen und hinausgetragen.

Da legte Frau Margarete dem Sohne die Arme um den Hals, bog den weißen Kopf zurück und suchte seine Augen.

„Was willst du, Mutter — —?“

„Dir danken, Friß.“ — —

Das Gebrause der Arbeitswoche faßte Friß Stoltenkamp und riß ihn hinein. Der Zeichentisch rief, und der Betrieb rief nicht minder. Der ganze Geschäftsgang war während seiner Abwesenheit in den geregelten Bahnen vorwärts geschritten, und doch war dem Heimgekehrten, als hätte er einzuholen und nachzuholen, und überall, wo ein Hammer klang oder ein Tiegel, da klang auch seine Stimme. Eine wilde Unruhe hatte ihn erfaßt, und ob

er sich auch einreden wollte, sie gelte der sich häufenden Arbeit, so wußte er doch insgeheim, daß sie der Mutter galt.

„Mutter, Mutter, nur nicht sterben, nur das nicht,“ murmelte er oft mitten aus einer Arbeit heraus, und dann fühlte er, wie ihm der kalte Schweiß die Stirn näßte.

Frau Margarete saß tagein, tagaus in ihrem Sessel am Fenster, schaute ins Land hinaus und ließ die warme Sonne auf ihr weißes Haar scheinen. Sie wußte, ihr Herz war verbraucht. Es hätte der Arzte nicht erst noch bedurft, um ihr Klarheit zu geben. Verbraucht in Kampf und Not und wieder in Glück, wie es begonnen hatte. Das dünkte sie der schönste Kreislauf des Lebens.

Kam der Sohn zu ihr herein, so wurde sie lebhaft und konnte des Plauderns kein Ende finden. Dann sah Fritz Stoltenkamp sie oft ein wenig mißtrauisch an, als fühlte er, daß sie sich feinetwegen so guter Dinge zeige. Mehr und mehr glitten ihre Gedanken zu dem verstorbenen Gatten hinüber, und wenn sie ihn rühmte und das selige, fröhliche Kinderglück ihrer Ehe schilderte, vergaß sie oft ganz, daß sie zu dem Sohne sprach. Der aber saß wortlos und ergriffen und tat einen Blick in eine ihm unbekannte Wunderwelt.

Und aus den Jugendtagen ihres Ältesten erzählte sie, von dem frühgereiften Wesen Analiens und den tausend lustigen Gaunerstreichen Eberhards. „Kommen die Kinder nicht bald einmal?“

Und Analie kam mit ihrem Mann und brachte Eingemachtes mit und merkwürdige Rezepte von berühmten Doktoren, die in allen den Fällen geholfen hätten, in denen sich andere Arzte nicht mehr zu helfen wußten. Und Frau Margarete nahm beides mit gleicher Freundlichkeit entgegen, das Eingemachte und die Kuranweisungen.

Aber aus den Kuranweisungen machte sie nach der Tochter Fortgang kleine Schmetterlinge und ließ sie in der Sonnenluft fliegen.

Auch Eberhard kam mit Frau Mathilde von Düsseldorf herüber. Doch es war nicht gut. Der leidenschaftliche Mann konnte beim Anblick der so schmal und durchsichtig gewordenen Mutter kaum einen Schrei unterdrücken und mußte von dem älteren Bruder aus dem Zimmer geführt werden. „Ich werde hier bleiben,“ sagte Frau Mathilde. Da aber traf sie ein so fremder und abweisender Blick Friß Stoltenkamps, daß sie hinzufügte: „Wenn du mich brauchen kannst.“

„Die Mutter ist nur an mich gewöhnt, Mathilde. Es ist besser für sie, es bleibt beim alten.“

„Du solltest auch nur wissen, daß ich immer für dich zu haben bin.“

„Für mich? Es handelt sich ganz allein um die Mutter, Mathilde.“

Und wieder waren Mutter und Sohn allein, wie sie die Hälfte des Lebens allein gewesen waren. Das Befinden der Kranken wechselte, wie die Tage wechselten. Es gab Stunden, in denen sie teilnahmslos dahinzu-dämmern schien, und Tage, an denen sie durch das ganze Haus ging, leichten Fußes und mit lachenden Augen.

„Da ist nun auch der Vetter Grote gestorben,“ sagte sie an einem Morgen, als ihr die Post gebracht worden war. „Amalie schreibt es soeben, Friß. Er hat ein langes, kluges und doch urwüchsiges Leben gelebt.“

„Der Ohm Grote?“ fragte Friß Stoltenkamp und nahm ihr das Blatt aus der Hand. „Am Schlagfluß also — wie er es vorausgesagt hat. Nur daß seine Körperkraft seiner Voraussage immer wieder ein Schnippchen schlug. Bei einer guten Flasche Burgunder, schreibt

Amalie. Die hat er sich doch noch geleistet. Nun, er ist fünfundsiebzig alt geworden."

Er setzte sich neben Frau Margarete und plauderte über die Dinge hinweg und sprach von Amalie, ihrem Mann und ihren Kindern. Und dann schloß er: „Ja, da muß ich dich morgen wohl einen halben Tag allein lassen und zur Beerdigung fahren."

Frau Margarete träumte vor sich hin. Sie gedachte wohl der vergangenen Zeiten und Kämpfe mit dem Better. Ein Lächeln huschte plötzlich um ihren Mund, und als der Sohn schwieg, sagte sie immer noch lächelnd: „Ja, das mußt du wohl, Friß, und gerade du."

„Gerade ich, Mutter? Wie kommst du darauf?"

„Weil du ihm einmal die Knabenfaust zwischen die Augen gesetzt hast, als er den Vater anschrie. Das hat mir der Vater am nächsten Tage gebeichtet. Und ich fand es so unverwandtschaftlich und rücksichtslos von dir —"

„Unverwandtschaftlich? Rücksichtslos?"

„— daß ich in der Nacht noch auf deine Kammer kommen und dich im Schlaf gründlich abküssen mußte."

„Das hast du getan, Mutter? Gründlich abgeküßt hast du mich? Daß ich da gerade schlafen mußte." —

Friß Stoltenkamp fuhr zur Beerdigung. Wie genau er jeden Stein und jeden Strauch auf diesem Wege kannte. Gerade so oft, wie ich diesen Weg auf und nieder gefahren bin, dachte er, ist es auch mit der Firma Friedrich Stoltenkamp auf und nieder gegangen. Und dann ist es aufwärts gegangen.

Er traf Schwester und Schwager in einem Kreis von Leidtragenden. Die Grotes waren eine alte westfälische Bauernfamilie aus dem Grenzstrich, der sich im Eisen- und Kohlenggebiet verlief, und manche der stiernackigen

Anwesenden, die mit der schweren goldenen Uhrkette auf der gewölbten Weste spielten, hatten in ihrer Jugend selber noch den Pflugsterz über den Acker geführt, bevor sie ihre Höfe den vorwärts drängenden Zechen verkauft hatten und im Hauptberuf steuerzahlende Bürger geworden waren.

Das Leichenbegängnis war vorüber. Für die Hausfrau bedeutete es nicht die schwerste Sorge des Tages. Die Grotes waren meilenweit des Wegs gefahren gekommen, und das Leid um den toten Vetter hatte ihren lebendigen Hunger und Durst nicht zu überwinden vermocht. In der Küche brodelten die Schinken im Kessel, wellten sich die zarten Bohnen, plakten die Kartoffeln. Der Burgunder mußte leichte Stubenwärme haben und der Kornbranntwein auf Eis liegen. Amalie Grote fand vor der Beerdigungsfeierlichkeit kaum mehr Zeit, als hastig nach dem Befinden der Mutter zu fragen, und nach der Beisehung strömten die Gäste ins Haus und setzten sich gewichtig an den gedeckten Tisch.

Fritz Stoltenkamp hatte auf den zweiten Teil der Totenfeier Verzicht geleistet. Er hatte den Schwager gebeten, ihn der Mutter wegen bei Amalie zu entschuldigen, und war heimgefahren.

Da lag nun der geschäftskundige und trinkfeste Ohm Grote unter der Erde, und das Leben ging weiter. Seine Nachfolger heimsten die Ernte seiner Geschäfte ein und tranken seinen Wein. Und eines Tages wurde auch das Geschäft verkauft, wenn sich die günstigste Gelegenheit und das höchste Angebot einfand, und der Ohm Grote war, als wär er nie gewesen.

Fritz Stoltenkamp biß die Zähne zusammen. War das möglich? War das auch mit seinem Lebenswert möglich? Nein und dreimal nein, das durfte nicht sein.

So groß und stark wollte er es machen. Und unverkäuflich dazu. Unverkäuflich? Hatte er einen Erben, dem er es ins Blut hineintragen konnte wie die zehn Gebote der Bibel? „Du sollst das Erbe deines Vaters heilig halten. Du sollst es mehren. Und deine Kinder sollen es zu immer neuen Ehren bringen. Denn Schweiß und Blut von Männern und Frauen der Arbeit steckt darin, die auf viel Sonne verzichten mußten, damit sie euch und den Nachgeborenen leuchte.“

Er hatte die Mittagshöhe des Lebens und keinen Erben. Heute fiel es ihm schwer auf die Seele. Nie hatte er es empfunden, solange die Mutter Schulter an Schulter mit ihm gestanden hatte. Wie lange, und die Mutter — die Mutter war nicht mehr? Und er allein? „Mutter!“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. Seine Gedanken liefen. Er mußte einen Erben haben.

Zu Hause empfing ihn eine große Aufregung. Es war ein Eilbote aus Koblenz eingetroffen. Der Prinz von Preußen, Gouverneur und Feldmarschall, Bruder des Königs und Thronfolger in Preußen, hatte auf einer Reise eine Stoltentampsche Gußstahlskanone gesehen und ließ aus seiner Residenz Koblenz anfragen, ob er nach dreien Tagen die Fabrik besichtigen könne.

Der Prinz von Preußen. Der zukünftige König. Fritz Stoltentkamp stand und holte tief den Atem heraus. Preußen meldete sich. Endlich kam auch Preußen.

Er setzte sich nieder, schrieb einen freudigen Dank und fertigte den Eilboten ab. Dann eilte er zur Mutter.

Sie kam ihm schon auf der Diele entgegen, frisch und erregt wie ein junges Mädchen.

„Der Prinz von Preußen, Fritz. Der Sohn meiner Königin Luise, die als Prinzessin hier in Schloß Broidch aufwuchs. Fritz, der im Jahre 48 nach England flüchten

mußte und im Jahre 49 wiederkam und die Aufstände in der Pfalz und in Baden niederschlug.“

„Mutter,“ rief Fritz Stoltentkamp, „du bist ja das reine Geschichtsbuch geworden!“

„Ich freu mich so, Fritz, ich freu mich so, daß ich das noch erlebe.“ — —

Fritz Stoltentkamp ließ, da es gerade Feierabend pfliff, die Arbeiter auf dem Hof zusammentreten. Er kündete ihnen den hohen Besuch an. „Ein paar Fahnenmaste kommen links und rechts vom Tor. Eine Fahne, schwarz-weiß, auf jedes Gebäude. Sonst bleibt alles, wie es ist. Daß ihr nur nicht glaubt, hier werden lebende Bilder gestellt, wenn der Prinz erscheint, in weiß gewaschenen Hälßen und Sonntagsbuxen. Hier ist kein Theater, sondern ein Stahlwerk, und nichts anderes wünscht der Prinz zu sehen. Also stolz und sicher bei Hammer und Tiegel, wie immer. Wer mir aber Papier und Lumpen auf dem Hof herumfahren läßt oder einen Schraubenschlüssel, den soll der Teufel holen. In der Sauberkeit soll sich ein Stahlwerk auch mit einem Tanzsaal messen können. Feierabend, Leute.“

Sie reckten den Rücken und gingen. „Keine lebenden Bilder.“ Das hatte den Gußstahlleuten Spaß gemacht.

Der Prinz kam mit kleinem Gefolge. Die Preußenfahnen knatterten im Wind, die Maschinen schnaubten, die Hämmer ratterten und sangen. Fritz Stoltentkamp zog den Hut und führte den hohen und geschulten Gast, der sofort die Fabrik zu sehen wünschte, über den Hof in den Betrieb ein. Von der Stahlbereitung bis zum fertigen Stück führte er den Prinzen, der nicht müde wurde, zu fragen und sich Erläuterungen geben zu lassen, und zum Schluß in eine Halle, in der noch einmal alles übersichtlich und in der Reihenfolge aufgebaut war: Stahl-

walzen, Werkzeuge, Maschinentolben und Schiffswellen, Radreifen und Wagenachsen, und die fertiggestellten Geschütze aus der ägyptischen Bestellung.

Der Prinz besichtigte die Geschütze in allen Teilen.

„Das ist deutsche Arbeit,“ lobte er, „das ist hervorragende Arbeit. Wofür sind die Batterien bestimmt?“

„Für Agypten, Königliche Hoheit. Es sind auch einige an Frankreich geliefert.“

„Nun, der Kaiser Napoleon hat doch größeren Bedarf. Weshalb sind keine Nachbestellungen erfolgt?“

„Sie sind erfolgt, Königliche Hoheit. Aber da die Mündungen eines Tages gegen Preußen gerichtet werden könnten, so habe ich abgelehnt und lieber auf Preußen gewartet.“

„Und Sie warten immer noch? Verlieren Sie die Geduld nicht, mein lieber Herr Stoltentkamp. Ein Staat hat nun einmal ein anderes Zeitmaß als ein aufstrebendes Stahlwerk. Da will es mit jedem seine Weile haben, bis es durch alle Mühlen hindurchgelaufen ist. Verlieren Sie die Geduld nicht, und ich werde Ihrer gedenken.“

Fritz Stoltentkamp verneigte sich vor dem Prinzen und Thronfolger.

„Würden Euer Königliche Hoheit meiner Mutter und mir die Ehre antun, ein Glas Wein entgegenzunehmen?“

„Ein Glas Wein — gern. Dann aber muß ich weiter.“

Fritz Stoltentkamp geleitete den hohen Gast und seine Begleiter ins Wohnhaus. Im vorderen Zimmer stand die Mutter und knickte einen mädchenhaften Knids. „Meine Mutter,“ sagte Fritz Stoltentkamp, „und meine treueste Mitarbeiterin.“

Der Prinz hatte Frau Margarete die Hand gereicht. Dann nahm er dankend das Glas Wein von ihr.

„Liebe Frau Stoltentkamp,“ und er neigte das Glas

gegen sie, „ich beglückwünsche Sie. Sie haben einen Sohn, auf den Sie stolz sein können.“ Und er trank in langen Zügen das Glas zur Reige.

„Gestatten Euer Königliche Hoheit ein Wort,“ bat Friß Stoltentkamp ernst. „Ich bin nur der Sohn. Aber wenn ich etwas Ordentliches geworden sein sollte, so bin ich es aus Stolz auf diese meine Mutter geworden.“

„Er war mir mehr als ein Sohn,“ sagte Frau Margarete leise.

Der Prinz von Preußen sah die feine, weiße Frau mit stillen Augen an. Dann beugte er sich tief und ritterlich über ihre Hand und küßte sie. — —

Frau Margarete saß in ihrem Sessel und blickte ins Abendrot. Ein paar Wochen waren verflogen, und sie nahm längst alle Kräfte zusammen, um den Sohn ihre übergroße Schwäche nicht merken zu lassen. Er hatte genug im Leben zu tragen gehabt. Heute fühlte sie, daß es jäh bergab zu gehen begann. Das Mädchen hatte den Herrn gerufen.

In kaum einer Minute war Friß Stoltentkamp bei ihr. Wie er über den Hof gekommen war, wußte er nachher nicht mehr. Und nun saß er Seite an Seite mit ihr und streichelte immerfort ihre Hände.

„Du, Friß — es war doch ein reiches und großes Leben. Denkst du noch an die Alchimistenkammer der Herren Majore auf der alten Mühle? Und den Vetter Grote, der dem Vater keinen Groschen mehr für die Phantastereien geben wollte?“ Sie lachte ein leises und fröhliches Lachen. „Und nun hat mir der künftige König von Preußen die Hand geküßt. Diese Hand, die noch vor sechs Jahren mit euch das Familiensilber eingeschmolzen hat. Nicht wahr, Friß? Den Kopf, den haben wir niemals hängen lassen, solange die Hand noch mittat.“

„Ich habe heute den tausendsten Arbeiter eingestellt, Mutter. Das wird dich freuen.“

„Ach du — Friß — wie schön — ist das, der — tausendste — Arbeiter —“

Ihr Kopf sank ein wenig herab, und sie schlummierte ein.

Friß Stoltenkamp hielt im Streicheln ihrer Hände inne. Er saß ganz still und steif und wartete, bis sie die Augen wieder öffnete. „Friedrich?“ fragte sie und beugte sich lauschend vor. „Hat da nicht — der Vater — gerufen?“

„Mutter, ich bin bei dir. Dein Sohn Friß.“

„Es war ein reiches — und großes — Leben ... So schön — —“

Und plötzlich preßte sie die Sessellehnen, versuchte sich zu erheben und sank zurück. Und noch ein Ruf: „Friß — —! — —“

Friß Stoltenkamp hielt sie in seinen Armen. Er berührte ihren Mund. Er tastete nach ihrem Herzen. Das schlug nicht mehr.

Frau Margarete Stoltenkamp war so zart und leise, wie sie es vermochte, von ihrem Sohne gegangen, um ihm nicht noch mehr zu tragen zu geben.

„Mutter — meine Mutter,“ stöhnte Friß Stoltenkamp auf. Und dann barg er das Gesicht in den Schoß der Toten. —

Als er sich erhob, hatte er sich in einem dumpfen Schmerz gesammelt. Vorsichtig und ehrfurchtsvoll nahm er die leichte Gestalt auf seine Arme und schritt mit ihr durch die Zimmer und legte sie auf der Mutter Bett.

„Schlaf wohl, Mutter.“ —

Und es kam der Arzt, und es kam das traurige Handwerksgefolge. Und die Grotes kamen und Eberhard

Stoltenkamp und seine Frau. Friß Stoltenkamp blieb am Totenbett oder ging umher und sprach, ohne es recht zu wissen.

Am dritten Tage standen auf einen Schlag die Maschinen still. Das Stahlwerk grüßte die tote Herrin auf ihrer letzten Fahrt.

In einen Metallsarg hatte der Sohn die Mutter gebettet. Nichts an ihr sollte zerstört werden. Nun war der Sarg in den Wagen gehoben worden. Die Pforte stand weit geöffnet. Und Friß Stoltenkamp gab ruhig das Zeichen und schritt hoch aufgerichtet hinter dem Wagen her, neben ihm die Geschwister, der Schwager und die Schwägerin. Und ein Gefolge von tausend trauernden Arbeitern.

Und in schweigender Ehrfurcht nahm die Stadt den Leichenzug auf. — —

Die Geschwister standen im Wohnzimmer der Heimgegangenen. Friß Stoltenkamp starrte zum Fenster hinaus. Dann wandte er sich um und sah sie der Reihe nach an.

„Das Testament ist euch ja allen bekannt. Ich brauch also nicht darüber zu sprechen. Binnen heut und einem Jahr wird es erfüllt. Ich danke euch, daß ihr gekommen seid.“

Amalie Grote reichte ihm die Hand. „Es ist alles in guten Händen, Friß.“ Und der Schwager Grote preßte ihm die Hand, und sie gingen hinaus und bestiegen ihren Wagen.

Eberhard Stoltenkamp klopfte dem Bruder auf die Schulter. „Alter Junge,“ sagte er, und dann nahm er seinen Hut und verließ hastig das Zimmer.

Da trat Mathilde auf den Schwager zu.

Er schüttelte den Kopf. „Nichts, nichts. Keine Tröstungen. Gute Heimfahrt, Mathilde.“

Fritz Stoltenkamp war allein. Das Rollen der Räder verlor sich in der Ferne. Er setzte sich in den Sessel der Mutter und horchte zum Fenster hinaus. Alles totenstill. Das Stahlwerk lag wie ein lebloser Gebäudehaufe.

Und diese Stille überkam den kampfgewöhnten Mann so gewaltig, daß er das Gesicht in den Händen verbarg und tonlos in sich hineinschludzte.

Nun war er wirklich allein.

Wenn Friß Stoltenkamp nach Feierabend aus dem Werke kam und die Abendmahlzeit verzehrt war, die die Köchin lustlos kochte und das Hausmädchen scheu dem schweigsamen Herrn auftrug, mußte er mit den Stunden nichts mehr zu beginnen. Und je mehr die Herbstabende sich längten, die auf diesem schwarzen Erdstrich besonders traurig waren, desto schwerer empfand er das Fehlen der Mutter, die Wärme eines Wesens, die nur für ihn erstrahlte, das Echo seiner Sorgen und Hoffnungen, das nun stumm blieb. Ein paarmal hatte er versucht, durch ermüdende Abendmärsche das Suchen und Fragen zu ertöten, ein paarmal war er in die Stadt hineingegangen und hatte sich durch die wirtschaftlichen Tagesfragen zu einer größeren Lebhaftigkeit bringen lassen. Aber wenn er dann heimkehrte und unwillkürlich aufhorchte, ob er noch einen Ruf der Mutter vernehme, überfiel ihn das Gefühl der Einsamkeit nur mit verdoppelter Wucht. Da hatte er Spaziergänge und Herrenengesellschaften wieder aufgegeben und sich blindlings der Arbeit überlassen. Und wie einst auf der Dachkammer im kleinen Arbeiterhaus brannte seine Lampe wieder bis spät in die Nacht, die Gedanken strömten ihm zu, und was er tagsüber am Zeichenbrett nicht zu lösen vermocht hatte, das stand in der Stille der Nachtstunden klar und

Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 22

durchleuchtet vor ihm und ließ sich mühelos aufs Papier bannen.

Auch ein Reitpferd war wieder im Stall. Die Stahlblöde freilich, die er als junger Mensch an den Steigbügeln hatte befestigen müssen, um sie zum Hammerwerk in der alten Mühle zu schaffen, fehlten heute, aber jeden Morgen, wenn er sich vor Beginn seiner Arbeitszeit zu einem Erfrischungsritt in den Sattel schwang, gedachte er ihrer mit einem Lächeln der Erinnerung. Das Gewicht der Stahlblöde fehlte, das Gewicht der Verantwortlichkeit hatte zugenommen. Es blieb alles eins.

Als die ersten Nordostwinde kalt über die Felder segten und die Luft mehr noch als sonst mit dem Kohlenstaub der Zechen schwängerten, fror es ihn in seinem leeren Hause, obwohl er mit dem Heizen nicht sparen ließ. Und an einem frühen Wintersonntag stieg er auf einer Reise nach Köln in Düsseldorf aus und saß in dem warmen, lauschigen Raum, den Frau Mathilde Stoltentkamp sich mit soviel Liebe für die Behaglichkeit wie Verständnis für die Schönheit des Rahmens hatte herrichten lassen.

„Du bist sehr mager geworden, Friß. Wird nicht gut für dich gesorgt?“

„Es wird besser für mich gesorgt, als von mir anerkannt und gewünscht wird. Die Köchin schimpft heimlich, daß ich ihr keine größeren Aufgaben stelle, und das Hausmädchen macht ein beleidigtes Gesicht, wenn es die vollen Schüsseln wieder hinaustragen muß. Es ist nicht übermäßig lustig bei mir.“

„Und weshalb hältst du nicht mehr auf dich?“

„Für was, Mathilde? Es ist keine Liebe bei allem. Ohne Liebe, die herüber und hinüber spielt, wird man zum Zigeuner.“

„Ich möchte dir helfen,“ sagte Frau Mathilde und

forschte in seinen Augen. „Ich habe sehr schöne und fröhliche Freundinnen, echtes Rheinlandsblut, die sehr wohl verstehen, aus einem kranken Füllen ein durchgehendes Vollblut zu machen. Friß, wie wäre das? Dir fehlt die Frau, die dich mit auf die Reise ins Leben nimmt.“

„Und was weiter?“ fragte Friß Stoltenkamp. „Wenn ich ‚im Leben‘ angelangt bin?“

„Dann wirst du mehr von den Menschen haben und die Menschen mehr von dir. Zu den letzteren zähle ich mich zu allererst. Wofür habe ich denn sonst einen so ganz besonderen und eigenartigen Schwager, von dem das ganze Land zu reden beginnt, wenn ich mich nicht einmal an seinem Arme zeigen kann?“

Friß Stoltenkamp blickte auf seine Hände und erwiderte nichts.

„Zuweilen möchte ich gern wissen, was in dir vorgeht,“ fuhr Frau Mathilde fort. „Willst du mir nicht einen Einblick gestatten? Oder hast du das, was ich dir bei deinem ersten Besuche sagte — entsinnst du dich? Wir hatten einen Ausritt gemacht, und der Glücksringschwinger auf dem Karussell sang sein Kirmesliedchen hinter uns her? — hast du das wirklich gar zu wörtlich genommen? Ach du, Eberhard ist nicht eifersüchtig, und ich meinte dir doch gerade an ihm und seinem Werdegang gezeigt zu haben, daß man schon ein wenig Vertrauen zu mir haben darf.“

Friß Stoltenkamp hob den Kopf. Er blickte ohne ein Wimperzucken in die forschenden Augen hinein.

„Vertrauen? Wohin geht das Vertrauen? Zu Vertraulichkeiten vielleicht? Das ist doch wohl immer der kürzeste Weg, auch wenn man noch soviel von Seelenfreundschaften redet. Mathilde, dazu wollen wir Stolten-

lamps uns doch zu gut sein. Ich denke, wir haben wichtigere Dinge auf der Welt zu erfüllen, und ich habe zu lange mit der Mutter gelebt, um jetzt noch zu anderen Anschauungen belehrt werden zu können.“

„Du eilst den Dingen etwas überweit voraus,“ entgegnete die Schwägerin langsam. „Ich habe nur von Vertrauen gesprochen, auf das ich vielleicht ein kleines Anrecht habe, wenn — nun, wenn wir uns damals auf dem Ausritt nicht nur verspätete Höflichkeiten gesagt haben sollten.“

„Ich schätze und verehere dich, Mathilde,“ sagte Frig Stoltentkamp und erhob sich von seinem Stuhl. „Wie sehr, das weißt du, und es bedarf keiner weiteren Worte darüber. Aber um eins bitte ich dich herzlich: forsche nicht soviel in mir herum. Ich bin vielleicht eine zu männliche Natur. Vielleicht auch nur ein zu grober Klotz. Aber es sträubt sich etwas in mir und nimmt Abwehrstellung ein, wenn man ohne mein Zutun in mich hineingreifen und meine Seelenwindungen unter die Lupe nehmen will. Sei mir nicht böse, Mathilde. Ich bin dir herzlich dankbar und werde von deiner Güte gewiß oft noch Gebrauch machen. Aber laß mich von selber kommen.“

„Du willst schon fort? Ohne Eberhard zu begrüßen? Er ist trotz des Sonntagmorgens natürlich bei seinen Dampfkesseln.“

„Und ich sitze natürlich bei einer schönen Frau und verplaudere die Eisenbahn. Ich muß nach Köln. Es soll ein Riesenauftrag von fünfzehntausend Radreifen vergeben werden. Die muß ich haben, widerspruchslos. Aus Radreifen mache ich Kanonen. Wie das möglich ist? Nun, ich verkaufe zuerst die Radreifen.“

Er nahm seinen Hut und schüttelte ihr lachend die Hand. „Da sitzt du schon mitten drin in meinem Vertrauen.“ —

Die Kölner Herren schreckten auch Sonntags vor der Abwicklung von Geschäften nicht zurück. Aber als die Geschäfte erledigt waren, verlangten sie um so nachdrücklicher nach einer gründlichen Erholung. „Wie wär's mit der Oper, Herr Stoltenkamp? Da könnten wir gleichzeitig ruhen und genießen. Es steht ‚Figaros Hochzeit‘ auf dem Zettel. Das wäre doch gerade der richtige Stoff für einen Einspänner, wie Sie es sind.“

Fritz Stoltenkamp war bereit. Und so saßen sie in einer Loge des Theaters und ließen sich von den Perlenketten Wolfgang Amadeus Mozarts umschmeicheln und sich leise hinüberleiten in die sonnigen Heiterkeiten einer lebensfreudigeren Welt.

Wie diese Welt streichelte und schmeichelte und mit Sonne übergieß, wenn man aus den dunklen Schächten der Arbeit kam. Ganz ineinandergesunken saß Fritz Stoltenkamp und ließ sich von dem seltenen Genuß mitnehmen, wohin der Meister es wollte, und dann sank der Zwischenvorhang, und der Zuschauerraum lag im Licht der Lampen, und Fritz Stoltenkamp wandte den noch immer nach innen gerichteten Blick auf die Nachbarloge, und dann gab es ihm einen jähen Ruck durch den ganzen Körper.

Es war nichts Besonderes zu sehen. Ein Mädchen von zwanzig Jahren beugte sich über eine alte Dame und legte ihr das Schultuch um die Schultern.

Und es schoß dem Manne durch den Kopf: Mit derselben Bewegung mußte es die Mutter getan haben. Mit diesen ganz leichten und zärtlichen Händen. Und doch war die alte Dame dem Mädchen sicherlich eine Fremde, eine Dienstgeberin vielleicht, denn die alte Dame nickte nur einen flüchtigen Dank.

Wie die Mutter ... Doch die Mutter war kleiner

und zierlicher gewesen als das schlanke blonde Mädchen . . . Trotzdem. Ihm war, als hätte er ein Jugendbild der Mutter gesehen.

Seine Begleiter hatten die Damen begrüßt, wie man Bekannte derselben Gesellschaftsschicht begrüßt. Fritz Stoltentkamp wartete die nächste Pause ab und ließ sich vorstellen. Die alte Dame war eine verwitwete Gerichtspräsidentin, die jüngere, die sie mit einer leichten Handbewegung vorstellte, ihre Gefellschasterin, Fräulein Gildemeister.

„Dem Namen nach aus der Hansagegend,“ meinte Fritz Stoltentkamp freundlich.

„Meine Großeltern kamen dorthier, Herr Stoltentkamp. Ich bin in Köln geboren.“

„Freut Sie die Musik heute abend, Fräulein Gildemeister?“

„Ach, die Musik freut mich an jedem Abend. Sie trägt uns nach der Tagesarbeit dorthin, wohin wir möchten, und wohin wir doch nur durch die Musik gelangen können.“

„Nur durch die Musik?“ verwunderte er sich.

„Oder durch die Dichtkunst oder sonst einen schönen Traum. Dann weiß man, daß man viel glücklicher ist, als man es selbst hat glauben wollen.“

Sie nickte ihm zu, denn der Vorhang ging hoch, und die alte Dame blickte sich verwundert nach ihrer Begleiterin um. Und mit seinen leisen Händen nahm ihr das blonde Mädchen den Schal von den Schultern.

Straff saß Fritz Stoltentkamp auf seinem Platz. Mit lauschenden Sinnen. Aber sie lauschten nicht auf die töstlichen Frauenstimmen der Gräfin Almariva, ihrer lustigen Jose Susanne und ihres selig lachenden Pagen Cherubim, sie lauschten immer noch auf den Klang der Mädchenstimme, die vorhin zu ihm gesprochen hatte.

Es war keine Stimme wie die der Sängerinnen vor ihm auf der Bühne, es war eine stillschwingende, warm und seltsam beruhigende Mädchenstimme. Nicht mehr. Und doch fand diese Stimme wie ein geheimer Schlüssel den Weg zu seinem Innersten, paßte sich ein in das Schloß und tat es auf.

Mehr wußte Fritz Stoltenkamp nicht. Aber es schien ihm die größte Offenbarung seines Lebens. —

Die Erfrischungspause war gekommen. Auf den Gängen drängten sich die Theaterbesucher, um vor den anderen zu einem Plätzchen an den gedeckten Tischen des Vorsaales zu gelangen. Auch die Frau Gerichtspräsidentin ließ sich von den Herren hingleiten. Fräulein Gildemeister folgte hinterher. Da blieb Fritz Stoltenkamp an ihrer Seite.

„Müssen Sie auch dort hinein? Endlich ist man aus der Enge erlöst, und schon sammelt sich die erlöste Menge zu einer neuen Herdenbildung. Können wir nicht noch ein paar Atemzüge draußen bleiben, Fräulein Gildemeister?“

Sie schaute erst nach der alten Dame aus, die aber zwischen den Herren schon ihren Teeplatz gefunden hatte.

„Einmal den Wandelgang auf und ab — dazu wird es wohl reichen.“

„Einmal den Wandelgang auf und ab,“ wiederholte sich Fritz Stoltenkamp, horchte auf ihren leichten Schritt und blieb, als sie die breite leere Ausgangstreppe erreicht hatten, plötzlich stehen.

„Fräulein Gildemeister.“

„Herr Stoltenkamp?“ fragte sie verwundert, hielt den Schritt an und blickte zu ihm auf.

Zum erstenmal sah er ihr voll ins Gesicht. Und er sah, daß ihr Wuchs schlank und ebenmäßig war und ihr

Gesicht fein und schmal, und daß unter einer klaren Stirn ernste Augen standen von der Farbe eines blauen Abendhimmels. Und als diese Augen ihn jetzt erwartungsvoll ansahen, wußte er, daß Blick und Stimme zusammengehörten wie zwei Hände, die sich ineinanderlegen.

„Fräulein Gildemeister, würden Sie mir zuliebe einmal eine Ausnahme von der gesellschaftlichen Regel machen? Vor einer Stunde kannten wir noch nicht den Namen von einander, und jetzt komme ich schon mit einer Bitte. Ich spreche sie unumwunden aus. Sie hat nichts Verlegendes. Sie ist nur der Ausfluß eines mir selbst merkwürdigen unbegrenzten Vertrauens auf den ersten Blick. Würden Sie mir morgen ein Wiedersehen gestatten? Ein Wiedersehen ohne die vielen und lauten Menschen?“

Und ganz ruhig und schlicht antwortete das junge Mädchen: „Sie irren sich in einem, Herr Stoltenkamp. Ich kenne Ihren Namen schon seit langem. Nicht nur, weil ihn wohl sehr viele Menschen im Lande kennen, sondern weil er auch im Hause meiner verstorbenen Eltern oft genannt wurde. Mein Vater hatte als Regierungsrat die Bearbeitung industrieller Fragen. Da ist es also gar nicht so schwer für mich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich habe auch zu Ihnen Vertrauen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Fritz Stoltenkamp mit einer Erleichterung, die sie verwundert lächelnd bemerkte. „Ich bin in dieser Angelegenheit gewiß recht ungeschickt. Aber da ich Sie so gütig um die alte Dame besorgt sah, dachte ich: wag es und bitte Sie um eine Stunde, in der du ihr ein paar Fragen vorlegen könntest.“

„Wollen Sie zu uns ins Haus kommen?“ meinte sie, und sie schritten weiter.

„Ich möchte es nicht gern, weil sich die Frau Gerichtspräsidentin durch meine Fragen vielleicht geschädigt

fühlen könnte. Darf ich Sie zu einer Stunde, die Ihnen passend erscheint, irgendwo in der Stadt sehen?"

"Ich habe die Stunden nach Tisch von zwei bis vier Uhr zu meiner Verfügung. Soll ich kurz nach zwei Uhr an der Schiffbrücke sein?"

"Nochmals: herzlichsten Dank."

Den Fortgang des Opernspiels erlebte Friß Stoltenkamp trotz des göttlichen Mozart nur noch als ein entferntes Geräusch. Er sah sich noch beifallspendend in der Loge stehen, sich vor den Damen der Nachbarloge verbeugen, und dann saß er mit seinen Begleitern in einem Weinhaus in der Komödienstraße und war aufgeräumter, als die Herren ihn bisher gekannt hatten.

"Sie sind doch längst nicht so blind, Herr Stoltenkamp, wie Sie sich stellen. Lassen uns die alte Dame und spazieren inzwischen kreuzvergnügt mit der anmutigen Gildemeister herum. Gerad so machen Sie es im Geschäft. Zum Schluß kommen Sie immer auf Ihre Kosten."

"Jedenfalls war es sehr freundlich von Ihnen," sagte Friß Stoltenkamp in froher Laune.

"Und der kleinen Gildemeister war es zu gönnen. Sie hat keine leichte Stellung bei der alten Präsidentin und muß hinten und vorn sein. Wenn sie nicht von ihrem Vater den pflichtgetreuen Charakter hätte, wär's wohl auch nicht zu machen."

Dann wandte sich das Gespräch den Fragen des Tages zu. —

Friß Stoltenkamp hatte den Vormittag schreibend in seinem Gasthauszimmer zugebracht. Er wußte nicht, wie lange sich sein Aufenthalt in Köln hinziehen könnte, ob schon geschäftlich nichts mehr für ihn zu tun war. Auf jeden Fall hatte er seine Verhandlungen und Abschlüsse mit der Eisenbahngesellschaft zu Papier gebracht und

sandte den Brief mit der nächsten abgehenden Post an seinen Ingenieur Ungemach, der mit der Vertretung beauftragt war. Nach Tisch schritt er langsam durch die Rheinstraße der Schiffbrücke zu, sah nach der Uhr und stellte fest, daß er noch eine halbe Stunde zu warten haben würde. In der Luft tanzte dicht und flodig der erste Schnee. Der Winter war schon mit der zweiten Novemberwoche ins Land gekommen.

Fritz Stoltentkamp ging das Rheinufer entlang. Er blickte auf den starken Strom, der die weißen Floden trank, und auf die Millionen Floden, die immer wieder kamen und sich nicht erschöpfen konnten. Und plötzlich kam eine Anabenunruhe über ihn, eine Beklommenheit und Erwartungsfreudigkeit, und dann wieder die Beklommenheit: Wie kann man das nur so tun, wie ich es vorhabe . . .

Er nahm den Hut ab und spürte, wie ihm der kalte Schnee durchs Haar wirbelte, und er setzte den Hut wieder auf und war nicht klarer und klüger geworden. Und dann sah er eine schlanke Gestalt eilig durch das Schneegestöber kommen, eine Pelzmütze auf dem Haar und einen schmalen Pelzstreifen um den Hals gelegt, die Hände tief in den Taschen des Mantels. Da war Unruhe und Beklommenheit verflogen und nur die Freudigkeit geblieben, und er erreichte sie mit wenigen Schritten und begrüßte sie.

„Ein prachtvolles Wetter, das ich für Sie ausgesucht habe, Fräulein Gildemeister. Können Sie mich denn bei dem Schneegestöber überhaupt sehen?“

„Das ist ein Wetter, wie ich es liebe,“ sagte sie atemlos. „Das ist eine Weihnachtsvorfreude.“

„Also Sie wollen wirklich? Trotz des tollen Schnees? Das ist tapfer von Ihnen.“

„Ach nein, das ist eine Erfrischung. Ich habe meine Zeugnisse gleich mitgebracht, aber Sie werden sie wohl erst im Gasthaus lesen können.“

„Ihre Zeugnisse?“ staunte Fritz Stoltenkamp. „Weshalb denn — Ihre Zeugnisse?“

Sie schritten die Rheinwerft entlang, in der Richtung auf Bantental, und Fritz Stoltenkamp mußte seine Frage wiederholen, die sie unbeantwortet gelassen hatte.

„Es ist mir überaus peinlich,“ sagte das junge Mädchen.

„Was denn nur, Fräulein Gildemeister? Weshalb verstummen Sie?“

„Ich habe angenommen — und besonders, weil Sie gestern erwähnten, die Frau Gerichtspräsidentin möchte sich durch Ihre Fragen geschädigt fühlen — daß es sich um eine Stellung für mich handelte.“

„Um eine Stellung? Und nun sind Sie enttäuscht?“

Sie schüttelte den Kopf. „Enttäuscht — nicht. Es war nur — so eine, ja so eine Freude gewesen, in einen größeren und helleren Wirkungskreis zu kommen. Ich bin nicht sehr verwöhnt. Aber nun muß es auch so gehen.“

„Wollen Sie mir von sich erzählen, Fräulein Gildemeister? Es ist nicht Neugier.“

„Ich habe wirklich nichts zu erzählen, Herr Stoltenkamp,“ sagte sie und suchte sein Gesicht durch den Schnee, „wirklich nichts Absonderliches, was auf Ihren Anteil Anspruch hätte. Ich bin mit achtzehn Jahren Waise geworden und seitdem im Hause der Frau Gerichtspräsidentin Vorleserin, Vorspielerin, Begleiterin, Pflegerin, wie es sich trifft und der Tag es mit sich bringt. Der Verdienst ist nicht groß, aber ich habe doch wenigstens ein Heim gefunden.“ Sie blieb zögernd stehen. „Darf ich vielleicht hören, was Sie mich zu fragen wünschten?“

„Wollen wir dabei weiter gehen?“ bat Fritz Stoltenkamp.

lamp. „Sie sollen um vier Uhr bestimmt zu Hause sein. Was ich Sie fragen wollte?“ sagte er im Weiterschreiten. „Ich wollte Ihnen — eigentlich — von meiner Mutter erzählen.“

„Von Ihrer Frau Mutter?“

„Sie ist tot. Mit den letzten Sommertagen ist sie gestorben. Als sie von mir ging, blieb mein ganzes Leben leer, denn es war nur für diese eine Frau eingerichtet gewesen. Darf ich Ihnen von ihr erzählen?“

„Ja,“ sagte sie leise, und er erzählte. Und seine Sohnesliebe wurde wach und heiß, und er malte das Bild der heiteren, hingebungsvollen Frau, hingebungsvoll an das Werden des Sohnes und das Werden und Wachsen des Werkes, mit den tiefsten und den hellsten Farben und war glücklich, diesem Mädchen das alles sagen zu können.

„Das ist eine unersehlliche Frau,“ und ihre Stimme hatte den tiefen Klang des Mitleidens, als sie endlich sprach.

„Und doch muß ich sie ersetzen, Fräulein Gildemeister, nachdem ich zweiundvierzig Jahre alt geworden bin und kaum eine andere außer ihr kennen lernte. Ich halt es nicht mehr aus in der Einsamkeit der Abende. Und wenn es nicht darum wäre — das Haus und das immer größer werdende Werk muß eine Herrin haben. Wen, Fräulein Gildemeister? Ich bin allem jungen Tun und Treiben so fremd geworden in dem beständigen Ringkampf mit der Arbeit, und ich fürchte fast, ich werde es auch bleiben. Es wird viel Mut und Entsagung dazu gehören, mich zu heiraten. Und zu einer Ehe, zu der ich nur den Rahmen liefere, bin ich nicht geschaffen. Da hörte ich gestern abend Ihre Stimme. Da sah ich die Bewegung Ihrer Hände, als Sie der alten Dame das Tuch um die Schultern

legten. Und dann sah ich Sie ganz und gar. Fräulein Gildemeister, es kommt Ihnen vielleicht wie ein Irrsinn vor, daß ich nur daraufhin und in derselben Sekunde ein ganzes Gebäude von Hoffnungen aufbaute. Ich weiß aber felsenfest, ich täusche mich nicht. Ich über-
rumpelte Sie. Sie haben mich ja auch überrumpelt. Ich frage Sie, ob Sie meine Frau werden möchten, Fräulein Gildemeister?"

„Ihre — Frau? — — Ihre — Frau?"

Er ließ ihr Zeit, sich in ihrer Erregung zu sammeln. „Ich habe Sie erschreckt. In Ihren Mädchenträumen sahen Sie den Geliebten anders. Ich will mich in dieser ernstesten Stunde nicht in den feurigen Liebhaber verkleiden, den Sie gewiß erwarten durften. Ich weiß, was mir alles fehlt. Aber Sie würden mir viel geben können.“

Der dicke Schnee tanzte um ihre Gesichter. Aber trotz der alles verschleiernnden Flocken fühlte er, daß sie in sich hineinweinte.

„Fräulein Gildemeister, ich bin doch wohl nur ein ungefügiger Gußstahlmensch. Verzeihen Sie mir.“

Da kam ihm ihre Hand entgegen, eine schlanke, weiße Mädchenhand. Und die Mädchenhand stahl sich scheu wie eine Kinderhand in seine starke, von der Arbeit hart gewordene Rechte und blieb darin, und er hielt sie fest.

„Willst du wirklich?" fragte er, und mit einem Mal kam ein großes Staunen über ihn.

„Ja," sagte sie ganz leise, „ja, ich will.“

Und er ging neben ihr und hielt ihre Hand in der seinen und beugte sich vor.

„Laß dich einmal anschauen dabei. Ich möchte doch wissen, was du für ein Gesicht dabei machst.“

Sie hob ihm den Kopf entgegen. Durch das Schneetreiben sah er ihre stilleuchtenden Augen. „Ich weiß

gar nicht, wie mir ist? Ich bin noch gar nicht zu mir gekommen. Ich gehe wie durch ein Wintermärchen.“

„Ich möchte auch gar nicht, daß du so schnell zu dir kommst. In Märchenbeleuchtung kann ich nur gewinnen. Nachher bin ich der Stahlwertsbesitzer Friß Stoltenkamp und kein anderer.“

„Friß Stoltenkamp . . .“ sprach sie vor sich hin, und ihre Finger schlossen sich fester um seine Hand.

„Sprich mehr,“ bat er, „deine Stimme tut mir so gut. Ich bin hungrig und durstig danach und habe alles nur mit der Arbeit erstickt. Wie soll ich dich nennen? Fräulein Gildemeister genügt jetzt nicht mehr.“

„Franziska,“ sagte sie, und der Name schwang ihm wie fernes, stilles Glockenläuten im Ohr. „Aber sprechen kann ich jetzt nicht.“

Da wandte er um und führte sie den Weg zurück, wie sie gekommen waren. Nur ihre Hand behielt er in der seinen.

„Kannst du mir den Abend schenken, Franziska? Wird es dir möglich werden?“

Sie schüttelte den Kopf. „Es wird mir nicht möglich sein. Die alte Dame ist so gewöhnt an mich. Ich muß sie vorbereiten.“

„Soll ich nicht lieber selbst zu ihr gehen? Die zukünftige Frau Stoltenkamp soll sich nicht eine Minute verstellen müssen. Ja, so muß es sein. Ich gehe gleich mit dir und lasse mich melden. Ich möchte dich — ich möchte dich zum Weihnachtsabend in meinem — in unserem Heim haben.“

Sie blieb jäh stehen. Ihre Finger dehnten sich in seiner Hand. Wie in einem Mädchenkrampf. Und dann umschlossen sie seine Hand aufs neue.

„Wie ist das schön . . . Fast zu schön . . .“

„Mädchen,“ sagte er, „es ist für mich so schön, für mich. Denn du wirst mir mehr geben als ich dir.“

Sie kamen in die Stadt und ließen ihre Hände los. Und sie betraten ruhig und ernst das Haus der Gerichtspräsidentin, und Fritz Stoltenkamp ließ sich bei der alten Dame anmelden.

Er konnte seinen Besuch abkürzen. Der Name Stoltenkamp hatte wieder Klang genug erhalten, um keinerlei Einwände aufkommen zu lassen. „Sie bieten meiner jungen Hausgenossin ein so großes Glück, daß ich Ihnen überhaupt dankbar sein muß, daß Sie sie mir noch ein paar Wochen lassen,“ schloß die alte Dame. „Ich bitte Sie, bei Ihrer Anwesenheit in Köln Fräulein Gildemeister in meinem Hause zu besuchen.“

Im Vorzimmer fand er Franziska. Ihre Augen waren gerötet, aber um ihren Mund bebte immer noch die Freude.

„Nun bist du meine Braut,“ sagte Fritz Stoltenkamp, legte den Arm um ihre Schulter und küßte sie still auf den Mund.

„Fritz,“ erwiderte sie, legte den Kopf zurück und sah ihm groß in die Augen.

„Nun mußt auch du mich küssen, Franziska. Ich fahre jetzt heim und komme zum Sonntag wieder.“

Da schloß sie die Augen und küßte ihn mit ihrem weichen Mädchenmund. —

Am späten Abend langte Fritz Stoltenkamp daheim an. Er lobte die Mädchen, daß sie den Tisch so hübsch bereithalten hätten, setzte sich in den Sessel der Mutter und träumte ins leere Zimmer hinein.

An diesem Abend bekam die Einsamkeit keine Gewalt über ihn. —

Am 24. Dezember in der Frühe erfolgte zu Köln die kirchliche Einsegnung des Bundes von Fritz Stoltenkamp

und Franziska Gildemeister. Es waren Eberhard Stoltenkamp und Frau Mathilde, Walter und Amalie Grote erschienen, wenn auch Amalie Grote es für eine Laune erklärte, die nur ein alter Junggeselle ausheken könnte, am Weihnachtsabend die Eltern von den Kindern fortzuholen. „Ihr seid ja am Nachmittag wieder zu Haus,“ hatte der Bruder erwidert. „Wir nehmen nur ein Frühstück im Gasthof, und jeder feiert Weihnachten für sich daheim.“ Und obwohl Amalie auch hiergegen Verwahrung einlegte und sich ereiferte, eine Hochzeit müsse auch als Hochzeit gründlich begangen werden, schon der Leute wegen, blieb es dabei.

Sie alle waren durch die Anzeige von Friß Stoltenkamps Verlobung, die ihnen gleichzeitig mit der Einladung zur Trauungsfeier zugegangen war, aufs höchste überrascht worden. Mathilde Stoltenkamp vor allen anderen. Nach dem kurzen Frühstück in Köln saß sie mit der Jungvermählten, die ohne Familienangehörige war, ein Weilschen beisammen. Sie ist hübsch und dankbar, lautete ihr Urteil, nur ein wenig farblos gegenüber der ausgeprägten Persönlichkeit ihres Mannes.

„Ich kenne ihn ja seit unserer Kindheit,“ sagte sie der jungen Schwägerin, „und kenne seine Neigungen und Abneigungen. Frage mich nur rückhaltlos, wenn du im Zweifel bist. Ich werde dir, als Frau zur Frau, immer gern behilflich sein.“

Und die junge Frau hatte mit ihrem eigenartigen, freundlich stillen Gesichtsausdruck geantwortet: „Sollte es nicht besser sein, wenn ich meinen Mann selber befrage? Ich meine — unhörbar, Schwägerin.“

Da war Frau Mathilde Stoltenkamp doch genötigt gewesen, eine kleine Aenderung an ihrem ersten Urteil vorzunehmen. —

Schnee lag auf den schwarzen Feldern, Schnee auf dem weitschichtigen Block der Stahlwerksgebäude, als die Vermählten durch die tannenbefränzte Pforte einfuhren und in das tannengeschmückte Wohnhaus traten. Die schwarz-weißen Fahnen knatterten von den Masten und schlangen sich über die Dächer der Gebäude.

Nun stand Franziska im Wohnzimmer, das ihr aus seinen Erzählungen von der Mutter Wirken so bekannt geworden war, und stand verschüchtert und wartete.

Frik Stoltenkamp trat auf sie zu. „Glückauf, Franziska,“ sagte er mit tiefer Wärme und nahm sie in die Arme.

Sie faltete die Hände um seinen Nacken und verlor sich in seinen Augen.

„Ich will alles, alles tun, was dir Glück bringen kann. Frohe Weihnachten, Frik.“

„Ich halte mein Weihnachtsgeschenk an meiner Brust. Du wirst mir immer ein Weihnachtsgeschenk bleiben, Franziska. Eins, das ich mir aus dem Schnee holte wie eine Christrose, die alle Blumen überdauert und überholt.“

Draußen sank rasch die Dämmerung. Sie dachten nicht daran, ein Licht anzuzünden. „Setz dich auf Mutters Sessel,“ bat Frik Stoltenkamp, „und tu noch einen Blick hinaus, wie sie es so gern vor dem Abend tat. Sie nannte es: den Tag mit hinübernehmen.“

Es war der jungen Frau seltsam feierlich, als sie auf dem Platz der Mutter saß. Frik Stoltenkamp hatte den Arm um sie gelegt. Und dann horchten sie beide mit einer jähen Kopfbewegung auf. Ein Männerchor erscholl. Ungeschulte Stimmen. Aber die rauhen Stimmen klangen heute weihnachtsweich und andachtsvoll, als gälte es ein Lied in der Kirche zum frohesten Christenfest.

„Es ist ein Ros entsprungen — aus einer Wurzel zart . . .“

Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 23

Das Lied erhob sich, schwoh an und verklang. Der ganze Hof war voll von Lichtern. Und tausend Männer, in Gruppen von ihren Meistern und Vorarbeitern geführt, zogen an dem geöffneten Fenster vorüber, an dem Franziska Stoltenkamp saß, vom Arme ihres Mannes umschlungen, und jeder der Männer trug einen kräftigen Tannenzweig, der mit einer brennenden Kerze bestückt war, und nahm die Mühe vom Kopf, sobald er im Vorbeimarsch Frau Franziska Stoltenkamp gewahrte. Mitten im Hofe aber stand eine mächtige Weihnachtstanne, deren Lichter entzündet wurden und noch lange in die Nacht hineinleuchteten, nachdem die letzte Gruppe am Fenster vorbeimarschiert war und die tausend Männer mit ihren Lichterzweigen in strammem Schritt den Hof verlassen hatten.

Das war Franziska Stoltenkamps Hochzeitsabend. —

Nach den Feiertagen wedte sie das Brausen der Maschinen, das Donnern der Hämmer, das schneidige Klingeln des Stahls. Friß Stoltenkamp war schon draußen bei der Arbeit. Sie kleidete sich eilends an, lief in die Küche, kehrte im Wohnzimmer ein und ordnete den Frühstückstisch um. Da kam auch schon der Gatte, gerötet von der Glut der Schmelzöfen und dem Frost des Fabrikhofes, und lachte, als er alles bereit sah. „Das geschieht mir nicht wieder,“ sagte Franziska eifrig, „daß ich dein Aufstehen verschlafe. Ohne einen heißen Trunk darfst du nicht mehr hinaus.“

Von Stund an war sie vor ihm auf, er mochte sich noch so leise erheben wollen, und erwartete ihn in ihrem warmen weißen Kleid am Frühstückstisch. „Wenn man dich als ersten Morgengruß sieht, vergeht man die Kälte, Franziska.“

Es gab kein Rasten in diesem Haus, kein Rasten in

dem stampfenden und dröhnenden Werke. Und Haus und Werk waren eins, das empfand Franziska bald, und es gab keine Schwingung, die nicht hüben und drüben verspürt wurde. Sie sah ihrem Mann an, ob ihm ein Wurf geglückt war, ob im Stahlwerk die Arbeit nach Wunsch vorrückte, ob Hemmungen entstanden oder ein Zweifel auftauchte, der bewältigt werden mußte. Und so benommen sie von all dem Neuen war, das sich täglich aufs neue erneuerte, ohne daß sie des Wesens Grund und Bedeutung zu erkennen vermochte, so sehr mühte sie sich, die Benommenheit von sich abzustreifen, sich nicht von den tausend fremden und ihr unverständlichen Eindrücken zersplittern zu lassen und nur eins zu sein: Friß Stoltenlamps Frau.

Da war keine Stunde bei Tage und am Abend, wo sie nicht für ihn bereitstand, wo sie nicht alles für ihn bereitgehalten hätte, die Häuslichkeit und ihr ganzes Sein mit seiner Fülle von Liebe und Mitempfinden. Und das Mitempfinden wuchs am stärksten. Ihre ganz auf das Frauenhafte gestellte Natur fühlte unmerklich tastend heraus, wie diesem Manne, der im Kampf um ein Ziel groß geworden und darin untergetaucht war wie ein starker Schwimmer, alles gefehlt hatte, was einen Ausgleich schuf, alle die unzählbaren und unnennbaren Dinge, die keine Mutter, die nur die Frau zu geben vermag. Sie fehlten ihm auch heute, ihr Dasein oder Nichtdasein empfand er nicht, weil er sich in dem einzigen Arbeitsdrange nie mit ihnen beschäftigt hatte, und nur langsam und vorsichtig, Schritt für Schritt, durften sie ihm näher gebracht werden, sollte er nicht stutzen oder verlegen ins Weite sehen.

Mit allem wurde er fertig; mit dem aufdämmernden Gefühl, trotz all seiner Erfolge und Errungenschaften ein-

seitig geblieben und dem verfeinerten und veredelten Innenleben seiner Frau gegenüber verständnislos zu sein, nicht. Da galt es für Franziska, mit den zartesten Händen vorzutasten und jedes der vielen, kleinen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und sie wurde nicht müde.

Oft überraschte er sie bei einem Buch. „Laß dich nicht stören,“ bat er, „ich setze mich in eine Ecke und ruhe aus.“ Und sie las scheinbar weiter. „Nein,“ sagte sie dann und wies auf irgendeine Stelle, „das muß ich dir vorlesen, darüber muß ich dein Urteil wissen, das meine reicht nicht aus.“ Und sie las ihm vor und freute sich, wie er mit seinem klaren Kopf Partei ergriff und sich in den Stoff hineinarbeitete und mehr zu hören verlangte.

Oder sie saß am Klavier, das er ihr geschenkt hatte, und spielte die Volkslieder, die er gern hatte, und andere Weisen, deren er sich entsann, und ganz allmählich ging sie zu den Großen über, zu Mozart, zu Beethoven, den sie meisterlich spielte, und wandte den Kopf und fragte: „Kennst du es?“ Wenn er verneinte, spielte sie es zum zweitenmal, und wenn er nun ein paar Tonbilder wieder erkannte, sagte sie: „Siehst du, wie gut du es kennst?“ Dann wartete er schon, bis sie aus „Figaros Hochzeit“ spielen würde, denn dann gab es Fröhlichkeit und lustige Meinungsverschiedenheiten.

„Du hast ein so musikalisches Ohr,“ tadelte sie, „und das Schwerste, was ich mir angeeignet habe, ist dir gleich geläufig. Diese Oper aber hast du sogar im Kölner Theater selber gehört, und auch nicht einer der köstlichen Töne ist in deinem Ohr hängen geblieben.“

„Man kann immer nur einen Sinn ganz anspannen,“ verteidigte er sich. „In Köln war das Herz an der Reihe.“

„O Fritz, das Herz ist doch kein Sinn!“

„Das verstehst du nun einmal nicht. Dein Herz zum Beispiel ist für mich der Inbegriff aller meiner Sinne.“

Er war nicht schüchtern. Aber in seinen Liebesbezeugungen war er scheu und fast ehrfürchtig.

„Weshalb behandelst du mich so vorsichtig? Ich zerbreche dir nicht, Frik.“

Dann hielt er ihr die Augen zu und legte seinen Kopf auf ihr weiches Blondhaar.

„Ich bin an Kostbarkeiten nicht gewöhnt, Franziska. Das ist alles so fein und künstlerisch zart an dir und in dir. Ich traue mich mit meinen schweren Händen und schweren Gedanken nicht an so viel erlesene Schönheit heran.“

„Frik,“ stieß sie hervor, umschlang ihn fest und küßte ihn auf den Mund, „ich bin deine Frau — —“

Aber die Scheuheit blieb ihm und hing wie ein feiner Schleier zwischen ihnen. Und wenn eine heiße Stunde ihn hob, fiel er leise und schnell wieder nieder. Sie war seine Kostbarkeit, sein Röstlichstes, von der er die Dinge des Alltags fernhalten mußte, wie sie den Alltag und den Werktag von seiner Stirn scheuchte, wenn er sein Heim betrat. Von geschäftlichen Angelegenheiten redete er nie zu ihr. Hier erkannte er die Grenzen ihres Wissens und schonte sie gern.

Einmal bat sie ihn: „Erzähl mir doch von deinen Arbeiten. Ich muß auch hierin mit dir eins sein.“

Er antwortete: „Das läßt sich nicht erzählen. Das will miterlebt sein, Franziska.“

„Mit der Mutter hast du doch alles besprochen, Frik. Bin ich so unflug?“

„Nein, du hast mehr gelernt als die Mutter und ich. Ich möchte sagen: was wir auf dem Acker gelernt haben, hast du im Blumengarten gelernt. Die Mutter ist von Anfang dabei gewesen und hat jede Entwicklungsstufe

des Werkes mit durchgemacht. Das war leichter. Heute ist das Werk für mehr als eine Übersicht zu groß geworden.“

„So hilf mir, Friß, daß ich die Übersicht gewinne. Frau Friß Stoltentkamp muß doch wenigstens Stahl von Eisen unterscheiden können.“

Er strich ihr über die heißgewordenen Wangen. Und in den nächsten Tagen führte er sie einige Male durch das Werk. „Das ist wie in der Schmiede Vulkans,“ sagte sie vor den glühenden und sprühenden Stahlmassen in den Ofen und unter den Hämmern und bändigte ihre Erregung, um seinen Erklärungen folgen zu können. Den Werdegang erfaßte sie bald vor den lebendigen Bildern, aber in die Seele des Stahls vermochte sie nicht einzudringen. Vor den großen Zeichenplänen und Entwürfen, zumal aber vor den Berechnungen der Zähigkeit, Dichtigkeit und Härte, die die Unterlagen bildeten für die Inangriffnahme eines jeden neuen Gegenstandes, blieb sie ratlos. Und da der Gatte eine bloße Laienunterhaltung über die ernststen Arbeitsfragen nicht liebte, so rührte sie nicht daran, so wenig, wie er selbst daran zu rühren wünschte, und es war ein kaum merkbarer leerer Raum um einen jeden von ihnen beiden.

„Das darf nicht sein,“ sagte sich Franziska täglich, „er wenigstens soll ihn nicht empfinden,“ und sie verdoppelte ihre Anstrengungen, ihr Heim immerlichter und gastlicher zu machen, und ihre Sorgen, in denen sie dem kleinsten seiner Bedürfnisse einen Platz zuwies. Wie eine liebe, fühle Hand verspürte er all ihr Tun auf seiner heißen Stirn.

„Daß die eigene Frau noch mehr vermag als die eigene Mutter,“ sprach seine Dankbarkeit bewundernd.

„Ich möchte mehr, viel mehr noch tun.“

„Du mußt es so betrachten, Franziska: Dies ist ein

Staat. Ich leite die Ministerien des Außern und des Krieges, du das Ministerium des Innern und das Kultusministerium. Ich fürchte, das letztere hat sehr brach gelegen.“

Sie griff seine Worte auf und stellte sich ihre Aufgabe danach, die sie langsam erhöhte und erweiterte. Die Räume bligten wie die Schmutzkästchen. Kein Ding war am falschen Platz, und was seinen Platz erhalten hatte, war ein schönes und seltenes Stüd, das den Platz verdiente. Nur die Stühle und Sessel blieben leer. Sie legte ihm nahe, hin und wieder die Ingenieure und die anderen Beamten des Werkes zu sich in sein Haus zu bitten, denn wer mit seiner ganzen Arbeitskraft zum Werke gehöre, der müsse auch im Hause ein Plätzchen zur Erholung wissen. Gerade stand der große Betrieb unter einem Hochdruck wie kaum zuvor. Eine umfangreiche Kanonenwerkstatt wurde errichtet, neue Dampfmaschinen den alten zugesellt, die Aufstellung eines Riesenhammers für Stahlblöde jeden Umfangs geplant, und die Zahl der Arbeiter wuchs wöchentlich. Trotzdem willfahrte Friß Stoltenkamp Franziska gern. Er verstand, daß gerade in den Zeiten der stärksten Anspannungen und Leistungen ein Ausgleich geschaffen werden mußte. Seine feinsühlige Frau hatte das Richtige getroffen: sein Mitarbeiterstab hatte nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte.

Die Herren kamen zuerst zögernd. Die junge, hochgebildete Frau war für sie aus einer anderen Welt. Aber Franziska Stoltenkamp lehrte sie schnell, daß sie alle von dieser anderen Welt insgeheim in sich trugen und nur danach verlangten, ihr Ausdrud geben zu dürfen. Die musikalisch Veranlagten fand sie an einem Wort, einer Bewegung heraus, die sie ihrem Klavierspiel spendeten, und sie gab nicht nach, bis sie gestanden, in ihren knappen Klüße-

Stunden den Geigenbogen zu handhaben oder das Cello zu streichen. Da war es nur ein Schritt zu den Übungsabenden, und der Rest der Herren hatte seine Freude an dem Eifer und mehr noch an den Zwischenfällen und wurde zu Hörern erzogen. Es war ein wunderhübsches Quartett, das sie zusammenbrachte, und Friß Stoltenkamp horchte sichtbar ergriffen auf, als es zum erstenmal in seinem Haus ertönte. Ja, das war ein Ausgleich gegen die Hammermelodien des Tages. Weshalb hatte er so alt werden müssen, bis ein solcher Ausgleich in sein Leben hineingeflungen war. Er kommt ein wenig spät zu mir, dachte er, fast zu spät. . .

Oft saß er still in einer Ecke, rauchte seine Zigarre, hörte zu und ließ den Blick über seine Gäste schweifen. Es war ihm wohl zumute, und er hatte das behagliche Gefühl des Hausherrn, das er nie gekannt hatte. Oft stand er im Nebenzimmer unter seinen Herren, trank Bier mit ihnen, plauderte und lachte. Und auch hier war ihm wohl.

„Nun, Frowein, Sie haben doch einen so herrlichen Pfiff am Leibe. Weshalb gesellen Sie sich nicht zu den Musikanten?“

Der kluge und unermüdbliche Mann war und blieb eine seiner besten Stützen.

„Der Pfiff ist ein bißchen schrill geworden, Herr Stoltenkamp.“

„Was? Sie sind doch seit Jahr und Tag aufs neue verheiratet? Ich denk, im Lenz lernt jeder Fink das Singen?“

„Mancher gerät aus dem Singen leicht ins Kreischen, Herr Stoltenkamp.“

„Hören Sie, Frowein, nun erzählen Sie mir nicht, daß Sie wieder daneben gegriffen haben. Schimpft sie auch, dann liegt's an Ihnen.“

„Ich wollte, sie schimpfte, Herr Stoltenkamp. Aber die Reihe ist jetzt anders rum. Ich hab zu schimpfen.“

„Frowein, Frowein,“ sagte Stoltenkamp und schlug ihn auf die Schulter, „und Sie haben mir damals so viel Mut gemacht. In der Maiennacht. Auf dem Fabrikhof. Wo Sie das heimatlliche Sprichwort zur Hand hatten.“

„Ich hab auch jetzt wieder eins,“ meinte der Unverbesserliche, und der Humor lachte ihm aus den Augen. „Es handelt von denen, die am erstenmal nicht genug hatten und zum zweitenmal heiraten. Ja, Herr Stoltenkamp, ich hüte mich, so etwas zu sagen, aber das Sprichwort sagt's. ‚Der Mann, der zum zweitenmal heiratet, ist nicht wert‘ —“

Er nahm sein Bierglas und trank einen tiefen Zug.

„Nun? Was ist der Mann nicht wert?“

„Daß ihm die erste Frau gestorben ist, Herr Stoltenkamp.‘ Es ist hart und lieblos, und ich will mich nun auch still empfehlen und meine Eheliiebste auf einem Kaffeetränzchen suchen gehen. Da töten sie ihre Mitmenschen noch ganz anders als wir mit unseren Kanonen. Vielen Dank für den schönen Abend, Herr Stoltenkamp.“

Friß Stoltenkamp stand in der Verbindungstür und blickte auf seine Frau. Sie saß in ihrer zarten Schlankheit am Klavier, und die Töne perkten unter ihren weißen Händen.

Wie alles, was sie berührt, dachte der Horcher. So fein, so silbern. Weshalb bin ich nur so schwer?

In einem Sessel saß sein Ingenieur Ungemach, das Cello zwischen den Knien, das er lieblosend mit dem Bogen strich. Ein jüngerer Techniker spielte die Geige, ein kaufmännischer Beamter die Bratsche. Und alle waren sie hingenommen von der Wunderwelt der Kunst, als läge draußen vor der Tür nicht die nüchterne Welt des Stahlwerks.

Alles hervorragende Männer in ihrem Fach, dachte Friß Stoltentkamp. Aber die Arbeit hat sie in ihrer Jugend wohl nicht so wütend angefallen wie mich. Nicht so auf Leben und Tod.

Und dann sammelte sich sein Blick auf dem blonden Scheitel seiner Frau.

Wenn sie wüßte, was sie mir ist. Ich habe eine zu schwere Zunge, um es zu sagen. Daher bleibt immer ein Zwischenraum.

Im Sommer wurden die Abende eingestellt. Die Arbeit wuchs und ließ den Werthsherrn auch Sonntags nicht mehr los. Franziska Stoltentkamp sah mehr als sonst auf dem Sessel Frau Margaretens und blickte aus tiefliegenden, dunkelleuchtenden Augen ins Wesenlose.

Im Oktober gebär sie einen Knaben.

Ganz still und bleich lag sie, und ihre Augen wanderten von dem Kind zu ihrem Manne.

Friß Stoltentkamps Hände zitterten zum erstenmal. Raum wagte er, sie zu berühren. Da lag der Erbe und schaute ihn mit seines Weibes Augen an. Und da lag sie, die Feine, Erlesene, die er ohne langes Fragen auf seinen rauhen Stahlwerthshof verpflanzt hatte, in seine Einsamkeit. Und sie dankte es ihm mit einem Knaben, einem Erben.

Er versuchte, sich verständlich zu machen. Nur schwer lösten sich die Worte. Aber seine Augen hatten einen feuchten Glanz, so tobte die Freude in ihm.

Das sah die stille, bleiche Frau, und ein Schein seliger Erlösung lag um ihre Augen. — —

Sie nannten den Knaben Friedrich Franz. Friedrich nach seinem Vater und Großvater, Franz nach seiner Mutter Franziska. Er blieb der einzige in ihrer Ehe.

Der Krimkrieg hatte Napoleon und dem französischen Kaiserreich die Vorherrschaft auf dem Festlande gebracht. Die Völker staunten den klugen Abenteurer an als den Schutzherrn der Freiheit, als den Bekämpfer russischer Zarenwillkür, und die Gesandten der Mächte beugten sich tief vor ihm, als er sie auf der Pariser Friedenskonferenz gnädig und lüstern empfing. Seine politischen Pläne knüpften an die seines großen Oheims an, nur gedachte er sie auf bequemere Weise zu erreichen, die Regierungen gegeneinander in Atem zu halten, den europäischen Fischteich gründlich zu trüben und die kleineren und schwächeren Fische zuerst zu verspeisen. Oesterreich frankte an schweren Alterserscheinungen. Die Lombardei war ihm zum Capua geworden. Und Napoleon richtete seinen Blick nach Italien und schloß ein geheimes Bündnis mit Cavour, dem Bevollmächtigten Viktor Emanuels von Sardinien. Denn Sardinien, das in den Jahren 48 und 49 seine stolzen Großmachtshoffnungen vor Radekſſys Schwert hatte liegen lassen müssen, war durch ein Hilfscorps im Krimkriege Napoleon nähergetreten.

Frankreichs Rüstungen beschränkten sich nicht nur auf das Land. Auch die Flotte mußte verstärkt werden, denn dem neuen Bundesbruder England war, wie die Geschichte lehrte, nicht weiter zu trauen, als der englische Geschäftsvorteil reichte.

Fritz Stoltenkamp verfolgte offenen Auges jede Bewegung auf dem politischen Feld wie auf dem Geschäftsmarkt. Er hatte aus der französischen Revolution des Jahres 48 genug gelernt und genügend Lehrgeld bezahlt, um zu wissen, was eine politische Wetterwolke auch für seinen Betrieb zu bedeuten habe. Seine ausländischen Vertreter hielten ihn auf dem laufenden, als gelte es einen Notenwechsel zwischen den Regierungen. Als der Neubau der französischen Kriegsschiffe einsetzte, war er vorbereitet. Für Kanonenslieferungen war er nicht zu haben. Sein ausgeprägtes vaterländisches Empfinden ließ ihn den Zusammenstoß mittern, der in der Reihenfolge auch das aufstrebende Preußen treffen mußte. Aber mit den Ergebnissen, die den Ruhm der deutschen Stahlindustrie hinaus auf den Weltmarkt tragen würden, war er auf dem Platz.

„Heute bist du besonders fröhlich,“ sagte Franziska, die vom Bette ihres kränkenden Jungen kam. „Darf ich mich mitfreuen?“

„Ich bin einen Schritt weiter, Franziska. Das Werk tut wieder einen Ruck nach vorn. Unser Pariser Vertreter schickt soeben die ersten Aufträge auf Gußstahlachsen für Kriegsschiffe. Weißt du, was das bedeutet?“

Sie wußte es nicht und gestand es lächelnd ein.

„Das bedeutet für mich die praktische Möglichkeit, die preußische Regierung mal wieder nachdrücklich mit der Nase auf die Stoltenkamp'schen Stahlwerke zu stoßen. Der deutsche Michel wacht nicht eher auf, als bis ihm die Haut anbrennt.“

Sie strich ihm durch das dicke, ergraute Haar, wie es einst Frau Margarete zu tun pflegte, und er mußte daran denken.

„Du wirst den Michel schon aufwecken, Fritz. Wenn erst deine Kanonen donnern.“

„Ja,“ meinte er und zog die Brauen hoch, „wenn — —!“ Der Prinz von Preußen belehrte mich zwar, daß die Regierungen nach einem anderen Zeitmaß arbeiten als eine Gußstahlfabrik. Das sah ich ein. Aber es darf doch nicht in Schläfrigkeit ausarten. Sparsamkeit ist schön, aber Geiz ist die Wurzel alles Übels.“

„Der Prinz von Preußen wird dir Wort halten. Laß ihn nur erst zur Macht kommen.“

„Was fängt der Junge an, Franziska?“

„Er kräftigt sich nur langsam. Er ist mehr als zart, Friz, aber ich werde ihn schon hoch bekommen.“

Er drückte ihr die Hand und ging. Daß der Junge nicht aus Gußstahl geworden war . . . Alle Kinderkrankheiten packten ihn, und die Nerven wurden auch nicht fester dadurch. Er schritt mit schweren Schritten durch die Fabrik. Das gab es einfach nicht, einen schwächlichen und nervösen Erben. Das Werk verlangte Rückgrat und feste Faust. Das mußte dem Jungen anerkzogen werden. Und die Lippen aufeinandergepreßt, spannte er wie zum Trotz seine Arbeitskraft aufs äußerste.

Napoleon III. tat seinen ersten Winkelszug. Sein feierliches Wort „Italien frei bis zur Adria“ entfesselte einen Sturm in Italien, dessen innere Kraft er unterschätzt hatte. Italien sollte dem Befreier Frankreich dienstbar gemacht werden. Mit einem Heere überschritt er im Frühjahr die Alpen und warf sich mit den Piemontesen auf die Österreicher. Der Feldzug fand ein schnelles Ende. Es waren keine Radekhs mehr, die er sich gegenüber fand, und er hatte damit gerechnet. Die zaudernden österreichischen Generale wurden bei Magenta und Solferino blutig aufs Haupt geschlagen und gaben unter dem stürmischen Nachdruck der Franzosen und Sardinier die Lombardei immer weiter preis. Ein unabsehbares

Verhängnis für Österreich schien sich vorzubereiten. Da hob der Prinz von Preußen, der für den geistig umnachteten König die Regentschaft führte, die Hand. Napoleon sah die Hand. Und er sah das preußische Heer, das auf den Wink dieser Hand wartete. Da deutete ihn der Sperling in der Hand fürs erste mehr als die Taube auf dem Dache, und er behielt sich die Abrechnung mit Preußen vor und schloß den Frieden zu Villafranca, der die Lombardei Sardinien zuerkannte. Das feierliche Wort „Italien frei bis zur Adria“ war nicht Erfüllung geworden. Italien trat in die gewaltsame Bewegung ein, die zum freien und einigen Königreich führte, auch ohne Frankreichs Schirmerhand. Napoleons Weltstellung geriet ins Wanken. Nur durch die Abtretung Nizzas und Savoyens, die er von Italien als Preis seiner Zustimmung erzwang, vermochte er sich gegen den Zorn seines enttäuschten Volkes zu halten. Er mußte auf neue kriegerische Abenteuer sinnen.

Das Berlin des Prinzregenten schief nicht mehr. Es hatte wieder das Hohenzollernauge bekommen.

Fritz Stoltentkamp sagte es seiner Frau. Er sagte es mit einem so tiefen und ernsten Ton, daß sie fragend nach seiner Hand faßte.

„Preußen, Preußen!“ stieß er hervor. „Ich habe eine harte Erziehung unter dir durchgemacht. Nun hoffe ich, Meister zu sein.“

„Hat der Prinzregent — dir sein Wort eingelöst?“ fragte Franziska und siebte für ihren Mann.

„Er hat den Anfang damit gemacht. Dreihundert Geschüßrohre sind bestellt. Für das neue Hinterladesystem. Ich werde die meisten der Geschüßrohrblöcke nur vorbohren und abdrehen können und das Beste den staatlichen Geschüßwertstätten überlassen müssen. Nicht mehr

lange, Franziska. Das Eis ist gebrochen. Ich denke in hohe See zu gehen."

"Das wirst du, Friß. So wahr ich für dich beten kann."

"Tußt du das? Tu's für den Jungen, Franziska, er hat es nötiger. Nun läuft er wenigstens ohne Krücken."

Der Gedanke an den schwächlichen Erben verfolgte ihn bei Tag und Nacht. Nur die Arbeit und wieder die Arbeit konnte ihn verschrecken. Trat er in sein klargesfügtes Heim, so saß er ihm wieder im Nacken und raubte ihm die Freude an Haus und Weib. Mehr und mehr griff er in Erziehung und Körperpflege ein. Im Stahl lag für ihn die Bedeutung der Welt. Und stählerne Mittel wollte er zur Erstartung seines Sohnes angewandt wissen. In diesem Punkte schritt er hart über alle flehentlichen Einwände der Mutter hinweg, und der Knabe verdroß sich scheu vor den spartanischen Kuren des Vaters und wurde eine in sich gefehrte und verlegene Natur.

Friß Stoltenkamp fuhr hinaus in die hohe See. „Große Fortschritte sind immer nur von einem tüchtigen Einzelnen, nie von einer Massenversammlung erzielt worden," erklärte er. „In der Regierung sitzen zu viele Köpfe, die alle ihr Lichtlein leuchten lassen wollen und sich gern geistreich reden hören, bis vor lauter Einwürfen und Widersprüchen das Ziel verbogen ist. Da leistet eine Privatunternehmung, die nur einem Willen gehorcht, mehr als das dichtestbesetzte Ministerium. Ungemach, wir müssen die Neugestaltung des Geschühwesens selber in die Hand nehmen. Der Erfolg ist alles."

"Das Unternehmen wird eine Masse Geld verschlingen, Herr Stoltenkamp. All die großen Verdienste der letzten Jahre sind immer wieder in die Fabrik gewandert."

"Daher steht sie aber auch heute da, daß einem das

Herz im Leibe lacht. Für das erste Tausend Arbeiter haben wir dreißig Jahre gebraucht, für das zweite Tausend fünf. In dem Verhältnis wird's weiter gehen, geben Sie acht. Jetzt schwimmen wir im Strom, und es kommt auf unsere Muskeln an. Haben wir die, Ungemach?"

„Die haben wir.“

„Na also. Und damit schaffen wir auch das Geld. Ich grüble darüber schon seit Jahr und Tag, während Sie Glüdlicher" — er lachte gutmütig — „das Cello streichen können. Es ist Neid, Ungemach, daß ich das sage. Was hilft's? Der liebe Gott hat's nicht gewollt, er hat nur das Arbeitstier in mir gewollt. Weg damit. Also mit Bessmer in England bin ich zum Abschluß gekommen.“

„Sie wollen das Bessmerverfahren einführen, Herr Stoltenkamp? Das wird eine mächtige Umwälzung geben. Und dafür scheint es mir noch nicht ausprobt genug.“

„Keine Sorge. Ich kenne seine Fehler und seine Vorzüge. Die Vorzüge werden ausgenutzt und die Fehler verbessert. Verbessert, Ungemach. Wofür haben wir denn die Führung im Gußstahl. Unser Tiegelstahl wird unerseßlich bleiben. Für Schiffsachsen, Radreifen, doch in der Hauptsache — für Geschütze. Aber die Bessmerstahlerzeugung werden wir gerade für das brauchen, was uns mal wieder am meisten nötig tut — zur Gelderzeugung. Jawohl, Ungemach. Zur Gelderzeugung. Das Verfahren des Engländers ist sinnreich, und wir werden den Engländer durch neue Heizöfen, mit denen ich mich jetzt beschäftige, noch besonders schlagen. Vorläufig genügt uns der Grundgedanke. Ungeheure Ersparnisse an Brennmaterial bei einer noch gar nicht abzuschätzenden Steigerung der Flußstahlerzeugung. Der

Gebälsewind wird geradeswegs durch die birnenförmigen Behälter gepreßt, die das flüssige Roheisen enthalten, und dadurch eine Temperatur erzielt, die den gefrischten Stahl flüssig erhält, ohne daß neues Brennmaterial in Anwendung käme. Und so eine Birne faßt mehrere Tonnen. Bedenken Sie einmal die Massen und den kurzen Weg. Es wird der Stahl für die Eisenbahnschienen werden. Eisenbahnschienen in Massen bringen Geld. Und Geld gebrauchen wir für die Neugestaltung des Geschühwesens. Da haben Sie's."

Er hatte sich in Feuer geredet wie immer, die Kraft seiner Gedanken auf den Hörer übertragen. Ungemachs Kopf arbeitete schon. Er arbeitete den Gedanken seines Herrn in die Breite.

"Dann schiene mir der Zeitpunkt jetzt der richtige, Herr Stoltenkamp, daß wir den Entwurf zu dem Riesenhammer zur Ausführung brächten. Die Einrichtung eines Bessmerstahlwerks ist dagegen eine einfachere Sache. Der Hammer aber braucht seine Zeit. Für das Grundwerk allein und den Holzkrost haben wir die stärksten Eichen Westfalens nötig. Ein Fallgewicht von sechshundert Zentner, das Blöcke von sage und schreibe fünfzigtausend Pfund Gußstahl durchschmiedet, darf auch nicht durch die geringste Bodenschwankung erschüttert werden, oder die Güte des Stahles spürt's."

"Ich ermächtige Sie, alles Erforderliche sofort in die Hand zu nehmen, Ungemach. Die Hamburg-Amerika-Linie und der Lloyd sollen ihre Freude an den neuen Schiffsachsen haben. Stellen Sie noch Ingenieure, Techniker, Mechaniker ein, was Sie brauchen. Ich werde die neuen Dampfmaschinen bauen lassen und — den Ramin. Ungemach, das wird der höchste Ramin der Gegend werden. Und das Schienenwalzwerk soll auch

auf der Stelle in Angriff genommen werden. Über tödliche Langweile haben wir uns wahrhaftig nicht zu beklagen."

Tag und Nacht schufen die Tausende von Menschen. Und wie es bei Stoltenskamp gebräuchlich war, mußten die Hände, die in einem Betrieb frei wurden, sofort in dem anderen Betrieb zupacken. Ununterbrochen, in Tages- und Nachtschichten. In den Eisengießereien wurden die birnenförmigen Behälter für den Bessemerstahl hergerichtet, ein jeder für fünf Tonnen Stahl. Das Schienenwalzwerk stand unter Dach. Zwei Walzstraßen liefen darin. Und eine vierhundertpferdige Dampfmaschine sorgte für den Antrieb. Der Riesenhammer arbeitete bereits. Aus weiter Ferne kamen die Menschen, um das wunderverrichtende Ungetüm anzustauen. Und inmitten der erdrückenden Fülle von Arbeit ging Friß Stoltenskamp daran, für Franziska ein neues Heim zu schaffen, edler und behaglicher, unabhängiger von den Gebäulichkeiten des Werkes, die es im weiten Halbkreis umgaben, frei gelegen und von Gärten und freundlichen Wasserkünsten umrahmt. Er schuf es ganz nach ihrem Wesen, das er bis in die klaren Tiefen kannte, ohne es in seiner ganzen Schönheit und Bereithheit genießen zu können. Das Stahlwerk war stärker. Es ließ die letzten, die allerletzten Schritte nicht zu und riß ihn mit den täglich stürmischer werdenden Forderungen in seinen zähen Bann zurück. Friß Stoltenskamp trug wortlos an diesem Schmerz seines Lebens.

Mit frohen Augen zog Franziska in das neue Heim. Hier konnte der Junge gesunden, hier konnte Friedrich Franz unterrichtet werden. In diesen Jahren beschäftigte sie nur noch der Knabe. Ihr Muttergefühl umwand ihn mit Sorge und Liebe, aber auch ihr Frauengefühl sprach,

der heiße Wunsch, die Hoffnung des so gewaltig wachsenden Mannes auf den gesunden, tatenfrohen Erben zu erfüllen, und die Sehnsucht, die Sehnsucht nach der ganzen, rüchhaltlosen Liebe des Einsamen.

Oft bat sie ihn: „Fritz, teil dich mir mit. Set nicht so schweigsam.“

Dann blickte er sie in offener Verwunderung an.

„Ich bin gar nicht schweigsam, Franziska. In mir sind tausend Stimmen lebendig, und ich gebe unaufhörlich Antwort. Ich muß mich zuweilen schon mächtig anstrengen, um mir Gehör zu verschaffen und alle einzuordnen. In meinem Gehirn muß es toll aussehen. Nein, schweigsam bin ich gewiß nicht, und dir, Franziska, verschweige ich am wenigsten etwas.“

„Aber du sprichst nicht zu mir . . .“

„Ach,“ sagte er und legte behutsam den Arm um sie, „wenn du wüßtest, wieviel ich mit dir spreche. Wie oft meine Gedanken hastig zu dir fliegen und dir ein liebes Wort sagen. Weshalb bin ich jetzt hier? Hier bei dir? Um mir deine weiche kühle Hand auf den heißen Kopf legen zu lassen. So, wie du es eben tust.“

„Der arme, liebe, geliebte Kopf,“ murmelte sie und nahm seinen Kopf in einer jähen Aufwallung zwischen beide Hände und küßte ihn.

Und sie sagte sich, wenn sie durch die schönen, neuen Räume ging, die weit und lustig auch für festliche Veranstaltungen hergerichtet waren, oder durch das alte Haus, das jetzt der Beherbergung vornehmer Gäste des Werkes diente: „Es ist viel leichter, glücklich zu werden und sein Glück zu tragen, als groß zu werden und seine Größe zu tragen.“

Das war die Zeit, in der Preußen begann, sich unter König Wilhelm auf den Staat Friedrichs des Großen zu

besinnen, die Zeit, in der der preußische Gesandte in Paris, Herr von Bismarck, an die Spitze des Ministeriums berufen wurde und mit den Generalen Moltke und Roon den Dreimännerbund schloß, gegen den Willen des kampfandrohenden Abgeordnetenhauses den Ausbau der preußischen Heeresmacht durchzuführen. Die Zeit, in der der Kanzler den ersten eisernen Schachzug tat und das neu-geschaffene Heer im Kriege um Schleswig-Holstein erprobte. Die Zeit, in der der zweite eiserne Schachzug getan werden mußte, die endgültige Austragung des Streites mit der Vormundschaft Österreichs, und Napoleon sich in Paris die Hände rieb, in freudiger Erwartung der Stunde, in der er dem kriegsgeschwächten Preußen den Gangschuß geben könnte, die Heimzahlung für Villafranca.

Das war die Zeit, in der ein neuer Luftstrom durch die preußischen Lande ging, der den Mannesmut stählte, wie immer noch in Preußens Schicksalszeiten, und die Anspannung verdoppelte. Da wurde Eisen und Rohle stärker noch Trumpf als bisher, und die Werke im rheinisch-westfälischen Gebiet wuchsen aus der Erde, die alten erhoben sich hoch, die jüngeren eiferten ihnen nach. Es war ein Arbeitsgebrause im ganzen Land zwischen Lippe und Ruhr bis zum Rhein, ein Männerfang der Hämmer, ein hinreißendes Preußenlied, und das Stoltenkampfsche Stahlwerk wurde der Vorsänger.

Fritz Stoltenkamp wußte nichts mehr von Eheglück und Frauenliebe, er wußte nur eins noch: die Zeit der Kanonen kommt.

Sein Briefwechsel mit dem Jugendfreund Moldenhauer war nicht eingeschlafen. Der Oberst hatte bei Solferino auf seiten der Franzosen gekämpft, aber das mexikanische Unternehmen, das Napoleon wie ein bloßer

Abenteurer führte, behagte ihm nicht, er hatte genug gelernt und sehnte sich nach Luftveränderung.

Ohne zu zögern, griff Friß Stoltenkamp zu. Der Oberst kam und übernahm die Leitung der artilleristischen Werkstätten. Er war wenige Jahre älter als Stoltenkamp, Mitte der Fünfzig, aber wie jener von jugendlicher Spannkraft und feurigem Draufgängergeist. Er ging in die Arbeit hinein, als hätte er zeit seines Lebens keine andere verrichtet.

Friß Stoltenkamp gebärte die Gedanken und brachte sie in großzügigen Entwürfen zu Papier. Der Oberst Moldenhauer prüfte sie auf ihre artilleristische Verwendbarkeit und füllte sie mit den Erfahrungen und Beobachtungen seiner Schlachtentätigkeit. Oft prallte Stahl auf Stein, und die Funken sprangen. Aber sie sprangen, um alle Lichter zu entzünden.

Es geschah häufig, daß Friß Stoltenkamp den Freund mit in sein Haus zum Abendessen nahm, um schneller mit ihm die Arbeit wieder aufnehmen zu können. Dann war der Oberst der Frau des Hauses gegenüber von einer Ritterlichkeit, wie sie nur in alten Heldenbüchern zu finden war. Er las ihr die Gedanken von der Stirn, den Wunsch von den Augen und umgab und bediente sie mit einer Allgegenwärtigkeit, daß sie es rührte und sie kaum noch Dankesworte fand.

„Was für ein prächtiger Ehemann wären Sie geworden, Herr Oberst.“

„Nicht doch, nicht doch. Sie schmeicheln, meine Hochverehrte.“

„Ernsthaft. Ich wüßte keinen Mann, der so schnell wie Sie die heimlichsten Gedanken einer Frau erraten könnte.“

„Nichts als langjährige Übung, meine Allerverehrteste.“

„Übung — —?“

„Ich wünschte damit zu sagen,“ erklärte der Oberst rasch, „langjährige Übung auf meinen vielen Kriegsfahrten.“

„Aber das wird ja noch immer schlimmer, Herr Oberst. Ich denke, Sie haben gegen Araber und Türken, Russen und Oesterreicher Krieg geführt. Von Amazonenkämpfen war mir nichts bekannt.“

Fritz Stoltenkamp freute sich. Er winkte seiner Frau zu. Der Oberst hatte einen roten Kopf.

„Es ist ein arges Mißverständnis, meine Hochverehrte. Ich wollte nur zum Ausdruck bringen, daß man als viel herumgejagter armer Kriegsknecht eine gewisse Übung darin erlangt, wie man sich ein gutes Quartier und eine freundliche Behandlung verschafft.“

„Aber das ist doch dasselbe, Herr Oberst.“

„Gestatten mir Allerverehrteste fortzufahren. Das beste Quartier und die freundlichste Behandlung ist immer von den Frauen abhängig. Da lernt man, sich blizschnell in alle Launen und Gedankengänge hineinfinden, auf den Hinterpfötchen sitzen und ‚schön‘ machen, immer natürlich in dem Bewußtsein: Jetzt kommt die Wurst.“

Frau Franziska lachte über seine Bedrängnis, daß ihr die Tränen kamen. Fritz Stoltenkamp war nicht wiederzuerkennen in seiner lauten Fröhlichkeit. Schon darum mußte sie den Oberst gern gewinnen, weil er dem Gatten soviel Heiterkeit brachte und ihm die schwere Brust erschloß.

„Schade, jammer schade, daß Sie nicht geheiratet haben, Herr Oberst.“

„Meine Zeltbahn reichte knapp für mich, meine gnädigste Frau. Junge Damen schwärmen für eine derartige Romantik auch nur auf dem Kanapee. In der

rauheren Wirklichkeit würden sie den nächsten Postdampfer nach Hause nehmen.“

„Das gebe ich für viele gern zu,“ sagte Franziska. „Aber weshalb holen Sie es jetzt nicht nach? Hier reicht ihre Zeltbahn doch bedeutend weiter.“

„Gott soll mich in Gnaden bewahren,“ murmelte der Oberst. „Ich habe es zeit meines Lebens so gut gehabt, daß ich es mir nicht schlechter wünsche.“

Und unter dem fröhlichen Lachen des Gatten meinte Frau Franziska: „Das war nicht artig, Herr Oberst.“

Er beugte sich vor und küßte ihr die Hand.

„Meine liebe gnädige Frau, ich bin ein alter Krippen-seher geworden. Junge Mädchen belustigen sich höchstens an meinen Luftsprüngen und bedanken sich im übrigen. Auch habe ich selber zu viel erfahren im Leben, als daß ich es mit einer Frau lange aushielte, die den mangelnden Verstand durch ein hübsches Lärchen ersetzt.“

„Es gibt auch Frauen von tiefer Bildung und großem Wissen, die dem Manne nicht nachstehen,“ sagte Franziska ernst.

„Das ist ja eben der Haken,“ beeilte sich der Oberst zu sagen und kraute sich das Schläfenhaar. „Diese Art Frauen habe ich zu meinem Leidwesen auf meinen raschen und ungetrübten Kriegsfahrten nie zu Hause treffen können. Wo ich war, waren sie nicht. So will's der Krieg, meine Allergnädigste. Das Wertvolle wird vorher in Sicherheit gebracht. Aber ich habe mir von einem Kameraden, der glücklicher Besitzer war, da Wunderdinge von gelehrten Frauen erzählen lassen, Wunderdinge, die mich einigermaßen mit dem Nichtbesitz versöhnten. Ich wüßte zum Beispiel nicht, was ich antworten sollte, wenn eine schöne und hochgelehrte Frau, Hand in Hand mit mir, auf mein Diebesgestammel strah-

lend ausrufen würde: „Wahrhaftig! Einhundertundzehn Pulsschläge in der Minute!“

„Jetzt wollen wir wieder an unsere Ringkanone,“ rief Fritz Stoltenkamp und erhob sich erfrischt. Und der Oberst dankte der Hausfrau durch Handkuß für Gastfreundschaft und gütige Nachsicht, bestellte einen Gruß an Friedrich Franz, den Jungen, und begab sich mit dem Werksherrn in den Geheimraum, den sie sich in einem aufgemauerten Schuppen zweckmäßig eingerichtet hatten.

„Es kommt jetzt alles auf die Erhöhung der Geschützleistung an,“ sagte der Oberst. „Seit Frankreich mit der Panzerung seiner Kriegsschiffe vorangegangen ist, sind die alten Rohre überholt.“

„Wir sind auf dem rechten Wege,“ drängte Fritz Stoltenkamp hoffnungsfroh. „Wir schrumpfen Stahlringe auf das Seelenrohr. Der Gasdruck der Pulverladung muß dadurch vermindert, die Durchschlagskraft der Geschosse erhöht werden.“

Nach allen Seiten hatte das Gehirn zu arbeiten. Ein Weiterücken auf dem einen Gebiet ergab einen Abstand zu den anderen Gebieten, der sofort ausgefüllt werden mußte, sollte das Ganze im Einklang bleiben. Das neue Ringgeschütz verlangte ein neues Pulver. Es wurde nach vielen Versuchen beschafft. Der Weg vom neuen Pulver führte zur Erzeugung einer treffsicheren Granate. Fritz Stoltenkamp ersann das Muster an Zuverlässigkeit in einer Stahlgranate. Die Frage des Geschützverschlusses drängte sich gebieterischer auf. Sie wurde nach langem, vergeblichem Ringen durch den Rundfeilverschluß gelöst. War es nun gelungen, die feindlichen Panzerplatten zu durchschlagen, so galt es wiederum, Panzerplatten zu erfinden, die den feindlichen Geschossen Widerstand zu leisten vermochten, und die Versuche be-

gannen von neuem und führten zur Errichtung eines Panzerplattenwerkes. Zu den großen Schiffs- und Küstengeschützen aber gehörten besonders sinnreich gegliederte Lafetten, die den ungeheuren Stoß auszugleichen vermochten. Und immer aufs neue ging Friß Stoltentamp mit dem Oberst und dem Stab von Ingenieuren an die Arbeit, und die Lafetten wurden gebaut, zu Versuchen herangezogen, umgebaut. Große Gelände mußten zu den alten erworben werden, um einen Schießplatz zu errichten.

Inzwischen hatte Bismarck, unbeirrt durch den auflodernden Zorn der preussischen Abgeordneten, den zweiten eisernen Schachzug getan. Wie ein gepeitschtes Wetter war der Kriegszug gegen Österreichs Vormundschaft über die böhmische Grenze gebraust. Die Entscheidungsschlacht von Königgrätz war geschlagen, Preußen als Sieger hervorgegangen.

In tiefem Grimm empfing Friß Stoltentamp die Nachricht, daß ein paar seiner alten Geschütze, die aus dem ersten Auftrag stammten, sich nicht bewährt hätten und zersprungen wären. Ohne zu rasten, ging er den Vorkommnissen auf den Grund.

„Es ist dieselbe Erscheinung wie bei den ersten Stahlblöden, die ich auf fremden Hämmern durchschmieden ließ,“ stellte er aufatmend fest. „Der Stahl ist glänzend. Die Weiterverarbeiter der Rohre haben den Fehler gemacht.“

„Das beste Rohr taugt zu nichts,“ sagte der Oberst kurz, „wenn die Bedienungsmannschaft nichts taugt. Sie muß auf ihr Geschütz eingeschworen sein. Nun wird sie es wohl gelernt haben.“

Noch einmal brach der Kampf mit der Regierung um die Gußstahlkanoen aus. Aber Friß Stoltentamp hielt

den Nacken steif. Er führte seine Ringkanone ins Treffen und blieb der Überlegene. Der König selbst empfing ihn und sprach ihm sein Vertrauen aus. Und unter den hohen Gästen, die aus allen Landen kamen, um das zum Riesen gewordene Werk zu besichtigen und dem Versuchschießen beizuwohnen, erschien auch der König von Preußen. Achttausend Männer schmetterten ihm im Hammerschlag den Willkomm entgegen.

Fritz Stoltenkamp hatte trotz der Übersteigerung seiner Kräfte den Sohn nicht einen Tag lang aus den Augen gelassen. Er wählte seine Lehrer aus und überwachte insgeheim den Lehrgang. Spät in der Nacht, wenn er todmüde vom Werke kam, nahm er noch die kindlichen Schulbücher vor und prüfte die Aufsätze und Rechenaufgaben. Als der Junge sich ein wenig gekräftigt hatte, setzte er ihn aufs Pferd und nahm ihn auf seinen Morgenritten mit oder zu einem Schwimmbad in der Ruhr. Das waren Leidensstunden für den kleinen Friedrich Franz, aber er biß die Zähne zusammen, um vor dem immer ernststen Blick des Vaters standzuhalten. Bald wuchsen die Forderungen des Vaters an den Erben. Auf den Ausritten wurde Französisch gesprochen oder Englisch, und der müde Junge mußte sein ganzes Gehirn zusammennehmen, um dem Tadel des Vaters zu entgehen.

„Bedenke stets, was einmal von dir in der Welt verlangt wird. An Friedrich Franz Stoltenkamp werden die Menschen eine schärfere Sonde legen als an Hinz und Kunz. Dafür erwarten dich auch gewaltigere Aufgaben.“

Friedrich Franz hätte gern auf die gewaltigeren Aufgaben Verzicht geleistet und lieber mit Hinz und Kunz im Garten oder in seinem hübschen Zimmer gespielt, aber kein Spielgefährte ließ sich sehen. Das Werk lag zu sehr abseits, und die zarte Körperbeschaffenheit des Knaben

ließ keine wilden Spiele zu. Die Kräftigung mußte planmäßig vorwärts gebracht werden.

In geheimer Trauer ruhte oft der Blick Friß Stoltenlamps auf dem neben ihm reitenden Knaben. „Die Bäume sollen nicht in den Himmel wachsen,“ sagte er sich schmerzlich. „Das ist ein schlechtes Wort. Wenn die Hoffnung auf Weiterentwicklung fortfiel, hätte ja dies ganze Ringen keinen Zweck.“

Empfand der Knabe dies schmerzliche Grübeln, so straffte er seinen schmalen Körper im Sattel und faßte einen Verzweiflungsmut.

„Galopp, Vater?“ fragte er und ritt an. Denn sein verfeinertes und durch das Alleinsein geschärftes Wahrnehmungsvermögen hatte ihm gesagt, daß das schmerzliche Grübeln des Vaters ihm gegolten habe, und er suchte eine Forscheit herauszufehren, ob ihn auch alle Glieder beim harten Galopp des Pferdes schmerzten.

Zu Hause aber verkroch er sich, sobald die Schulstunden beendet waren, unter Bildern, Büchern und Notenheften und schuf sich ein ängstlich behütetes Reich der Phantasie, in das er nur der Mutter zuweilen den Eintritt freigab. Dann mußte sich Frau Franziska an das Klavier setzen und die Hände über die Tasten gleiten lassen, daß die Töne sangen und klangen wie aus einer fernen, fernen, schöneren Welt, in der der Knabe daheim war, ohne je ihre Grenze überschritten zu haben.

Und Frau Franziska verlor sich im Spiel, und der Junge lauerte zu ihren Füßen und wachte verwundert auf, wenn das Spiel beendet war und von den Werken her das Fauchen der Maschinen und das schneidende Klirren des Stahles den letzten Ton verschlang.

Frau Franziska ging still aus dem Zimmer. Draußen warteten die Pflichten, die sich mit dem Wachsen des

Verles verzehnfacht hatten, die Pflichten der großzügigen Gastfreundschaft, die Vertretung des Hauses bei Anwesenheit hoher Gäste. Den Gatten sah sie nur noch bei den Mahlzeiten oder in Gegenwart der Fremden.

Wieder hatte eine fürstliche Persönlichkeit im Gästehaus übernachtet und war unter Dankesbezeugungen geschieden. Friß Stoltenkamp kehrte über den Hof zurück. Gedankenvoll schritt er weiter und schritt dem Wohnhause zu. Er fand Franziska in ihrem Zimmer.

„Ich mußte dir sagen, was ich soeben gedacht habe, Franziska. Wir sind beide ein wenig einsam geworden im Laufe der ruhelosen Jahre, und doch gehören wir zusammen wie zwei unlösliche Ringe. So wie ich bin und geworden bin oder auch vielleicht werden mußte, konnte mir der Himmel keinen Menschen bescheren, der so zu mir schwer geartetem Menschen paßt und ihn ausgleicht wie du.“

Sie legte ihm den Arm um den Nacken und drückte sich an ihn.

„Ich tu es ja so gern, Friß.“

„Und ich dachte weiter,“ fuhr Friß Stoltenkamp fort, „ob das nun bloße Selbstsucht ist, oder ob auch ich — auch ich dir ein wenig gebe . . .“

„Ich hab dich lieb, Friß. Ich könnte keinen anderen lieben als dich.“

„Das spricht die Mütterlichkeit aus dir,“ sagte er, küßte sie auf beide Augen und ging.

Seit der Sohn und Erbe auf der Welt war und seine väterlichen Triebe stärker gewedt hatte, galt die Sorge des Werksherrn mehr noch als bisher dem Wohle aller Werksangehörigen. Auch sie waren Väter, auch sie waren Söhne, und sie alle glaubten an den schirmenden First des Stoltenkamphauses, unter dem ihr Leben in Arbeit

dahingung. „Es sind alles Stoltenkampmänner,“ sagte sich der Werkscherr, „und ich bin für ihr Glück und ihre Sicherung verantwortlich.“ Seitdem ihm die ersten größeren Summen in die Hände geflossen waren, hatte er eigene Kranken-, Invaliden- und Sterbefassen gegründet und alljährlich aufs neue ausgestattet. Jetzt, wo er für ungünstigere Zeiten Rücklagen hätte vornehmen können, nahm er das zuströmende Geld und baute eine stattliche Arbeitersiedlung daraus und kleine, gartenumhegte Heimstätten für die alte, müde gewordene Garde. Als erster zog der alte Haniel mit seinem trumm gewordenen Weiblein ein.

„Dat hätt ich mir auch nich träumen lassen, dat ich noch mal den Rentner spielen könnt, Herr Stoltenkamp. Wat kost die Welt? Als meine Jungs herausgingen, um sich selbständig zu machen, haben sie mich ausgeplündert bis auf et Hemd. Aber wir haben uns gern ausplündern lassen, nich wahr, Alte? Jugend muß voran. Dat hilft nich. Ich fürcht bloß, hier werden wir auch wieder jung, un dat kost Ihnen ein schön Stück Geld, Herr Stoltenkamp.“

„Haniel,“ sagte Stoltenkamp und schüttelte ihm die Hand, „das ist keine Wohltat von mir, das ist ein Freundschaftsdienst von dir, Alter. Ich hätte dir ja auch eine Pension geben können, die du hättest verzehren können, wo du wolltest. Aber ich dachte, mein alter Freund und Lehrmeister tut dir den Gefallen und zieht als erster hier ein und hält hier die Fahne hoch. Damit jeder weiß: Es ist eine Ehre, hier zu wohnen. Friz Stoltenkamps Freund wohnt auch hier.“

Des Alten Augen lachten.

„Dat soll en Wort sein, Herr Stoltenkamp.“ —

Und Tagsschicht und Nachtschicht reichten sich auf dem

Werk die Hände. Das preukgische Heer verlangte nach Gußstahlskanonen. In Paris brütete Napoleon über einem Plan, seinen trachenden Thron zu stützen. Zu Villafranca war Königgrätz hinzugekommen und un-
geführt.

Und in dem Schienenwalzwerk liefen die Eisenbahn-
schienen und liefen hinaus in alle Welt. Ihre Ver-
billigung mußte das Geld schaffen, das dem Werk und
seinen Angehörigen zu Ruß und Frommen werden sollte.
Und während sie schon in Berlin gespannt den Blick auf
den Seinesstrand gerichtet hatten, baute Friß Stoltent-
kamp die ersten der neu erfundenen Siemens-Martin-
Öfen ein, die Stahlschrot und Stahlabfälle jeder Art ver-
schlangen und bei geringen Selbstkosten jede Menge von
Stahl in hervorragender Güte erzeugten. Wieder war
ein Schritt vom Kleinsten zum Großen getan. Und der
größte Schritt folgte nach. Unabhängig werden von den
Rohstoffherzeugern. Unabhängig von der Sorge um recht-
zeitige Lieferungen. Krieg stand vor der Tür, Kriege
würden folgen in der Gier, Preußen in die frühere
Schwäche zurückzuzwingen. Nach Kanonen würde der
Ruf erschallen. Nach Kanonen! Kanonen brauchten Stahl,
Stahl brauchte Eisen und Kohle, Friß Stoltentkamp
brauchte eigene Eisengruben und Kohlenzechen. Es gab
kein Ausruhen und kein Zögern. Der Gedanke war
zwingend geworden. Er mußte in die Wirklichkeit um-
gesetzt werden.

Der Bankkredit wurde angespannt. Die Banken gaben
bereitwillig. Und die Verhandlungen mit Kohlenzechen
und Eisenerzgruben kamen in Fluß und führten zum
Ziel. Als auch spanische und schwedische Verkaufsangebote
an ihn herantraten, griff Stoltentkamp zu. Er schaute
über den Tag hinaus und wünschte die Zukunft des

Wertes sicherzustellen, mochte es nun wachsen, wie es wollte. Der erste Stoltenkampdampfer ‚Franziska‘ stach in See, die Erze aus Spanien zu holen. Der Dampfer ‚Friedrich‘ folgte ihm bald. Das Stahlwerk Friedrich Stoltenkamp war nun auch auf der See beheimatet.

Die erste Kohlenzeche, die Frik Stoltenkamp erwarb, war die Zeche ‚Wilhelm Grote‘ gewesen. Sie schloß dicht an seinen Grundbesitz an und war ihm darum doppelt wert. Der Schwager erklärte sich bald einverstanden. Die Kinder waren verheiratet und in andere Wirkungskreise getreten, und es lockte ihn, bei noch rüstiger Kraft in eine große rheinische Stadt überzusiedeln, um auch einmal der Sonnenseite des Lebens den rechten Geschmack abzugewinnen.

Amalie Grote nahm den geschäftlichen Teil in die Hand. „Frik,“ sagte sie, „du wirst doch nicht deine einzige Schwester benachteiligen wollen? Du würdest ja nicht froh werden, wenn mein Lebensabend dadurch um so viel ärmer würde, als du die paar Kohlen billiger hast. Die Zechen, die dir für einen geringeren Preis angeboten werden, liegen dir dafür auch viel ungünstiger als die Zeche ‚Wilhelm Grote‘.“

„Also stell deinen Preis,“ entgegnete der Bruder. „Mit einer armen Schwester, die auf Gummirädern in ihren kargen Lebensabend hineinkutschiert, kann ich nicht feilschen. Da sei Gott vor.“

Amalie Grote stieg die Beschämung ins Gesicht. Aber sie bezwang sie tapfer und hielt fest an ihrem hohen Preis. —

„Moldenhauer,“ sagte Frik Stoltenkamp, „Moldenhauer, jetzt gilt es.“

„Was gilt?“ fragte der Oberst und sah von seiner Arbeit auf. „Du bist erregt, Freund.“

„Moldenhauer, meine Abrechnung mit England. Von meinen Anabenjahren an ist mir dies Land in den Weg getreten, hat mich mit seiner schlechten Ware unterboten, hat meine Arbeit zur Fron gemacht, hat mir Jahrzehnte hindurch Preußen ferngehalten — ich hab es geschlagen, wo ich es traf, und in mühseligem Ringen aus dem Sattel geworfen. Nur auf dem Meere behält es seine eingebildete Herrschaft. Es ist Zeit, ihm begreiflich zu machen, daß auch diese Herrschaft nur eingebildet ist.“

Der Oberst stand auf. Seine Augen bligten. „Wahrhaftig? Ist es an der Zeit?“

„Die Panzerflotte des Norddeutschen Bundes will Armstrongs Woolwich-Vorderladefanonen als Bewaffnung einführen. Die junge deutsche Flotte in englischem Schlepptau! Wo die Stoltenkampfschen 24-Zentimeter-Ringfanonen bereitstehen! Man stiert auf die englische Parade-
flotte wie auf den lieben Gott selber. Ich sage, Oberst, sie kocht mit Wasser. Ich habe ein dringendes Gesuch beim König eingereicht. Da ist die Antwort. Das Probeschießen mit dem Herrn Engländer ist genehmigt. Tanz mir hier keinen algerischen Kriegstanz vor, Oberst, und schone deine Stimme, mach dich fertig und fahr mit mir zur Artillerieprüfungskommission. Nun wollen wir den Kampf auf dem Meere gegen England aufnehmen. Erst zur Probe.“

Das Probeschießen fand statt. Artillerieoffiziere und Marineoffiziere, Ingenieure und Stahlsachleute standen dicht gedrängt, um keine Schattierung des Wettkampfes zwischen Preußen und England zur See zu verlieren. Die Woolwichkanone verfeuerte die gewöhnlichen Granaten. Die Stoltenkampfsche Ringkanone verwandte dieselbe Granate. Der erste Schuß war ein Treffer, die Durchschlagskraft eine größere als die des Engländers.

Dann aber ließ Stoltentkamp seine Stahlgranate hervorholen. Oberst Moldenhauer selbst ließ laden, richten, abfeuern. Die starke Schießscheibe aus englischem Panzerstahl flog in Fegen in die Luft.

Einen Augenblick starrte die Versammlung, als hätte sie nicht recht begriffen, nicht recht gesehen. Dann aber brach ein Schrei aus all den preußischen Rehlen wie ein Siegeschrei nach erstrittener Schlacht. Mützen flogen gen Himmel, Hüte und Hände wurden geschwenkt, und die Hurras erbrausten über den Platz.

Fritz Stoltentkamp stand steif und mit blutleerem Gesicht. Seine Jugend zog an ihm vorüber, seine Mannesjahre. Sein ganzes Leben hatte geopfert werden müssen, um zu diesem Ziele zu gelangen: dem endgültigen Sieg über England. Das Blut kehrte ihm zurück. Eine Röte schlug ihm übers Gesicht, eine wilde Röte der Freude. Und er wandte sich um und preßte schweigend Moldenhauers Hand.

Die Bewaffnung der Panzerflotte des Norddeutschen Bundes wurde der Firma Friedrich Stoltentkamp übertragen. —

Franziska erwartete voll inneren Jubels den Sieger. Nicht einen Herzschlag lang hatte sie an der Überlegenheit seiner Waffe gezweifelt. Aber es konnte ein Zufall, ein Unfall eintreten wie mit den ersten alten Geschützen bei Königgrätz. Und einmal erreichte die Zähigkeit ihres Gatten auch ein Ende. Raum daß sie aß und schlief in diesen Tagen der Spannung.

Und in diesen Tagen wurde es Franziska Stoltentkamp offenbar, wie ihr Wesen mählich und mählich und nun wohl schon lange bis zum letzten Hauch mit den Stoltentkampschen Stahlwerken verwachsen war.

Des Gatten Siegesbrief hatte nur den letzten Schleier weggezogen.

Aufrecht schritt sie durch die Zimmer, und als sie den Sohn gewahrte, rief sie ihn an und schritt mit dem erstaunten Knaben über den weiten Fabrikhof von Gebäude zu Gebäude, von Werkstatt zu Werkstatt.

„Nimm die Mühe ab, Friedrich Franz. Das alles hier hat dein Vater mit seinen zwei Händen aus dem Nichts geschaffen.“

Als sie in das Wohnhaus zurückkehrte, wartete ihrer eine Überraschung. Frau Mathilde Stoltenkamp aus Düsseldorf war angekommen und begrüßte mit glänzenden Augen ihre Schwägerin. Ihre schmiegsam gebliebene Gestalt und die sorgsam gepflegte Haut schienen das Altern fernzuhalten.

„Was führt dich denn so plötzlich daher, Mathilde?“

„Kind, wie du fragst! Die Zeitungen sind voll von dem Sieg, den Erik über den Engländer erröcht. Die Menschen auf den Straßen sprechen beinahe mehr von Erik Stoltenkamp als vom Kaiser Napoleon. Und du stehst hoch, kühl und gelassen und hast noch nicht die geringsten Anstalten getroffen, ihn zu empfangen.“

„Ich habe keine Anstalten getroffen?“

„Nichts. Nichts. Wie das hier alles nüchtern ausschaut. Das Haus wie das Werk. Das muß leuchten und lachen und ihm entgegenwinken. Da komme ich gerade zur rechten Zeit, um dir zu helfen.“

„Liebe Mathilde, es ist sehr freundlich von dir. Aber es ist bei Erik nicht am Platz.“

„Man hat es ihm von Jugend an vorenthalten. Alles, was leuchtete, lachte und schön war. Jetzt hat er das große Ziel seines Lebens erreicht. Jetzt wollen wir nachholen.“

„Wir, Mathilde?“

„Kind, Kind, du kommst ja nicht allein mit ihm zurecht.

Der Sieger gehört in die große Öffentlichkeit, er ist ein Mann des Volkes geworden. Jetzt ist es seine Pflicht, uns zu gehorchen und sich zu zeigen.“

Franziska Stoltenkamp blickte die Schwägerin ruhig an. „Du bist im Laufe der Jahre erregter geworden, Mathilde. Und es ist auch nicht das erste Mal, daß ich mich wundern muß. Vielleicht sagst du mir heute, wie du immer wieder zu dieser — dieser Unwartschafft auf meinen Mann gelangst?“

Frau Mathilde Stoltenkamp hob den Kopf. Sie hatte sich wieder in der Gewalt.

„Liebe Franziska, wie du kindlich fragst. Als dein Mann dich heiratete, zählte er zweiundvierzig Jahre gegen deine zwanzig Jahre. Zweiundzwanzig Jahre Mannesleben mehr aber bedeuten — nun, sie bedeuten wohl ein abgeschlossenes Mannesleben. Und in diesem seinem ganzen Leben war ich allein seine Freundin und Vertraute.“

„Dann wurde ich seine Frau,“ sagte Franziska Stoltenkamp, und der Stolz zitterte durch ihre Stimme.

„Ist Frau soviel wie Vertraute?“

Und Franziska antwortete: „Ich kenne die Kreise nicht, in denen diese Begriffe, die ein und dasselbe bedeuten, gegeneinander ausgespielt werden. Seitdem ich verheiratet bin, ist der Kreis, den ich übersehe, zwar kleiner geworden, aber um so schöner, ernster und wohl auch lebenswerter. Die eine Hälfte des Kreises bildet mein Mann. Soll ich ihn fragen, ob Mann und Vertrauter das gleiche ist? Nein, nein, Mathilde, beunruhige dich nicht. Er würde mich zum erstenmal im Leben nicht verstehen.“

Und wieder war Franziska Stoltenkamp allein und erwartete voll drängender Liebe ihren Mann.

Fritz Stoltenkamp kehrte heim. Eine einzige Fahne flatterte im Winde. Sie flatterte wie ein wilder Jubel vom Dache des gedrückten Arbeiterhäuschens, in dem Friedrich Stoltenkamp das Glück seines Lebens in den Armen seiner Frau ausgehaucht hatte, und aus dem heraus der Sohn seine Pflichten getragen hatte bis zur Erfüllung.

Fritz Stoltenkamp schritt in sein Haus. Der wilde Jubel war auch in ihm.

Im Zimmer stand Franziska.

Und plötzlich tat sie ein paar hastige Schritte auf ihn zu und zog seinen Kopf ganz fest an ihre Brust.

„Liebst du mich, Fritz? Liebst du mich?“

„Wie man ein Weib lieben kann, nur dich, Franziska.“

„O du — du — ich danke dir — obwohl ich es wußte . . . Und jetzt will ich unseren Jungen rufen.“

Über den Rhein zogen die deutschen Truppen. Über den Rhein und nach Frankreich hinein.

Kein Krieg gegen Preußen war es mehr, wie ihn sich der Rechenmeister in Paris gedacht hatte. Süddeutschland erkannte die Gefahr wie Norddeutschland. Der heiße Julimonat des Jahres 1870 sah wieder ein deutsches Heer, sah es unter dem Oberbefehl des alten Preußenkönigs Wilhelm, den die drei starken Männer Bismarck, Moltke und Roon wie Erzengel umgaben.

Über den Rhein zogen die deutschen Truppen. Über den Rhein und nach Frankreich hinein. Weißenburg, Wörth und Spichern waren kleine Namen und wurden im Feuer umgeschmolzen zu großen Laten. Aus den Worten Bionville, Mars-la-Tour, Saint-Privat und Gravelotte wurden Kettenglieder geschmiedet und um den Leib der jungfräulichen Feste Meß gelegt. Und in dem stählernen Meß, das über Sedan geworfen wurde, fing sich der Kaiser der Franzosen. Die dritte Republik rief Paris auf die Wälle. Und der deutsche Stahlring wurde um die Lichtstadt gepreßt, bis die Irrlichter erloschen und mit der Hauptstadt ganz Frankreich die zerbrochenen Waffen streckte.

Wo immer die Kanonen aufgebrüllt hatten zum Todesgruß, da hatten die Stollenkampschen Rohre den Feind das Sterben gelehrt. —

Scharfäugig hatten Friß Stoltenkamp und seine Leute den Zweikampf der Artillerie verfolgt. Sie wußten wohl, daß ihnen in Napoleon einer der besten artilleristischen Kenner der Welt gegenüberstand. Keinen Zwischenfall verloren sie aus den Augen, und mochte er als ein Zufall erscheinen. Auch die Zufälle gaben gute Lehren. Und während die Heere auf französischem Boden miteinander rangen, bereitete Friß Stoltenkamp auf deutschem Boden die Weiterentwicklung der siegreichen Waffe vor, ohne sich blenden, ohne sich ablenken zu lassen. Unbeirrt durch den Erfolg der Stunde, bildete er mit seinen Leuten das Heer hinter der Front, das Heimatheer.

Und wieder zogen die deutschen Truppen über den vaterländischen Strom, heimwärts als Sieger, und vor den deutschen Heerscharen aller Stämme ritt Wilhelm der Erste, Deutscher Kaiser.

Als von Versailles her die Verkündung der Wiedergeburt des Deutschen Reiches die Welt durcheilte, legte Friß Stoltenkamp zum erstenmal die Arbeit beiseite. In Gedanken versunken schritt er über den Fabrikhof bis zu seinem Wohnhause.

„Willst du einen Gang mit mir machen, Franziska? Hast du Zeit für mich?“

„Das ist, als ob ich fragte: Hast du Zeit für die Fabrik, Friß?“

Sie hing sich in seinen Arm und wanderte mit ihm, und wo einst die mageren Ader der Frau Jodokus Stoltenkamp brach gelegen hatten, hoben sich Werkstätten an Werkstätten, Ramine an Raminen, Schießplatz und Lagerplätze weit über die einstmalige Zechen ‚Wilhelm Grote‘ hinaus, und eine kleine Stadt von Arbeiterwohnungen schloß sich an und von Gartenland umgeben die helle, freundliche Siedelung der Alten.

Auf allem ruhte Friß Stoltentkamps Auge, und er wies Franziska auf die kleine Arbeiterstadt hin und sagte: „Wir haben auch hier nichts verabsäumt. Sobald die Heere heimgekehrt sind und alle die Arbeitsfäuste wieder ins Land kommen, wird der zweite Bauplan ausgeführt. Bald sollen mehr als zweitausend Arbeiterwohnungen stehen. Das ist mir ein lieber Gedanke. Und nun darf ich wohl auch einmal an uns denken.“

„An uns?“ fragte Franziska und horchte hoffnungsfreudig auf. „Sollen wir mehr von dir haben?“

„Wie leicht du zufriedengestellt bist, Franziska. Nein, du, das wäre kein besonderer Gewinn für dich, einen alten Karrengaul im Stall stehen zu haben. Jetzt noch nicht, wo das deutsche Vaterland neu geboren ist und wir alle jung werden. Jetzt noch nicht. Aber für dich möchte ich ein freies, schönes und dir angemessenes Heim schaffen, von dem aus du in das neue Deutschland hineinblicken kannst, ohne die Begleitmusik meiner Hämmer, Walzen und Maschinen. Franziska, wir sind jetzt im siebzehnten Jahre des Heils miteinander verheiratet, und ich habe dir noch nie ein persönliches Geschenk gemacht.“

„Ich habe dich doch,“ unterbrach sie ihn. „Hast du den Winternachmittag an der Kölner Werft vergessen, das wilde Schneetreiben, in dem du mich Nirgendzuhaus so reich beschenktest?“

„Davon weiß ich nichts,“ sagte Friß Stoltentkamp. „Ich weiß nur, daß ich mir aus einem Schneetreiben mein Glück ins Haus holte. Und nun richte einmal deinen Blick mit mir in die helle Zukunft.“

Sie wanderten die Ruhr entlang und sahen das altertümliche Städtchen liegen, in dem der Ohm Grote sein bauernschlaues Leben verbracht hatte. „Von diesem

Gleden Erde komme ich nicht los, Franziska. Hier faßte mich mein Schicksal.“

Silbern flog die Ruhr an der leichten Waldhöhe entlang, auf der sie standen. Ein alter Baumschlag reckte sich über sie hin wie eine vergessene Insel im Meere der Arbeit. Drüben träumte das Städtchen in den Winterwiesen.

„Das ist der Friede,“ sagte Franziska vor sich hin.

„Ja, Franziska, das ist der Friede. Und doch nicht der schlummermüde Friede. Ein Blick von hier droben auf die Straßen meines Schicksals dort unten würde mich vor der Gefahr des Einschlafens bewahren.“

„Dann ist gut sein hier droben, Frix.“

„Ich habe den Wald gekauft,“ fuhr Frix Stoltenkamp fort. „Ich habe auch schon den Plan für unser geräumiges Heim im Grünen entworfen. Heute, wo das Deutsche Reich neu errichtet ist, wollen auch wir unser Haus neu errichten. Deshalb habe ich dich hierher geführt. Du sollst mir sagen, ob dir unser Abendsitz gefällt.“

Sie drückte ihren Kopf gegen seinen Arm und schaute in stiller Bewegung ins Land hinaus.

„Der Abendsitz eines Mannes, der nur den Tag kennt, Frix, und doch ist es so wunderschön.“

„Dann ist es gut, Franziska. Morgen beginnen wir mit der Ausschachtung. Auch das Gästehaus soll hier hinauf. Damit die fremden Herrschaften doch gewahr werden, wie wunderherrlich Deutschland selbst in seinem schwärzesten Winkel ist.“

Er brach ab und sann in die Weite.

„Und dann,“ schloß er, „wird die freie, frische Strom- und Waldblust auch die schwache Brust unseres Jungen kräftigen. Hier ist der Platz zum Gesundwerden.“ —

Das weiße Haus erstand mit dem Knospengrün der Bäume. Und als es eingerichtet und bezogen wurde,

bezogen Tausende von Arbeitern mit Weib und Kind ihre neuen Heimstätten. Es waren Riesensummen, die Friß Stoltenkamp in sein Wohlfahrtsunternehmen steckte, und die Banken zogen die Brauen hoch.

„Was verstehen diese Geldmenschen von uns und unseren Bedürfnissen,“ lehnte der Werkschherr jeden Einwurf ab. „Unsere Arbeit hat das Geld hereingeschafft, jetzt muß das Geld wieder neue Arbeitsmöglichkeiten schaffen und mit der Arbeit die Kräfte. Seht euch um im neuen Vaterland. Arbeit zuhaus!“

Als wäre mit den paar Milliarden der französischen Kriegssentschädigung ein unversiegbarer Goldstrom ins Land eingedrungen, so erwachte mit dem Aufschwung des Großgewerbes auch das Goldfieber der Menschen. Allein in der Hoffnung auf raschen Gewinn, in der Gier, mitzuschöpfen aus dem goldenen Strom, wuchsen landauf, landein die Neugründungen aus der Erde, ohne auch nur die Grundmauern zu festigen. Von allen Seiten flossen die Bestellungen. Ein Rausch hatte das Volk erfaßt, ein Taumel, über Nacht reich zu werden, das Leben auszugenießen. Die Eisenbahnen aber erweiterten allenthalben ihre Verkehrsneze. Im Rhein- und Ruhrgebiet dampften alle Schloten. Die Förderung der Kohle und des Eisens mußte verdreifacht werden, um den Schienenlieferungen und dem Ruf nach Stahl gerecht zu werden. Und Friß Stoltenkamps Schienenwalzwerk arbeitete mit den übrigen Tag und Nacht.

Es war die Zeit, in der das Geld auf den Straßen lag und kaum einer sich bücken mochte, aus Angst, er könne darüber eine Freude des Lebens versäumen. Und das Geld kam ja auch ohnedies ins Haus. Die Menschen waren toll darauf, es zu hohen Zinsen anzulegen, und wenn die Zinsen vom Monde kommen sollten. Ein irr-

sinniger Tanz um das goldene Kalb hob an, und die besten Ausrücker gewannen die prallsten Taschen.

Für Eisen und Stahl waren lohnende Jahre. Ein ausreichender Einfuhrzoll hinderte das Ausland, die deutschen Märkte mit Massenwaren zu überschwemmen, die Schäden des Krieges mußten im Heere ersetzt, die Lehren des Krieges für zukünftige Kriege in Rechnung gestellt werden. Nicht lange, und die Neubewaffnung des gesamten Heeres wurde angeordnet.

Die rastlose Weiterarbeit, die Fritz Stoltenkamp mitten in Krieg und Sieg fortgeführt hatte, trug ihre Früchte. Seine verbesserten Geschütze standen bereit, bis ins kleinste nach den Lehren des Krieges durchgearbeitet. Seine Werke erhielten gewaltige, aber kurzfristige Aufträge. Tausende neuer Arbeiter mußten heran.

Auf seinem Freiherrnsitz im Grünen saß er und gedachte ein paar tiefe Atemzüge zu tun. Aber schon hatte die Arbeit seine Spur gefunden und holte ihn ein und riß ihn von der Ruhe zurück.

Frau Franziska seufzte.

„Nun glaube ich an den Abendsitz nicht eher, als bis es Nacht für uns geworden ist.“

Aber sie erkannte die Unabänderlichkeit und blickte mit stolzen Augen dem Unermüdlichen auf seinen Wegen nach. Was half's ihr auch, ob er hier droben saß! Sie mußte ihn doch den Gästen lassen.

Seit die gesteigerte Arbeit für die Neubewaffnung des Heeres eingesetzt hatte, wurde das Gästehaus nicht mehr leer. Hohe Offiziere erschienen in Scharen, die großen und kleinen Fürsten kamen und gingen, Staatsmänner meldeten sich an, um ihrem Wissensdrang zu genügen, und auf der Durchreise fehrte auch der eiserne Kanzler des neuen Deutschland ein, Fürst Otto von Bismarck.

Die Besichtigung der Stahlwerke war beendet, die Gäste erschienen zur Tafel. Der Kanzler hatte seinen Platz zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau eingenommen, und das Gespräch bewegte sich noch eine Zeitlang in den Bahnen des eben Erschauteu. Mit strahlenden Augen berichtete der Kanzler Franziska von der Wunderwelt, in die er einen Einblick genommen hätte, und Franziska vermochte leicht zu antworten, da es sich in der Hauptsache nur um das augenfällige Bild des Stahlwerks handelte, das sie von ihren vielen Besuchen beherrschte.

Der Reichskanzler machte ihr eine ehrerbietige Verneigung.

„Alle Hochachtung, meine gnädigste Frau. Sie verstehen über diese schwierigen Dinge zu plaudern wie ein gelernter Fachmann.“

Franziska lehnte errötend ab.

„Wenn Euer Durchlaucht wüßten! Ich sehe nämlich nur die Oberfläche und habe von all den technischen Dingen, die dem Ganzen erst die Seele geben, leider keine Ahnung.“

Des Fürsten Auge wurde noch strahlender. Dann zwinkerte er seiner Nachbarin heimlich zu und raunte launig hinter der vorgehaltenen Hand: „Ja auch nicht. Ja gebe mir bloß die Haltung.“

Und er legte mit strahlenden Augen den Finger auf seinen Mund.

Das war ein glücklicher Abend für Franziska. Die Ritterlichkeit des Kanzlers benahm ihr jede Scheu, die Unterhaltung schwang sich über den Alltag hinaus, die Welt der Gesamtheit und das Leben des einzelnen erschien anders und bedeutungsvoller in den prägenden Worten des deutschen Edarts. „Erst das Vaterland durch uns, dann wir durch das Vaterland.“

Und in den Tagen, die folgten, dachte Franziska immer wieder an diesen Abend zurück und an ihren starken und ritterlichen Nachbar.

„Gottlob, er versteht auch nichts vom Gußstahl. Er gibt sich nur die Haltung, alles zu verstehen. Und ist doch ein Mann aus Stahl.“

Immer höher schwoll die Zahl der Neugründungen an, immer noch neue Aktiengesellschaften bildeten sich zur Ausbeutung des goldenen Stromes. Auch die Arbeiterklasse wollte teil daran haben. Geschickte Hände waren gesucht, die Löhne stiegen, und wo sie nicht schnell genug stiegen, traten die Arbeiter in den Ausstand und erzwangen sie. Frig Stoltentamp nahm von den Vorkommnissen nicht die geringste Notiz. Er war sich bewußt, ein ganzes Leben lang wie ein väterlicher Kamerad an seinen Leuten gehandelt zu haben, und war seiner Arbeiterschaft sicher.

Um so stärker traf ihn die Meldung, daß die Belegschaft einer Zeche, die er erst kürzlich käuflich an sich gebracht hatte, die Arbeit niedergelegt habe.

Steif und blaß bis in die Lippen stand er in seinem Geschäftszimmer und nahm die Meldung entgegen, ohne eine Antwort zu erteilen. Dann setzte er sich an seinen Arbeitstisch. Er war allein. Und er preßte die Fingernägel in die Augen, als müßte er Bilder des Ekels erschauen.

„Pfui Teufel noch einmal.“

Es gab keinen Menschen im ganzen Reich und auch nicht einen nur, der so umfassend für seine Arbeiter vorgesorgt hatte und vorausblickend in die Zukunft hinein sorgte. Er war aus der Dunkelheit heraus mit ihnen gewandert und hatte sie ans helle Licht geführt. Und sie waren ohne Zaudern mit ihm gegangen durch dick und dünn. Ah, das war ein Stolz gewesen, dies Einssein

von Wert und Wertsangehörigen. Nun war der Stolz kaputt. Pfui Teufel noch einmal.

„Nein,“ sagte er sich, „du urteilst zu hart, weil du im ersten Zorn urteilst. Es gibt nichts Treueres als deine alten Kerle, und was nach ihnen gekommen ist, haben sie brav in die Mache genommen, bis die neuen wurden wie die alten. Du mußt den Geist anerkennen, der durch ihre Reihen geht. Sie haben ihren Stolz auf dich und das Werk, wie du ihn auf sie und ihre Mitarbeit hast. Sie alle trifft es nicht. Es ist der fremde Klüngel von draußen.“

Er ließ den Betriebsleiter der Zechе zu sich rufen.

„Ihre Leute streiken. Weshalb, wenn ich fragen darf.“

„Lohnerhöhung, Herr Stoltenkamp. Es ist jetzt überall dasselbe Lied.“

„Überall nicht. Nicht bei Friedrich Stoltenkamp. Meine Leute wissen, daß ich sie zu allen Zeiten reichlich und oft überreichlich am Gewinn habe teilnehmen lassen, und daß ich ihnen auch in den Jahren, in denen es für das Werk selbst nichts zu brechen und zu beißen gab, die Treue gehalten habe. Gott sei gedankt, meine Leute sind aufrechte Männer und haben ihren Arbeitsstolz. Andersgeartete passen nicht zu ihnen. Sagen Sie Ihrer Gesellschaft, ich danke, und sie könnte abkehren. Wir werden eine neue Belegschaft anmustern.“

„Herr Stoltenkamp, es ist die neue Zechе. Die Leute kennen Sie noch nicht.“

„Ich sollte doch wohl meinen, daß man sich über das vorbildliche Verhältnis im Stoltenkamp'schen Betrieb zur Genüge hätte unterrichten können. Es bleibt dabei.“

Der Zechenleiter kam am nächsten Tage zurück. Fröhlich Stoltenkamp ließ ihn sofort vor und sah ihn verwundert an.

„Herr Stoltenkamp, ich hab es der Belegschaft noch gestern mitgeteilt. Und seit heute früh stehen ein paar

alte Knaben draußen, die dem Herrn ihre Beschwerde selbst vortragen möchten und um Vertrauen bitten."

"Vertrauen? Ist das Vertrauen, was sie herführt, oder Angst? Ein seltsamer Weg des Vertrauens, die Arbeit hinzuwerfen und mit drohender Faust zu verhandeln. Schicken Sie die Leute nach Hause."

Noch einmal kehrte der Beamte zurück. „Herr Stoltenkamp, sie wollen nicht und sagen, es sei Sünde —“

„Was sei Sünde? Da soll doch —“ Er riß das Fenster auf. „Kommt mal herauf, ihr da unten!“

Die Abordnung stand vor ihm.

„Kein Wort will ich hören. Was ihr an mir geübt habt, ist Verrat. Daran ist nichts zu deuteln. Was Sünde sein soll, will ich wissen.“

„Sünde is,“ sagte ein alter Hauer langsam, „wenn man eine Witwe heiratet und bekümmert sich nur um die eigenen Rinnern und nicht um die der Frau. Der Herr Stoltenkamp hat uns wohl übernommen, aber noch keine Zeit für uns übrig gehabt.“

Friß Stoltenkamp sah den Sprecher betroffen an.

„Ich hätte euch vernachlässigt? Zugunsten der anderen? Das ist natürlich ein Unsinn.“

„Wir wohnen wie die Schweine, Herr Stoltenkamp. Und wir haben uns gesagt, als die Zeche verkauft wurde, jetzt kommt die bessere Zeit. Als sie nicht kam, haben wir die Arbeit niedergelegt.“

„Und das nennt ihr ein anständiges Benehmen? Ohne weiteres die Arbeit hinzuschmeißen?“

„Wir wohnen wie die Schweine, Herr Stoltenkamp. Wie kann man da groß ein anständig Benehmen von uns verlangen?“

Das Wort saß. Stoltenkamp mußte es sich bekennen. Er drückte auf den Klingelknopf und bestellte seinen

Wagen. „Ihr könnt mitfahren. Erwartet mich unten.“ Und er brachte seine Arbeit zu Ende, nahm Mantel und Hut und fuhr mit den drei Abgesandten hinaus auf die Zeche.

Ermüdet kehrte er am Abend zurück und ließ Ungemach zu sich bitten.

„Der reine Raubbau, den meine Herren Vorgänger in den letzten Jahren da draußen getrieben haben. Seit sie sich sagten, daß ich die Zeche eines Tages doch kaufen müsse, haben sie nur noch gefördert und sonst alles ver-ludern lassen. Die Wohnungen der Belegschaft sind in einem Zustand . . . ! Raubbau am Wohlergehen der an-vertrauten Arbeiter ist das Gemeinste. Schaffen Sie das aus der Welt, Ungemach. Schicken Sie sofort die Herren des Baubüros hinaus. Das Arbeiterdorf muß von Grund aus neu aufgebaut werden.“

„Soll ich nicht zuerst den Kostenanschlag vorlegen?“

„Was hilft mir der Kostenanschlag? Es muß sein. Da ist nichts zu berechnen. Sie lassen die Einfamilien-häuser bauen, wie sie zuletzt gebaut worden sind. Da es sich um ländliche Bevölkerung handelt, mit Garten-land.“

„Entschuldigen Sie, Herr Stoltenkamp, daß ich noch einmal darauf zurückkomme. Die Sache kostet einen Haufen Geld.“

Frik Stoltenkamp stand auf und ging im Zimmer umher.

„Ich weiß es, Ungemach. Und ich weiß auch, daß ich mit einer Lohnerhöhung billiger davongekommen wäre. Wer hätte ich den Leuten damit genügt? Hand aufs Herz. Die paar Groschen hätten sie abends versoffen, um des Nachts ihren Schweinestall weniger zu empfinden. Das wären nicht die richtigen Arbeitskameraden für uns.

Da hab ich lieber das andere Abkommen mit ihnen geschlossen. Morgen fährt die Gesellschaft wieder ein.

Er dehnte die Arme und sah sich nach seinem Hute um.

„Das Herumfriecken in den Baracken hat mich müde gemacht. Ich will heimfahren. Ja, Ungemach, die Jüngsten sind wir nun auch nicht mehr. Grau wie die Eulen schauen wir aus. Na, und nun machen Sie ein fröhliches Gesicht. Die allgemeine Geschäftslage ist eine glänzende für uns. Wir können das Geld gar nicht besser anwenden.“

„Herr Stoltenkamp,“ sagte Ungemach, „es gibt in der ganzen Eisen- und Stahlwelt keinen Menschen, der Ihnen an Schöpferkraft auch nur annähernd nahe käme. Aber auch keinen schlechteren Rechner.“

Und er drückte dem Werksherrn kräftig die dargebotene Hand und ging hinaus, um seine Vorbereitungen zu treffen.

Friz Stoltenkamp lehnte sich tief in den Wagen zurück, der ihn heimbrachte. Das Vorkommnis hatte ihn doch stark mitgenommen. „Arbeitsniederlegung in der brennendsten Zeit. Fahnenflucht vor dem Feind. Klägliche Zustände da draußen, gewiß.“ Aber er kam über die Untreue nicht hinweg. Gerade er nicht. „Niederträchtig war es doch.“ — —

Irgendwo hatte es zu knistern begonnen. Die Sachverständigen an den Börsen horchten auf. Irgendwo eine unerwartete Zahlungseinstellung, irgendwo ein Bankrott, der überraschte. Die Banken begannen die Rechnungsauszüge ihrer Rundschaft etwas genauer anzusehen, und auf der Börse ging das Gründungsfieber herunter. Es knisterte weiter, und das Knistern wurde zum Rauschen und Krachen, wie wenn der Frühlingssturm durch den Wald geht und jeden Ast, der sich als

ungesund und nicht triebfähig erweist, mit unerbittlicher Faust herunterhaut. Das Geld war festgelegt zu hohen Zinsen. Die neuen Unternehmungen vermochten die Zinsen nicht mehr hereinzubringen. Durch die Hochflut der Warenerzeugnisse war der Markt übersättigt, der Bedarf längst gedeckt. An neue Bareinlagen konnte nicht mehr gedacht werden. Die stutzig gewordenen Einzahlcr forderten ihr Geld zurück. Auf der Börse kam es zu wilden Aktienverkäufen. Jeder suchte für sich zu retten, was er konnte, und trat den Nebenmann dabei nieder, um auf der Flucht über ihn hinwegzustolpern und selber zu Boden zu stürzen. Schwindelunternehmungen rissen alte gediegene Häuser mit ins Verderben durch Nichteinhaltung der Verträge, durch Nichtzahlung der Warenbeträge. Die Banken schlossen dreimal ihre Kassen ab. Treu und Glauben standen auf dem Kopf. Und das Entsetzen raste durch die Handelswelt und schlug zusammen, was nicht mit goldenen Ätern felsenfest verankert war.

Noch stand die Eisen- und Kohlenindustrie in der wilden Kopflosigkeit auf festen Füßen. Die Schutzzölle der Regierung bewährten sich als Damm. Aber das Sprichwort, daß ein Unheil nie allein des Weges kommt, bewies auch hier seine unerwünschte Wahrheit. Es kamen Gerüchte von freihändlerischen Wünschen. Den tobenden Wettern sollte eine Entlüftungsklappe geöffnet werden, und man griff nach der falschen. Durch die Aufhebung der Zölle wurde das große Eisen- und Stahlgewerbe mit in den Strudel gerissen und die Kohlenzechen als Zwillingbrüder mit ihm. Durch die Bresche der Zollschranken stürzte das Ausland, überschwemmte die Märkte und unterbot durch die stärkere und billigere Förderung von Erzen jeden Preis. Mit der wachsenden Anzahl der Eisen- und Stahlwerke sahen sich die Kohlenzechen zum Feiern Die Stollenkämpf und ihre Frauen. 26

gezwungen. Wer nicht stilllegte oder ganz zusammenbrach, mußte um Lebens oder Sterbens willen die Hälfte der Arbeiter entlassen. Kein Mensch wußte, ob er am nächsten Tage noch seinen Geschäftsstempel auf den Briefbogen setzen konnte.

Als der Sturm losbrach, befand sich Erik Stoltenkamp mitten im Aufbau des neuen Arbeiterdorfes. Er ließ nicht einhalten. Er ließ mit verdoppelten Kräften weiter schaffen und stemmte sich stolz auf die Größe und Bedeutung seiner kampfgestählten Werke. Möchten die Stürme darüber hinwegbrausen.

Die Stürme aber machten vor den Dächern und Schloten der Stoltenkamp'schen Stahlwerke nicht halt. Sie rissen die Ziegel herunter und fauchten in die Essen hinein, als ob sie die Feuer zum Erlöschen zwingen wollten. Die Kanonenlieferungen für die Neubewaffnung des Heeres waren erfolgt. Die Eisenbahnen hatten sich über Bedarf eingedeckt. Und Woche für Woche galt es, zwölftausend Werksangehörige auszulöhnen und den laufenden Verpflichtungen nachzukommen.

Erik Stoltenkamp stand auf seiner Höhe und hielt mit zäher Beharrlichkeit an dem Gedanken fest, die Bedeutung seines Werkes für das deutsche Gewerbeleben sichere es vor jeder Einsturzgefahr.

Er verbiß sich in den Gedanken seiner Unverwundbarkeit. Ein Werk, das zwölftausend Männern mitsamt ihren Familien das tägliche Brot gab, sollte von heute auf morgen weggesetzt werden können wie ein überflüssiges Glied am Wirtschaftskörper des Reiches? Das wäre eine schöne Wirtschaftspolitik. Nein, nein, mit solchen Spensstergeschichten sollte man ihn nicht schrecken.

Er verlangte eine neue Bausumme von der Bank. Die Bank lehnte ab.

Fritz Stoltenkamp traute seinen Augen nicht, als er das Begleitschreiben las. Was ging die Leute sein Arbeiterdorf an? Was ging es die Bank an, ob er das Geld für die Arbeiterfürsorge oder den Bedarf des Werkes verwandte? Wert und Werksangehörige waren ein und dasselbe. Hatte die Bank die bestimmende Leitung oder der Werksherr?

Er berief seine Prokuristen. Die kaufmännischen und technischen Geschäftsbevollmächtigten saßen stumm um den Beratungstisch, während er ihnen den Inhalt der Bankabsage mitteilte. „Sprechen Sie Ihre Meinung aus, meine Herren.“

„Das Ranonengeschäft liegt vorläufig still,“ sagte Moldenhauer ärgerlich. „Die Flotte ist im Bau und verspricht große Aufträge an Geschützen, Panzertürmen und Panzerplatten. Aber mit den Versprechungen können wir inzwischen die Ofen nicht heizen.“

„Mit dem Friedensbedarf liegt es noch schlimmer,“ erklärte Ungemach ruhig. „Das ganze Land hat drauslos erzeugt, und die Aufhebung der Zölle hat den Rest bewirkt. Man kann sich vor englischem Stahl nicht mehr retten, und für unsere besten Marken, die sie uns nicht nachmachen können, ist kein Markt.“

Der kaufmännische Leiter hatte das Wort.

„Die Werke stellen einen Wert dar, der kaum ziffernmäßig zu berechnen ist, Herr Stoltenkamp. Aber zwei Unterlassungen sind begangen worden. Da sie öfter zur Sprache gebracht worden sind, dürfen wir auch heute nicht an ihnen vorbeischießen, sondern müssen sie offen ins Auge fassen. Die eine Unterlassung ist die versäumte Rücklage von Sicherungsgeldern. Wir haben nur an die Vergrößerung und wieder an die Vergrößerung des Werkes gedacht und nie an einen Stillstand, der die schnelle

Verfügung über geldliche Hilfstruppen benötigte. Der Wert der in der Fabrik arbeitenden Gelder beträgt Millionen, und in der Stunde der Gefahr stehen diese Millionen nur auf dem Papier. Die zweite Unterlassung aber beruht darin, daß wir unseren Geldverkehr mit den Banken in der Schwebe ließen, statt ein Geringes zu opfern und eine langfristige Anleihe zu vereinbaren. So ist die Bank in der Lage, von heute auf morgen ihr Guthaben zu kündigen und uns in so ernstliche Schwierigkeiten zu bringen wie die heutigen."

"Sie halten also die Schwierigkeiten für wirklich ernst?" fragte Friß Stoltenkamp ungläubig.

"Sie sind mehr als ernst, Herr Stoltenkamp."

"Und die unberechenbaren Summen, die im Werke liegen, sollten nicht Bürgschaft genug bieten? Der Gedanke ist lächerlich."

"Wenn die Bank, die so lange Jahre mit uns gearbeitet hat, nichts darauf gibt, Herr Stoltenkamp —"

"So werfen wir sie über Bord. Für den Pappenstiel finden wir eine andere."

"Herr Stoltenkamp," sagte der kaufmännische Leiter ernst, "es handelt sich nicht um einen Pappenstiel. Sie dürfen sich in dieser schweren Stunde nicht täuschen. Ich habe seit Jahren immer wieder darauf hingewiesen, daß unsere Geldwirtschaft unglücklich eingerichtet ist, daß Rücklagen eher geschaffen werden müssen als neue Betriebe. Aber ich möchte um alles in der Welt in diesem kritischen Augenblick nicht als Rechtbehälter erscheinen wollen. Die Lage ist ohne Umschweife die: Wir brauchen für die Ablösung der gekündigten Bankschuld und für den gesamten Weiterbetrieb ebenfalls Millionen. Wir wissen nicht, wie lange diese niederdrückende Flaue anhält, und müssen Geld in der Hand haben. Die Geldknappheit der Banken

Ist heute aber fast ebenso groß wie ihre Vorsicht. Ich sehe noch keinen Ausweg.“

„Das mir,“ stieß Friß Stoltenkamp hervor, „das mir, wo ich endlich oben bin.“

Und in dem Raum, der so viele heiße Arbeitspläne und ihre Erfüllungen erlebt hatte, wurde es still wie im Sterbezimmer.

Friß Stoltenkamp hob den niedergesunkenen Kopf. Er sah die Augen der erprobten Männer, die gewohnt waren, in ihm zu jeder Stunde den Führer zu erblicken, in Spannung und Mitgefühl auf sich ruhen. Das gab ihm einen Ruck.

„Ich danke Ihnen, meine Herren. Wir wollen, jeder für sich, über Sachlage und Ausweg nachdenken und uns morgen um diese Zeit wieder versammeln. Ich danke Ihnen.“

Es gab keinen Ausweg. Die Banken beharrten bei ihrer Ablehnung. Und jetzt sah auch Friß Stoltenkamp den Zusammenbruch, Auge in Auge. Er sah in seinem weißen Haus, das die Wipfel der jahrhundertealten Bäume beschatteten, und blickte über die Ruhr hinaus auf den alten Schicksalsweg seiner Jugend. Diesmal, nein, diesmal gab es keinen Ohm Grote, der Geschäfte witterte, und wenn die Geschwister alles zusammenlegten — es langte nicht zu einem Drittel. Das Werk war zu groß geworden.

Der Gedanke fiel ihm auf die Seele wie ein würgendes Gewicht.

„Zu groß geworden? Konnte ein Werk, das ein einzelner geschaffen hatte mit der Daransetzung seines ganzen Geistes und ganzen Lebens, zu groß für den einzelnen werden? Konnte es über seinen Herrn und Meister hinauswachsen?“

Seine Augen bekamen einen herausfordernden Glanz. Er stöhnte auf, als müsse er einen Alb von sich abwälzen. Seine Hände griffen in die Luft. Und dann waren seine Hände eingefangen und seine glühenden Augen von einer kühlen Hand geblendet. Und über seinem grauen Haar sprach Franziskas Stimme: „Nun ist es genug, Friß. Nun will ich die Hälfte von deinem Unglück, wie ich mehr als die Hälfte von deinem Glück erhielt.“

Das war das einzige Mal in Friß Stoltentkamps Leben, daß er sich einem aufgepeitschten Schmerz überließ und Trost bei einem Menschen suchte und fand. Ganz still saß die Frau, die er sich vor Jahren aus dem Schneetreiben geholt hatte, weil ihre Stimme und ihre Bewegungen von so mütterlicher Art gewesen waren, neben ihm und hielt seinen Kopf fest an ihrer Brust, bis der leidenschaftliche Ausbruch vorüber war.

„Jetzt ist dir leichter, Friß. Du hättest das nicht so lange mit dir herumtragen sollen. Ach, du, ich fürchte nur eine Einschränkung, und das ist die deines Vertrauens. Jetzt fürchte ich gar nichts mehr.“

„Ja, Franziska, es wird eine harte Zeit der Einschränkungen werden. Das wiederholt sich in meinem Leben. Aber niedergekriegt hat es mich nie. Was macht der Junge?“

„Er arbeitet für seine Reiseprüfung, Friß.“

„So groß ist er schon. Und morgen steht er vor mir und fragt: Was nun? Da wird es Zeit für mich, daß ich seinen geordneten Lebenslauf in der Hand habe.“

Am nächsten Tage reiste er nach Berlin. Er kam zu den Großbanken nicht als Bittender. Zäh und unerschütterlich wies er auf die wirtschaftliche und vaterländische Bedeutung seiner Werke und auf die unübersehbare Schädigung des deutschen Geschäftsnamens in

aller Welt, wenn das größte Werk des Reiches feig im Stiche gelassen würde. Er legte die zahlenmäßigen Unterlagen vor, die die völlige Gesundheit des Werkskörpers bekräftigten. „Er kann nur verhungern, niemals aber an eigener Krankheit zugrunde gehen. Lassen Sie ihn verhungern, und Sie werfen das Wirtschaftsleben Deutschlands zugunsten des Auslandes um zwanzig Jahre zurück. Sein Tod wird hunderttausend Tode nach sich ziehen. Die werden auch an Ihnen nicht spurlos vorübergehen. Sie müssen mich über den Graben hinwegbringen, und wäre es nur aus eigenem Erhaltungstrieb.“

Er kämpfte ohne zu ermüden. Er widerlegte jeden Einwurf und gab keinen Schrittbreit preis. Die Großbanken schlossen sich zusammen, bewilligten die Millionenmittel als hochverzinsliche, zehnjährige Anleihe und legten bis zur Tilgung die Pfandhand auf die gesamten Stoltentkampschen Werke.

Fritz Stoltentkamp kehrte nach Hause zurück. Seine Haltung war straff wie immer, aber sein graues Haar war weißer geworden, und die Adern an seinen Schläfen sprangen auf und ab. Das Werk hatte einen Vormund.

„Nun ruh dich aus,“ sagte Franziska. „Du mußt erst deine Kräfte wieder sammeln.“

Er sah sie verständnislos an. „Meine Kräfte sind so gesammelt wie noch nie. Man hat mir an Stelle des alten einen neuen Zentner auf die Brust gelegt. Der muß herunter.“

„Zehn Jahre Vormundschaft, wenn alles gut geht,“ sagte er zu seinen Herren. „Unser Stolz hat einen Knick gekriegt. Wir müssen ihn ausglätten. Was halten Sie von den zehn Jahren? Sollen wir darüber wegsterben?“

„Herr Stoltentkamp, in Amerika erschließen Sie den

Westen. Mit der bekannten amerikanischen Schnellzuggeschwindigkeit. Die Eisenbahnen können kaum nach. Herr Stoltenkamp, wir sollten alles andere stehen und liegen lassen und uns jetzt einzig und allein auf den Eisenbahnbedarf werfen. Wer am schnellsten liefert, beherrscht das Feld."

Frik Stoltenkamp setzte die hagere Hand auf den Tisch.

"Abgemacht. Und nun lassen Sie den Telegraphen spielen. Wir übernehmen jeden Auftrag von drüben."

"Es ist Glück, nichts anderes," sagte er bald zu Franziska, mit der er jetzt immer häufiger von seinen geschäftlichen Angelegenheiten sprach. "Nichts als Glück, daß mir das große amerikanische Geschäft zur rechten Zeit in den Schoß fallen muß. Eigentlich tief beschämend, daß das Glück in einer Nacht mehr zustande bringt als alle Tüchtigkeit eines Lebens."

Franziska schüttelte den Kopf.

"Da irrst du, Frik. Das Glück hat vielleicht Launen, wie eine Frau sie hat, die ihre Gunst verschenkt, um einen Menschen fassungslos zu machen. Einfangen und festhalten läßt es sich aber, wie eine Frau, nur von dem Starken."

"Nun muß sich alles dem einen unterordnen," fuhr Frik Stoltenkamp fort, "dem einen: durchzuhalten und sich wieder an die Oberfläche zu kämpfen, die alte beherrschende Stellung wiederzugewinnen. Das Werk und das Haus muß sich unterordnen. Das Werk hat alle Zukunftspläne auszuschalten und an nichts als an die Tagesarbeit zu denken. Und in der Einfachheit der Haushaltung haben wir allen Werksangehörigen voranzugehen."

"Es soll keine zehn Jahre dauern," sagte Franziska mutig, und der Grunddienst begann.

Täglich nahm jetzt Friß Stoltenkamp den Sohn mit sich aufs Werk hinaus. Die Reiseprüfung in der Schule war erfolgt. Der Vater führte den Sohn in die schwere Berufsbahn ein. Er ließ ihn nicht von seiner Seite, erklärte in seiner scharfen und treffsicheren Art unermüdlich, pflanzte jeden seiner Gedanken in den Sohn hinein und arbeitete nur darauf hinaus, aus dem jungen Friedrich Franz in Kürze seinen Vertreter und sein zweites Ich zu machen. „Ich erspare dir alle die Jahre des Tastens und Suchens, ich lege dir gleich die reifen Früchte in die Hand. Du hast es leicht gegen mich.“

Aber der Sohn hatte es schwerer. Die Fülle der Eindrücke, die der Vater in langsamer und jahrzehntelanger Wanderung hatte erstehen sehen, sollte der weicher veranlagte Sohn in Jahresfrist bewältigen. Der Vater wedte seinen Ehrgeiz. Da gab er her, was er mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu geben vermochte, und überwand seine Neigungen, die andere Bahnen wiesen, und vermochte doch nicht Schritt zu halten mit dem abgehärteten Gang des Vaters.

„Mutter,“ sagte Friedrich Franz, wenn er an einem Sonntagmorgen in Franziskas Zimmer gegessen und ganz benommen ihrem meisterlichen Klavierspiel gelauscht hatte, „es ist ein Glück, dein Sohn zu sein.“

„Es ist ein Glück, ein Stoltenkamp zu sein, Friedrich Franz.“

„Es ist ein Stolz, ein Stoltenkamp zu sein, Mutter. Da muß viel Glück als Zahlung dienen.“

Das erste Lehrjahr war herum. Friß Stoltenkamp hatte den ringenden Eifer für die Tat genommen und gab zu, daß der Sohn eine höhere technische Schule besuche. „Wenn du glaubst, dem Stahl wissenschaftlich schneller näher kommen zu können als durch die Erfahrungs-

lehre, ich will es nicht hindern. Ich habe bisher nur mit den Hilfsmitteln meiner fünf Sinne die sogenannten technischen Untersuchungen vorgenommen. Kann die Wissenschaft mehr, so beug ich mich."

Das Jahr hatte, wie zum Hohn auf die harten Bedingungen der Großbanken, mit einem Reingewinn abgeschlossen wie kein anderes zuvor. Friß Stoltenkamp lachte grimmig. „Eure zehn Jahre! Ich bin selber Reiter, und mein Roß greift aus, wenn es für mich Gefahr wittert.“ Er brachte seinen Jungen zur Hochschule und besuchte nach langer Zeit einmal wieder auf der Rückfahrt Düsseldorf.

Frau Mathildes Haar glänzte über dem faltenlosen Gesicht, das seine Glätte und zarte Farbe behalten hatte, wie frischgefallener, fleckenloser Schnee. Die silberweiße Frau mit dem Mädchenkörper und dem Mädchengesicht bot trotz ihrer sechzig Jahre ein so eigenartiges und fesselndes Bild, daß Friß Stoltenkamp wohl verstand, wie es einen Maler locken mußte. Der Maler war zugegen.

„Es ist Jan Kröger, unser alter Jugendfreund,“ sagte Mathilde Stoltenkamp nach der ersten Begrüßung. „Sieht er nicht aus wie eine Flamme auf der Eischale? Das wilde, eisgraue Haar ist echt, an den buschigen, tohl-schwarzen Brauen ist ein wenig nachgeholfen. Aber sein Herz schlägt heiß, und es schlägt für mich, Friß. Er malt mich zum Liebhaberpreis und meint das Doppelte.“

Jan Kröger hatte den Freund an den Schultern gerüttelt. „Sieh sie dir an, sieh sie dir an. Die ewige Jugend der Ninon de Lenclos ist ein Spaghenschreck gegen dies Blütenweiß, dies Elfenbeinrosa, dies — ja, wenn du blind bist, kann ich dir nicht helfen.“

Er nahm Pinsel und Palette auf, starrte sein Modell mit heißen Augen an und strich drauflos.

„Laßt euch nicht stören,“ sagte Friß Stoltenkamp, „ich mache mich ganz klein.“

Aber Frau Mathilde hielt kaum wenige Minuten still und plauderte unaufhörlich.

„Friß, du hättest dir an Jan Kröger frühzeitig ein Beispiel nehmen müssen. Der hat gelebt — und geliebt dazu. Was, Meister Kröger? ‚Unwiderstehlich‘ heißt das Feldgeschrei, und wenn Sie schon im Himmel unter den Engeln sitzen.“

„Spotten Sie nur, schönste Frau. Spott ist nichts als eine Verteidigungswaffe. Haha. Im vorigen Winter malte ich eine russische Gräfin — nein, es war eine Großfürstin — richtig, es war die Geliebte des Zaren. Was verschlug mir das. Für mich war sie ein Weib. Ein blendend schönes Weib. Ich malte sie. Meine Augen sahen sie auf. Sie atmete hörbar. Ihre Brust wogte. Es nützt dir nicht, Prinzessin, Jan Krögers Augen haben dich schön gefunden. Sie will ihrem Zaren die Treue halten. Sie erstickt in dem Kampf zwischen Tugend und Verlangen. Lust! ruft sie aus und zerreißt die dreifache schwarze Perlenkette um ihren Hals und stürzt auf der Flucht vor sich selber hinaus. Ihr glaubt es nicht? Ich habe die schwarzen Perlen, groß wie Haselnüsse, in meinem Atelier als Andenken eingesammelt und trage sie in der Tasche.“ Er suchte eifrig in seinen Taschen nach. „Natürlich. Ich habe sie in meiner Samtjoppe gelassen.“

„Nun?“ fragte Frau Mathilde und winkte Friß Stoltenkamp zu. „Das ist noch ein Düsseldorfer Maler von altem Schrot und Korn. Ich glaube, er lügt sogar beim Beten.“

Da lachte Jan Kröger, daß er sich kaum noch zu beruhigen vermochte.

„Was macht dein Sohn, der so viel Maltalent versprach? Entsinnst du dich? Als ich dich zum erstenmal besuchte. Du maltest damals die Lorelei.“

„Die Lorelei . . .“ wiederholte der Maler sehnsüchtig zärtlich. „Das war ein Mädchen . . . Wo sind die Zeiten, da es noch solche Mädchen gab . . . Entschuldige meine Weichheit. Du fragtest nach meinem Sohn, dem großen Peter Paul Kröger. Er ist so groß geworden, daß er sich einen Zwider auf die Nase setzen muß, um seinen lieblichen Vater noch auf der Welt zu entdecken.“

„So bedeutend ist er geworden? Wo lebt er, und was malt er?“

„Er lebt in Berlin und läßt sich von hochgebildeten Bankiersfrauen vergöttern und in die Zeitungen bringen. Was er malt? Da mußt du schon fragen, wie er malt. Er malt die allerneueste echt französische Malerei, von der man in den hochgebildeten Kreisen jetzt so eifrig zu sprechen beginnt, weil man sie vorläufig noch nicht versteht. Er malt sie noch besser. Aus dem einen Bilde der Franzosen nimmt er das Wasser, aus dem anderen die Luft, aus dem dritten den Baumschlag, aus dem vierten die lebende Haut. Das nennt er nach Goethe: die Bausteine nehmen, wo er sie findet. Selbst malt er eine flüchtige Tunte herum, und der Beschauer sagt: ‚Wie geistreich. Das Unwesentliche deutet er nur so an — weil es doch das Unwesentliche ist‘. Ja, da habe ich einen Prachtkerl in die Welt gesetzt. Aber Geld verdient er. Das muß ihm der Neid seines Vaters lassen.“

Fritz Stoltentkamp lenkte ab.

„Was weißt du von den anderen Schulkameraden? Wie lange ist dein Bruder nun schon tot, Mathilde . . .“

Frau Mathilde nickte gedankenvoll.

„Ein armer, edler Mensch, Fritz. Er hatte Eberhard

und mich zu Miterben eingesetzt, da er ohne Kinder starb.“

„Und Robert Hüttemann? Und Karl Schulte?“

Da rieb sich Jan Kröger vergnügt die Hände.

„Gold ist Macht, war der Wahlspruch des kaltblütigen Rechenkünstlers. Weißt du noch, Friß? Ich glaube, es war auf deiner Dachstube, als er uns sein knöchernes Geheimnis zum erstenmal offenbarte. Nichts hat er sich gegönnt als seinen Reichtum. Und den mißt er nach Scheffeln. Und nun muß er es sehenden Auges erleben, daß die Söhne über die Verwendbarkeit des köstlichen Mammons anders denken und ihn mit vollen Händen unter die Töchter der Muse Terpsichore streuen.“

„Bleibt Karl Schulte, denn Felix Moldenhauer gießt bei mir Kanonen, und nicht die schlechtesten.“

„Er sitzt im preußischen Abgeordnetenhaus und im deutschen Reichstag, redet und schreibt. Sehr volkstümlich, Friß.“

„Ja,“ sagte Friß Stoltenkamp, „er hat sein Werk an eine Aktiengesellschaft verkauft und löst die Arbeiterfrage jetzt wissenschaftlich. Aber ein ganzer Kerl ist er doch.“

Eberhard Stoltenkamp hatte sich eingefunden. Er sah älter aus als seine Frau und zog ein Gichtbein nach.

„Kinder, ist das eine Überraschung! Der Friß! Rundum der Friß! Hast du denn noch nicht den alten Burgunder heraufholen lassen, Mathilde? Friß, sieh den Jan Kröger an! Bei dem Wort Burgunder packt er heimlich und beschämt seinen Farbenkasten. O nein — nicht um nach Hause zu gehen.“

Sie saßen bis zum Abend, tranken, tafelten und erzählten übermütige Geschichten. Nur Friß Stoltenkamp wurde immer schweigsamer. Er schückte die Eisenbahn vor und erhob sich.

„Nun habe ich euch alle wiedergesehen und euch wie immer gefunden. Das ist mir eine Beruhigung. Lebt wohl denn.“

Er fuhr durch die Nacht nach Hause. Er grübelte über die Lebenskunst der Freunde, über ihre Frauen, ihre Söhne . . .

„Franziska,“ sagte er, „Friedrich Franz“ . . .

Und es war viel Dankbarkeit in ihm.

Langsam brach sich in Berlin die Erkenntnis Bahn, daß die Zollpolitik handeltreibender Seestaaten nicht als Ausmaß dienen könne für das Wirtschaftsleben Deutschlands, das in seiner immer reicher aufblühenden Industrie die Unterstützung des Staates fordern durfte und mußte. Der Kurs wurde umgelegt. Ein neues Zollgesetz glückte die Bevorzugung des Auslandes aus. Die deutschen Eisen- und Stahlwerke vermochten wieder mit greifbaren Gewinnen zu arbeiten und die verlorengegangenen Märkte zurückzuerobern. Und Friedrich Stoltenkamp begann nach den Jahren stärkster Einschränkung, die ihm die Tilgung eines größeren Teils seiner Anleihe ermöglicht hatte, wieder den Blick über den Tag hinaus auf die Forderungen der Zukunft zu richten.

Es gab wieder helle Augen auf dem Werk. Der kaufmännische Leiter hatte mit Einwilligung des Werksheeren von der Wurzel an eine Neuregelung des gesamten Geldwesens vorgenommen. Was nicht zur Tilgung der Anleihe herausgezogen wurde, wurde zur Rücklage bestimmt. Für jede Ausgabe mußte die Deckung vorhanden sein. Es gab kein Verfügen mehr lediglich auf das Wohlmeinen der Banken hin. Die bislang zu geringschätzig behandelten Geldgrundlagen des Werkes wurden wie eiserne Träger untergezogen.

Jetzt erst konnte weitergebaut und das Dach aufgesetzt werden.

Von dem schwersten Druck seines Lebens befreit, wandte sich Fritz Stoltentkamp wieder dem Zeitgedanken seiner Arbeit, der Wehrbarmachung von Heer und Flotte zu. Oberst Moldenhauer war der einzige gewesen, der unberührt von den Ereignissen in seinem Geheimbau geblieben und die schwerwiegende vaterländische Bewaffnungsfrage weiterentwickelt hatte.

„Moldenhauer,“ sagte Fritz Stoltentkamp, „viele Jahre bleiben uns nicht mehr. Wir sind alte Knaben geworden.“

„Der Krieg hält jung,“ erwiderte der Oberst. „Andere mögen sagen: ich bin so alt, wie ich mich fühle. Ich sage, wie ich mich anfühle. Na, und nun fühl mich mal an!“

„Mit dir ist gut arbeiten, Moldenhauer. Was hältst du von meinen Rißelstahlproben?“

„Sie bewähren sich, Stoltentkamp. Sie werden den Stahl der Zukunft bilden für alles, was mit dem Geschützwesen nur irgendwie zusammenhängt. Zu Wasser und zu Lande. Vom gezogenen Mantelrohr bis zur Schiffsbekleidung. Gegenüber der unheimlichen Sprengwirkung der neuen Geschosse bildet der Rißelstahl den Stahl der Stahle.“

„Können wir mit den Schießversuchen beginnen?“

„Unser Schießplatz ist dafür nur ein Kinderspielplatz. Ohne einen Schießplatz wie den der Heeresverwaltung geht es nicht.“

„Wir können uns von der Heeresverwaltung nicht hineinreden lassen, Moldenhauer. Zwei, drei Menschen können zur Not einen klaren Gedanken klar verwirklichen, zwanzig, dreißig machen ein Ungetüm daraus. Wir werden uns den großen Schießplatz selber einrichten.“

„Hast du Geld, Fritz?“ fragte der Oberst und zwinkerte mit den Augen.

Fritz Stoltenkamp stutzte. Eine ärgerliche Röte lief über seine Stirn, und die Schläfenadern begannen zu tanzen. Dann steifte er sich mit Macht gegen die jäh aufsteigende Empfindsamkeit.

„Ich werde mit der Kasse Rücksprache nehmen. Ich hoffe, daß die Herren keine Bedenken haben.“

Der Bestand der Kasse erwies sich als ausreichend. Der meilengroße Schießplatz in der Heide konnte erworben werden. Und Fritz Stoltenkamp schritt ohne weiteres und ohne sich um das Aussehen zu kümmern, daß ein nicht staatliches Werk seinen eigenen und regelrechten Schießplatz neben denen der Heeresverwaltung zu unterhalten sich unterfing, an die Versuche im großen. Alle Nerven spannten sich noch einmal in ihm. Als sei er ein Jüngling, der noch die ganze Welt zu erobern trachtete und nach der Zeit nicht zu fragen brauchte.

Seine ganze Kraft setzte er ein. Und sie war stark geblieben wie die der Jugend, und das Alter hatte ihm die weise Beschränkung geschenkt, sie nur auf einem einzigen Punkt einzusetzen.

„Ich habe ja meine Mitarbeiter, die das übrige so gut erledigen wie ich. Man kann nicht zwei Hasen auf einmal jagen, und es ist besser, irgendwo am rechten Platz zu sein, als überall und nirgends.“

Die Betriebe waren so ausgedehnt geworden und so mannigfaltig, daß ein einzelner sie nicht mehr zu überblicken und zu lenken vermochte. Die Erkenntnis war für einen Mann wie Stoltenkamp eine erschütternde. Er hatte den Grund gelegt, er hatte aufgebaut und sein Leben hineingebaut, und am Abend seines Lebens standen die Hallen und Räume so gewaltig und ragend, so weit und fernhin, daß er sich in dem alles verschlingenden Getriebe wie ein Mensch in der Einsamkeit verlor. Er rang gegen

die Erkenntnis an mit dem Troß und der Bitterkeit des Mannes, aus dessen zwei Händen dies Gewaltige hervorgegangen war. Aber der Hauch des Schöpfers war zum Eigenleben geworden. Der entfesselte Atem des Werkes war stärker als der Odem eines Menschen. Auch Friß Stoltentkamp mußte die Grenzen seiner Menschenkraft erkennen. Ungläubig erst und wie erstarrend nahm er die ersten Eindrücke auf. Wie ein König der Freiheit, dem man die Selbstregierung nehmen will. Und durch die Erschütterungen seines Herrenstolzes arbeitete er sich in ruhlosen Tagen und schlaflosen Nächten zur Selbsterkenntnis hindurch. In diesen Stunden, die den stolzen und starken Eroberer zur Einsamkeit der Großen führten, setzte Friß Stoltentkamp sich und seinem Werke die Krone auf.

Seine Zurückhaltung nahm zu. Aber sein Auge bekam die Schärfe des Adlerblicks, der aus der Höhe lugt. Er beobachtete aus der Entfernung. Er prüfte und überprüfte. Und wo er eine starke Begabung entdeckte, einerlei, wo er sie fand, da griff er zu, hob den Mann aus der Masse heraus und stellte ihn auf einen Führerplatz. Nur die Führer blieben ihm verantwortlich. Die Verantwortung für seinen Betrieb hatte der Führer allein zu tragen. Die freigemachten Schwingen der Starken und Begabten aber dehnten sich, die Lust des Vertrauens spannte die Flügel, und die Kräfte zum Hochflug wuchsen mit der Höhe der Aufgaben. Da strömten die Jungbrunnen, da brauste ein neuer Frühling durch das unübersehbar dahingelagerte Werk und riß es mit in die neue Jugend hinein. Und da ein jeder Teil unter seinem Führer zur vollen Entwicklung seiner Möglichkeiten schritt, hob sich das Ganze auf den Gipfel seiner Bedeutung.

Der aber, der mit altgewordenen Händen dem verjüngenden Frühling die Pforten aufgetan hatte, stand

seltsam ergriffen in der beginnenden Einsamkeit. Ein einziges galt es noch zu vollbringen, bevor er sich aus dem alten Kampfplatz heraus zu den Zuschauern gesellte. Den letzten Tiegestahlguß. Die Schlußerziehung seines Sohnes.

Friedrich Franz war längst von der Hochschule zurückgelehrt. Er hatte den heiß befruchtenden Geist der technischen Wissenschaften kennen gelernt gegenüber der selbstsicheren Erfahrungslehre des Vaters. Und der Vater verschuchte nicht seine jungerworbene Weisheit. Er hörte ihm aufmerksam zu, und wo ihm der fortschrittliche Gedanke in die klugen Augen sprang, verhielt er sich nicht aus Eigensinn des Alters ablehnend, sondern erkannte auch die ins Leben drängenden Fähigkeiten der neuen Zeit und Jugend an, und auf Betreiben des Sohnes entstand die erste chemische Versuchsstation der Stoltenkamp'schen Werke.

Friedrich Franz aber hatte auf der Hochschule noch andere Gebiete gefunden, die seinen Neigungen mit ausgebreiteten Armen entgegenkamen, den Neigungen seiner Knabenjahre. Die alten künstlerischen und philosophischen Bestrebungen wurden aufs neue geweckt und hatten, fern von der Zucht des Vaters, überreiche Nahrung gefunden. Stärker an Wissen, aber weicher und nachgebender als Mensch war Friedrich Franz heimgekehrt.

Hier griff die harte Faust des Siebzigjährigen unbittlich ein. Was der Alte als Unkraut ansah, mußte heraus aus der Brust des Jungen. Neben ihm mußte Friedrich Franz schreiten und eine neue Lehrzeit durchmachen, schwerer als die erste und noch freudenärmer: die Erziehung zum Herrn und Gebieter.

„Nur wer das kleinste Ding zu beurteilen versteht, vermag über das Ganze zu urteilen,“ sagte Friß Stoltenkamp wieder und wieder. „Du brauchst nicht den Hammer

zu schwingen, aber du mußt wissen, wie er geschwungen wird, und der Arbeiter muß wissen, daß du es weißt. Darin allein besteht das Herrrentum des Werkschherrn, die Überlegenheit der Führer und die Berechtigung zur Führerschaft. Lern es."

Friedrich Franz lernte. Er lernte, bis er zu müde wurde, den eigenen Neigungen nachzugehen, und es vorzog, die fertigen Gedanken des Vaters zu übernehmen. Fritz Stoltenkamp erzog sich sein zweites Ich. Er wollte wissen, in wessen Händen an dem Tage, an dem er nicht mehr sein würde, der Oberbefehl läge. Und die eigenen Hände schienen ihm das beste Muster.

Wohl sah Friedrich Franz wie zu seiner ersten Lehrzeit oft noch bei der Mutter und horchte auf ihr Spiel. Aber Franziska lauschte vergebens auf einen neuen Ausbruch seines Gefühls. Der Geist der Stoltenkamp'schen Werke hatte den nun sechsundzwanzigjährigen Erben schon mit dem Bann belegt. Friedrich Franz hatte endgültig die Waffen gestreckt.

Bei einem Begebnis seines Lebens aber trat sein innerstes Wesen frei und unbehindert in den Vordergrund, und es war das Hauptbegebnis seines Lebens. Er hatte auf einem Rittergut die frische und beherzte Tochter des Hauses kennen gelernt. Und gerade das Frische und Beherzte, das Furchtlose und Selbstsichere, alle die Eigenschaften, die ihm fehlten oder durch seinen Mangel an Widerstandskraft verkümmert worden waren, zogen ihn zu Elisabeth von Werner hin, bis sie ihm versprach, seine Frau zu werden.

Friedrich Franz trat ruhig vor seine Eltern und teilte ihnen seine Verlobung mit. Er sprach mit fester und froher Stimme, und seine Haltung war die eines Mannes, der sein Selbstbestimmungsrecht ausübt.

Franziska blickte zu ihrem Gatten auf. Und Frih Stoltentkamp stand in tiefem Schweigen und blickte auf den Sohn.

„Du teilst uns also eine vollendete Tatsache mit,“ sagte er endlich. „Deine Auserwählte muß sehr mutig oder sehr klug sein.“

„Sie ist beides, Vater, und dabei von einer unwiderstehlichen Herzensfrische.“

„Ich kenne sie nicht,“ meinte der Vater. „Jedenfalls ist nicht wegzuleugnen, daß sie deine Entschlußkraft gefestigt hat. Darum allein schon könnte sie mir vielleicht gefallen.“

„Sie wird dir gefallen, Vater, schon weil sie meine Braut ist.“

Franziska faßte des Gatten Hand. Er blickte sie an und lachte.

„Irgendwo kommt der Stoltentkamp immer mal heraus.“ Und er zog den Sohn mit einer kurzen Bewegung fest an sich und überließ ihn der Mutter.

Auf Wunsch Frih Stoltentkamps fand die Hochzeit in seinem weißen Haus auf der Baldhöhe statt. Er wollte auch an dem bedeutungsvollsten Tag des Sohnes und Erben den Blick über die Ruhr schweifen lassen können und seinen alten Schicksalsweg. Hier empfing er auch Elisabeth von Werner zum erstenmal.

„Du mußt mir nicht böse sein, mein Töchterchen,“ sagte er und streckte ihr die Hände entgegen, „daß ich nicht nach alter Sitte mit dem Sohne zuerst zu euch aufs Gut gekommen bin. Aber alte Leute haben ihre Schrullen. Ich möchte, daß alles Bedeutungsvolle der Stoltentkamps von dieser mahnenden Stelle ausginge.“ Und er erzählte ihr den Weg seiner Jugend.

Elisabeth von Werner hörte aufmerksam zu. Sie

war nur von mittlerer Größe und erschien klein neben den hochaufgeschossenen Stoltenkamps. Aber in ihrem von Wind und Wetter gebräunten Gesicht standen zwei Augen, groß und von einem hellen Stahlblau, die das ganze Gesicht beherrschten und keine anderen Betrachtungen zuließen.

Fritz Stoltenkamp's erster Eindruck war der entscheidende.

„Du bestehst sozusagen ganz aus Auge,“ bemerkte er in bester Stimmung. „Augen wie der Alte Fritz.“

„Wie der j u n g e Fritz, wollen wir mal sagen, Vater. Ich bin Gott sei Dank erst fünfundzwanzig.“

„Gut, gut, Kind. Der junge Fritz war auch nicht auf den Mund gefallen.“

„Und ist doch der große Friedrich geworden. Rein schlechtes Vorbild, Vater.“

„Nein, bei Gott nicht. Aber seinen Krüdstock darf ich dir jetzt schon gar nicht wünschen. Sonst wirst du fräsig.“

„Ach, Vater, so eine kleine Frauenhand vermag zuweilen mehr als der geschwungene Krüdstock eines Mannes.“

„Soll mich freuen,“ sagte Fritz Stoltenkamp und lachte behaglich vor sich hin.

Die Hochzeit wurde festlich begangen, und das junge Paar bezog einen neuerbauten Seitenflügel des großen, weißen Hauses unter den Baumriesen, die den Jahrhunderten trohten. Fritz Stoltenkamp hatte den Sohn als seinen Stellvertreter mit in die Geschäftsleitung berufen. —

Sechs Jahre waren vergangen, seit Fritz Stoltenkamp den harten Weg zu den Berliner Großbanken hatte gehen müssen, als er die Herren der Geschäftsleitung zu sich berief. Er saß am Kopfende des Beratungstisches, und

in seinen Augen flackerte eine mühsam niedergehaltene Flamme. „Das Wort hat die Rassenverwaltung.“

Der leitende Beamte erhob sich.

„Es sind nur wenige, aber um so inhaltreichere Worte, die ich mitzuteilen habe. Auch das letzte Geschäftsjahr hat die starke aufwärts gerichtete Bestrebung beibehalten, so daß der Geschäftsgewinn in noch erhöhtem Maße seine Vorgänger übertreffen konnte. Getreu unserem Grundsatz reichlicher Rücklagen, sind wir dennoch heute in der Lage, den gesamten Rest unserer Anleihe Schuld zu tilgen. Herr Stoltenkamp, meine Herren Geschäftsführer: die Firma Friedrich Stoltenkamp arbeitet von Stund an nur noch mit eigenen Mitteln. Ich sage es mit einem Stolz, wie ich ihn noch nie in meinem Leben empfunden habe, mit einem Stolz, unter solch einem Herrn und Meister kämpfen und siegen zu dürfen. Herr Stoltenkamp, im Namen der gesamten Gußstahlfabrik und aller ihrer Zubehöre, im Namen aller Werksangehörigen und im Namen der hier versammelten Geschäftsleitung beglückwünsche ich Sie von ganzem Herzen zu dieser Krönung Ihres Arbeitslebens.“

Das Gesicht weiß wie das weißgebleichte Haar, der weißgebleichte Bart, hatte Fritz Stoltenkamp zugehört. Jetzt kehrte die Farbe zurück, und die niedergehaltene Flamme brach ihm aus den Augen. Und der Mann, der seinen Lebens- und Arbeitsweg nie mit billigen Bibelworten gepflastert hatte, sagte nur das eine Wort des greisen Simeon: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren . . .“

Und auch jetzt kam es nicht auf das Wort an; nur auf die Betonung. —

Wie ein weißköpfiger Adler sah Fritz Stoltenkamp auf seinem einsamen Horst. Er ging nicht mehr viel unter

die Menschen, die Menschen mußten zu ihm kommen. Seit er sich mehr und mehr von der Leitung zurückziehen begann, um noch mit scharfen Sinnen feststellen zu können, wie das gewaltige Räderwerk ohne sein Zutun und ohne seine immer noch ungeschwächte Erfindergabe laufen würde, ließ er sich nur selten noch in der Fabrik sehen. In die Tausende neuer Gesichter wollte er sich nicht mehr hineinfinden. Er kam sich fremd geworden unter den Massen der Männer vor, die kaum von ihrer Arbeit aufblickten, um ihr Tagewerk zu schaffen. Er, der gewohnt gewesen war, den einzelnen seiner Leute und fast eines jeden Arbeitsleistung zu kennen. Das war so lange vorbei.

Und die Menschen kamen zu ihm, wie sie noch nie gekommen waren. Fürsten und Herren, Männer des Schwertes und Männer der Wissenschaft, sie kamen auf den Abendsitz des greisen Kämpfers, holten sich Rat oder ruhten an seinem gastfreien Tische aus. Frau Franziska sah ihn still lächelnd an. Sie spürte die Ruhe seines Alters nicht.

„Mutter,“ sagte die junge Frau Elisabeth, „du hättest ihn dir anders erziehen müssen.“

Erschrocken blickte sich Frau Franziska im Zimmer um.

„Um Gottes willen. Was kommt dir bei, Kind? Erzieh du einen Stoltentamp.“

„Das hoffe ich, da ich mich im Stande der Ehe befinde, eines Tages schon tun zu müssen,“ lachte die Übermütige. „Aber auch mein Friedrich Franz muß Farbe bekennen. Sonst hätte er ja eine seiner Dampfmaschinen heiraten können.“

„Kind,“ sagte Frau Franziska, „es kommt unter erwachsenen Menschen nicht auf die gegenseitige Erziehung, es kommt auf die gegenseitige Ergänzung an. In der

Jugend verwechselt man das oft und oft zum eigenen Schaden."

Eine Weile schwieg Elisabeth und schaute vom Fenster hinab über die schimmernde Ruhr hinaus.

"Ich meine, Mutter, das Leben darf nicht dabei zu kurz kommen. Wir Menschen brauchen gemischte Kost. Wir sind nicht alle Friß Stoltenkamps, die nur von der schweren Arbeitsluft leben. Und das will berücksichtigt sein."

"Du meinst Friedrich Franz...?"

"Ja, Friedrich Franz. Deinen Sohn. Meinen Gatten. Findest du nicht, daß er bereits viel munterer in die Welt blickt?"

Franziska trat leise neben die Schwiegertochter und legte ihr den Arm um die Hüfte. Wange an Wange gelehnt, standen die beiden Frauen und blickten in den kleinen schimmernden Ausschnitt des schwarzen Landes.

"Jeder von uns tut für die Stoltenkamps, was er vermag, Elisabeth."

"Jawohl, Mutter. Jeder tut, was er vermag. Ich werde reichlich zu tun bekommen, aber das macht mir Spaß." —

Wie ein weißköpfiger Adler saß Friß Stoltenkamp auf seinem einsamen Horst. Aber seinem Blick entging nichts, und das Alter schien sein Auge nur noch geschärft zu haben. Der Sohn hielt Vortrag, der Vater gab ihm seine Weisungen. Und aus der Ferne beobachtete Friß Stoltenkamp, wie Friedrich Franz die Weisungen in die Wirklichkeit umzusetzen trachtete. Bis ins kleinste befolgte der Sohn jeden Wink. Sein eigenes Wissen reichte nicht aus, und er fühlte wohl, wie er sich nur an dem unsichtbaren Zügel des Vaters in dem großen Ansehen hielt, das seiner gütigen Art gern und allseitig entgegengebracht

wurde. Und er fühlte mehr. Er fühlte und wußte, daß der Schatten des großen Vaters immerdar verdüsternd auf seinem Wege liegen würde, solange er auch lebte.

Und wie der Sohn, so verspürte es der Vater. Er hielt ihn dicht in seiner Nähe, wenn hohe und maßgebende Gäste erschienen, und suchte ihn unmerkbar in den Vordergrund zu schieben. Dann plauderten die Gäste aus Liebe zum Vater wohl ein längeres mit ihm, aber die starke Persönlichkeit des straffen Greises zog sie doch schnell wieder in den Bann, und um seines Rates und seiner Meinungsäußerungen willen waren sie hierhergekommen.

Es saß ein gekröntes Haupt mit seinem Gefolge zu Tisch, als die Rede auf Englands Einfluß kam. Friß Stoltenkamp wußte, daß er sich unter Englandsfreunden befand. England war die große Mode.

„Ist es nicht das einzige nachahmenswerte Volk der Welt, Herr Stoltenkamp?“

Friß Stoltenkamp sah den Sprecher mit seinen hellen Altersaugen an.

„Es ist so nachahmenswert, daß ich mein ganzes Leben darangesetzt habe, es mit meinen Geschützen und Schiffs-panzerungen zu schlagen. Bis heute nur auf dem noch friedlichen Feld des Wettbewerbs. Ich sage, noch friedlich. Denn gerade von diesem Felde wird der Kampf um Leben und Tod ausgehen zwischen England und Deutschland. England braucht Bewunderer, keine Mitbewerber. Dem deutschen Volke, das heute in Bewunderung vor englischem Wesen erstirbt, werden hoffentlich nicht zu spät die Augen aufgehen.“

„Und was wird das deutsche Volk sehen, wenn ihm die Augen aufgehen?“

„Ich möchte hier nicht in der Rolle des Propheten auftreten, meine Herren. Ich möchte es anders ein-

kleiden. Das deutsche Volk besitzt eine tiefbeschämende Angewohnheit: es bückt sich immer noch vor dem Reichsten. Draußen wie zu Haus. Wer die höchsten Steuern zahlt, ist der Feinste. Nicht, wer seinem Volke die höchsten Steuern seines Geistes zahlt. Bricht sich hierin einmal die richtige Erkenntnis Bahn, so ist es nur ein Schritt, um herauszufinden, was uns an England geradezu geblendet hat. Es ist sein Reichthum, nicht sein Geist. Es ist der Reichthum, der über seine Gabgier den Riß des vornehmen Weltmannes zieht. Der Reichthum, der alles, was ihm nahekommt, für sich arbeiten läßt, ohne eigene Schöpferkraft, ohne Gegenleistung an die Welt. Der Reichthum, der aus diesem Grunde keine Lebensberechtigung hat und deshalb immer gerüstet auf der Lauer liegt, um jeden unbequemen Mahner abzuwürgen. Es wird die Zeit kommen, in der uns Deutschen die Erinnerung an die große englische Mode die Schamröthe ins Gesicht treiben wird. Das wird die Zeit sein, in der der Deutsche verlangen wird und verlangen muß: auch jemand zu sein."

Ein langes Schweigen herrschte. Und Friedrich Stoltenkamp wandte sich ruhig an seinen Sohn und sagte: „Ich hoffe, daß du einmal deine eigene Werft besitzest und helfen wirst, Deutschland auch im Schiffsbau von England unabhängig zu machen. Mir reicht der Atem so lange nicht mehr."

„Ja, Vater. Es wird ein Teil meiner Erbschaft sein."

Da blickten die Gäste zum erstenmal prüfender auf den Sohn, der nicht nur berufen war, der Erbe, sondern auch der Testamentsvollstrecker zu sein, und sie zogen ihn mit frisch erwachter Theilnahme in den Kreis.

Die Annahme des Adels hatte Friß Stoltenkamp abgelehnt. „Das darf ich Vater und Mutter nicht antun,"

meinte er lächelnd. „Wer weiß, wie bald ich sie wiedersehe. Wie sollen wir uns dann im Himmel gegenseitig anreden?“ —

Es war große Aufregung im weißen Hause unter den hundertjährigen Bäumen. Nur die, die es anging, blieb still und vergnügt. Elisabeth Stoltenkamp erwartete ihr erstes Kindchen.

Frau Franziska saß an ihrem Bette, um sie in ihrer schweren Stunde aufzurichten. Aber da war nichts aufzurichten und nichts zu stützen. „Deswegen habe ich doch geheiratet,“ sagte die junge Frau. „Jeder Mensch denkt, da täte er etwas ganz Besonderes, und es ist doch überall so auf der Welt.“

Friedrich Franz wurde hinausgeschickt, und er saß beim Vater auf dem ausgebauten Söller, und die beiden Männer schauten ins Land. Ein mächtiges und unerklärliches Gefühl für den Sohn durchströmte in dieser Stunde Fritz Stoltenkamps Brust.

Dann wurde der junge Herr hinübergerufen zu den Frauen, und der alte Herr blieb allein und preßte heimlich die Hände zusammen und wartete, bis der Sohn zurückkam und sagte: „Es ist ein kleines Mädchen, Vater. Willst du jetzt hinübergehen und Elisabeth sehen?“

„Ein Mädchen?“ fragte der alte Herr, als hätte er nicht richtig gehört. Aber er wartete keine Antwort ab und ging hinüber in die Wohnung der jungen Stoltenkamps. Franziska hatte die hellen Tränen in den Augen, als sie ihrem Gatten die Türe zum Wöchnerinnenzimmer öffnete und ihn mit Schwiegertochter und Enkelin allein ließ.

„Was ist es?“ sagte Fritz Stoltenkamp und trat behutsam näher. „Ist es wirklich nur ein Mädchen?“

„Das ist doch besser als gar nichts, Vater.“

Er wurde rot und beugte sich schnell über sie und streichelte ihr die Hände.

„Ich freue mich ja auch mit dir und beglückwünsche dich herzlich. Kann ich es sehen?“

„Gerade hat es die weise Frau zurechtgemacht. Da liegt's in der Wiege. Ist das nicht ein wonnig Geschöpf?“

Die hohe Gestalt des Alten beugte sich tief über das Wiegenbett. „Das ist es,“ sagte er nach einer Weile. „Nun mußt du mir bald noch den Enkel schenken.“

Er kam zu ihr zurück und setzte sich still an ihr Bett. Sie beobachtete ihn mit lachenden Augen.

„Eine Enkelin, die glücklich auf der Welt ist, Vater, ist wohl immer noch einem nicht vorhandenen Enkel vorzuziehen. Sie wird die Stammutter eines neuen Geschlechtes. Sie bringt neues, frisches Blut in die Familie.“

„Hältst du das für nötig, Töchterchen?“

„Aber unbedingt, Vater. Du zum Beispiel warst länger mit deinem Werk verheiratet als mit deiner Frau. Darunter leiden die Kinder.“

„Dafür hat es doch wohl Friedrich Franz leichter im Leben gehabt.“

„Leichter? Ach, Vater. Ich glaube beinahe schwerer. Er ist nur in die bessere Zeit der Fabrik hineingeboren worden, und während er die große und reiche Zeit sah, wurde er im Geiste der alten erzogen. Das waren Tantalusqualen.“

„In m e i n e m Geiste,“ sagte der Alte. „Ich habe ihn nach m e i n e m Geiste herangebildet. Hältst du das Vorbild für so schlecht?“

„Sieh einmal, Vater,“ meinte die junge Frau und zog nachdenklich die Brauen zusammen, „ich denke mir das so: Der liebe Gott als Schöpfer aller Dinge erschafft uns und gibt jedem von uns sein Leben. Wer nun aber das

Leben eines Kindes nimmt und es in das seine hinein-
zwingt, nur um dem eigenen Leben eine verlängerte Fort-
setzung zu verschaffen, der will den lieben Gott um ein
neues Leben übervorteilen. Das ist aber nicht der Zweck
der Schöpfung.“

„Du mußt jetzt deine Ruhe haben, liebes Kind, und
sollst nicht so viel reden,“ sagte Friß Stoltenkamp und
erhob sich leise.

„Ich wollte auch nur die Gelegenheit benutzen, um
einmal mit dir darüber zu sprechen. Auf Wiedersehen,
Vater. Es war lieb von dir, daß du deiner Enkelin gleich
einen so schönen Antrittsbesuch gemacht hast.“

Die Unruhe des Tages verließ sich. Friedlich saß
Franziska neben dem Vatten in der Abendruhe. Und
nun blickte sie verwundert von ihrer Näharbeit auf. Friß
Stoltenkamp hatte vor sich hingelacht.

„Du bist fröhlich, Friß?“

„Diese Elisabeth, Franziska. Ich verglich sie schon
einmal mit dem Alten Friß. Nur aus Auge besteht das
Frauenzimmer. Der Alte Friß hatte zwar keine Kinder,
aber die sorgt dafür, daß den ihren Schlesien mal nicht
wieder genommen wird. Und wenn's beim Mäd'el bleibt.“

Und wie Friß Stoltenkamp den Sohn im Auge be-
halten hatte, so ließ er als Großvater die Enkelin nicht
aus den Augen und freute sich, als sie schnell das Laufen
lernte und zu ihm auf den Schoß geklettert kam, als wäre
er ein Großvater wie alle Großväter und nur für sie auf
der Welt.

„Sie kriegt den Wuchs der Stoltenkamps und das
Wesen ihrer Mutter,“ sagte er zu Franziska. „Ich glaube,
das ist eine gute Mischung.“ Und er setzte sich den Stroh-
hut in den Nacken und ließ sich von seiner lustigen kleinen
Befehlshaberin in den Garten ziehen.

Die Fabrik arbeitete ununterbrochen. Glänzende Be-
gabungen saßen in der Leitung, Männer, die aus dem
Gewerbestand hervorgegangen waren, Offiziere, die das
Artilleriewesen beherrschten, Schiffsingenieure und hohe
Verwaltungsbeamte. Ein Rad griff in das andere,
lautlos fast lief das Getriebe und doch mit der Sicherheit
einer Uhr.

Fritz Stoltenkamp ging durch die Hallen und Höfe.
Er war zu einer Besichtigung hinausgekommen und hatte
nichts zu erinnern gefunden. Wie ein Punkt kam er sich
vor in dem gewaltigen Aufbau der Linien, den er selbst
errichtet hatte.

„Es geht auch ohne mich,“ sagte er. „Vielleicht sogar
noch besser. Ich diene der Fabrik nur noch als Aus-
stattungsgegenstand.“

„Es ist beneidenswert, Herr Stoltenkamp, das alles
aus der Ruhe zu überblicken und sich zu sagen: das alles
bin ich.“

„Das alles war ich, meine Herren, war, war! Es
ist schwer, meine Herren.“ ...

Er schickte den Wagen voraus und ging den langen
Weg zu Fuß. Seine Gedanken arbeiteten trampschaft.
Oft tauchten sie in die Erinnerungen zurück, oft hielten sie
an bei der Gegenwart, die ihn nicht mehr benötigte, und
dann wieder griffen sie eine neue Aufgabe heraus, eine
neue Lafette, einen neuen Geschützverschluß, eine Panzer-
platte, an der die Geschosse abprallen sollten wie von der
Hornhaut Siegfrieds, und die Gedanken wogten und
wallten, bis ihm bunte Funken vor den Augen sprangen
und rote und grüne Nebel ihm die Ferne verlegten. Mühsam
atmend erklimmte er die Anhöhe und fiel seiner Frau
um die Schulter, die ihm kaum noch den Sessel hinschieben
konnte.

Der Unfall ging vorüber. Frik Stoltenkamp erholte sich langsam, aber er schüttelte den Kopf, wenn man ihm von seiner unbezwingbaren Natur sprach und dem heißen, schattenlosen Weg die Schuld zuschob.

„Es war die erste Mahnung,“ sagte er. „Elisabeth hatte recht. Ich war zu heftig mit der Fabrik verheiratet und habe meine besten Kräfte in dieser Ehe gelassen. Wenn's hoch kommt, erreich ich noch mein Fünfund-siebzigstes.“

In der nächsten Zeit beschäftigte er sich nur mit seinem Testament. Seine erste Bestimmung war die Anteilbarkeit der Fabrik. Sollten sich mehrere Erben ergeben, so sollten die Nachgeborenen stets aus den jährlichen Einkünften der Fabrik entschädigt werden, die Fabrik selbst aber immer dem Erstgeborenen als ein unveräußerlicher Besitz verbleiben. Die zweite Bestimmung betraf die Regelung und die Verantwortlichkeit der Geschäftsleitung, der er weite Vollmachten auswirkte unter Billigung ihrer Entschlüsse seitens des Werksherrn. Die dritte Bestimmung beschäftigte sich eingehend mit der Arbeiterwohlfahrt, den Ruhegehältern, den gemeinnützigen Rassen, den Arbeiterdörfern, den Alterssiedlungen und den Fortbildungsbestrebungen aller Art. „Vergiß nicht,“ schrieb er für einen jeden der Erben, die nach ihm kommen würden, „daß ich selbst mit dem Hammer gearbeitet habe und nur durch die Treue meiner Mitarbeiter groß geworden bin. Treue um Treue. Das ist ein gerader Weg, von dem es kein Ausbiegen gibt.“

In einer besonderen Bestimmung gab er an, daß man ihn bei seinem Tode in dem kleinen Arbeiterhause neben dem alten Schmelzbau aufbahren und von dort aus beerdigen solle. „Von der Stätte aus, wo ich mit meinem Vater und dann mit meiner Mutter im kleinen begonnen

habe, wünsche ich auch, nachdem Gott meine Arbeit so reich gesegnet hat, die letzte Fahrt anzutreten."

Als er sich wieder gekräftigt fühlte, besuchte er zuerst das alte kleine Haus. Keiner der herbeigeeilten Beamten durfte ihn ins Innere begleiten. Ganz allein betrat er die engen Räume, die Wohnküche, in der es nicht viel zu kochen gegeben hatte, die Schlafkammer, in der der Vater am warmen Herzen der Mutter in aller Armut wie ein Glückseliger verschieden war, das Arbeitszimmer mit dem Doppeltisch für Mutter und Sohn und dem schmalen Fenster, durch das er so oft das jugendschöne Gesicht Frau Margaretens neben dem erstarrten Altersgesicht der Großmutter Frau Jodokus Stoltentkamp im roten Licht der Ollampe erblickt hatte, wenn er aus dem Schmelzbau kam und die Frauen stumm über den Briefen und Rechnungen saßen. Seine Hand tastete nach den wenigen Gegenständen, die sich noch vorfanden, als müsse er noch einen letzten warmen Hauch der geliebten Hände auffangen, die sie vor langen, langen Jahren berührt hatten, und er stieg langsam die schmale Stiege hinauf, die zu seiner Dachkammer führte, und strich mit den Händen die getünchten Wände entlang, die einst widergehallt hatten von seinen englischen Sprachübungen.

"England," sagte er, „ich blieb Sieger. Dafür danke ich Gott am meisten."

Draußen umbrandeten ihn die Wogen der Arbeit wie ein unübersehbares Meer. Er ging langsam seines Wegs durch die alten und die neuen Hallen und Werkstätten, und im ältesten Schmelzbau gedachte er seiner Ritte nach dem kleinen Hammerwerk in der Mühle, die Stahlblöcke an den Steigbügeln, und vor den Riesenhämmern gedachte er der langen, bangen Stunden in der Mühle, in denen er voll Sehnsucht darauf gewartet hatte, daß der

Die Stoltentkamps und ihre Frauen. 28

höher gelegene M \ddot{u} ller die Wehren \ddot{o} ffnete und ihm die Arbeit erm \ddot{o} glichte. Und er kam zum Schie β platz hinaus, der im Gebiet der Fabrik gelegen war, und seine ersten, spannungsvollen Gesch \ddot{u} hversuche standen ihm vor Augen, die Rohre, deren Sch \ddot{u} sse die Einleitung gedonnert hatten zum Anbruch der neuen Zeit. Auch heute wurde Schu β auf Schu β gel \ddot{o} st, und er sah den alten, eisgrauen Frowein, der nun auch in den Ruhestand trat, neben einem hohen General und anderen Offizieren.

„Exzellenz,“ sagte der alte Frowein gerade, „mit diesem Gesch \ddot{u} h k \ddot{o} nnen Sie keine Schlacht verlieren.“

„Einer meines Namens hat noch nie eine Schlacht verloren,“ erwiderte der General scharf und streckte das Rinn vor.

Der alte Frowein sah ihn verwundert an.

„Einer des Namens Frowein ooch nich,“ bemerkte er erkl \ddot{a} rend, und Fri β Stoltenkamp sp \ddot{u} rte pl \ddot{o} hlich den Geist seines Werkes wie eine Erfrischung und lehrte gest \ddot{a} rkt auf seinen Alterssi β zur \ddot{u} ck.

Oft lie β er die Freunde und Gef \ddot{a} hrten der Jugend an seinem inneren Blicke vor \ddot{u} berschreiten. Fast alle waren sie vor ihm dahingegangen. Selbst Mathilde, die das Geheimnis der ewigen Jugend gekannt zu haben schien. Und der ausgelassene Jan Kr \ddot{o} ger beschwindelte nun wohl die Engel im Himmel mit den schwarzen Perlen der Gro β f \ddot{u} rstin.

Einmal kam auch der Oberst Moldenhauer zu Besuch und blieb auf dringendes Bitten Franziskas zu Tisch.

„Der Mensch ist wirklich das Ergebnis seiner Erziehung,“ sagte er mit einer tiefen Verneigung. „Ich kann einer Dame nichts abschlagen.“

Er lebte seit einigen Jahren schon im Ruhestand und bewohnte mit Diener und R \ddot{o} chin ein h \ddot{u} bsches Gartenhaus.

„Du hast sogar einen Fernsprecher für deinen persönlichen Gebrauch?“ fragte Fritz Stoltentkamp, als sie zu dritt bei Tische saßen. „Ich wußte gar nicht, daß du noch so viele Geschäfte hattest.“

Der weißhaarige Oberst blinzelte zu der Frau des Hauses hinüber. Sie gewahrte es und stellte sich teilnahmslos.

„Geschäfte?“ wiederholte der Oberst. „Gott soll mich bewahren, ich habe mich lange genug abgerackert bei Christen und Heiden. Sprich mir das Wort ‚Geschäfte‘ nicht aus. Ich will meine Ruhe haben.“

„Wozu benußest du dann aber den Fernsprecher, Moldenhauer?“

Wieder blinzelte der alte Haudegen nach dem regungslosen Gesicht Franziskas.

„Mir ist,“ begann er, „als hätten wir vor Jahren schon einmal eine ähnlich klingende Unterredung geführt. Jedenfalls könnte sie als Auftakt zu der jetzigen betrachtet werden. Ich sehe hier als ein sündenbeladener Mann. Ich habe die größte Sünde gegen das schöne Geschlecht begangen: wie ich hier bin, bin ich unbeweibt geblieben. Und doch habe ich den Frauen auf meinen rauen Kriegspfaden gedient wie kaum ein zweiter. Jetzt erlebe ich die Rache der Natur. Ich bin ein so alter, abgehalfterter Krippengaul geworden, daß kein Mädchen mehr mit mir spricht. Ohne eine weiche Frauenstimme aber kann ich im Alter nicht sein. Da helfe ich mir mit einer Kriegslist.“

Frau Franziska hob den Kopf und sah ihn in ruhiger Erwartung an.

„In stiller Nacht,“ fuhr der alte Kriegsknecht fort, „wenn alles schläft, nur die Sehnsucht meines Herzens nicht, nehme ich den Fernsprecher neben meinem Ruhe-lager auf und klinge-le an. Das Fräulein auf dem Amt

meldet sich. „Ich möchte eine Depesche aufgeben,“ sage ich freundlich. „Anschrift: Oberst Moldenhauer. Straße und so weiter. Inhalt: Geliebter! Ich vergehe vor Sehnsucht nach dir. Ich schmiege mich an dich. Ich küsse dich. Ich habe dich so lieb.“ Und dann frage ich freundlich: „Würden Sie mir die Depesche bitte wiederholen, Fräulein?“ Sie liest. Ich lausche. Ihre weiche Mädchenstimme streichelt mich. Sie nennt mich Geliebter . . .“

Frau Franziska hatte längst ihr Taschentüchlein vor den Augen. Sie schluchzte hinein. Sie winkte ab.

„Ich sehe, meine Allergütigste,“ sagte der Oberst und zwinkerte lebhafter mit den Augen, „daß die kargen Freuden meines so einsam gebliebenen Alters Ihre Seele zu überwältigen drohen. Behalten Sie mich weiter in einem freundlichen Angedenken. Mir bleibt nichts, als Ihnen für alle Teilnahme immer aufs neue zu danken.“

Im Spätherbst fuhr Fritz Stoltenkamp wieder einmal zu seiner Lieblingschöpfung, der Siedlung der Alten, hinaus. Er fand den uralten Haniel noch im Gärtchen sitzen. Aus dem Fenster nickte das verrunzelte Gesicht der Lebensgefährtin. Sie brauchte mehr Wärme und blieb im Zimmer.

Die beiden einstmaligen Arbeitsgefährten saßen auf der Hausbank dicht beieinander und ließen sich die letzte warme Nachmittagssonne auf die Knie scheinen.

„Wie alt bist du denn jetzt eigentlich, Haniel?“

„Eben erst neunzig, Herr Stoltenkamp. Ich hab Sie ja zurzeit vor dem Reinsfall gewarnt.“

„Von was für einem Reinsfall redest du, Alter?“

„Uns als junge Rentner hier in Watte zu wickeln und uns nur fünfmal am Tag zu bitten, ein Handbreit den Mund aufzumachen, damit so 'ne gemächliche Zufuhr

stattfinden kann. Mit'm besten guten Willen kann man das bis in die Unendlichkeit fortsetzen. Meine Alte und ich sind noch keinen Tag krank gewesen."

"Also du bist zufrieden? Ich meine, wenn du so Rückschau hältst auf das ganze verfloßene Leben."

"Herr Stoltenkamp," sagte der Alte, "ich muß wohl ein Glückskind sein."

Mehr sagte er nicht. Aber die wenigen Worte gingen und gingen durch Friß Stoltenkamps Hirn. So also sah ein Glückskind von neunzig Jahren aus. Und von ihm war ein Teil des Glückes gekommen, von ihm und dem Werk. Er rückte noch ein wenig fester heran auf der Bank, daß sich ihre Schultern leise berührten. Da brauchten sie nicht zu sprechen und dachten doch dasselbe.

Die Abendsonne kam und floß milde über den Werks- herrn und seinen ältesten Arbeiter . . .

"Haniel," sagte Friß Stoltenkamp endlich, "es wird Zeit für mich. Hörst du? Nicht nur für heute abend. Es ist mein letzter Herbst, das spür ich im Blut. Sollte ich nun vor dir dahin müssen, so möcht ich dich hinter meinem Sarge wissen. Als meinen ältesten Freund. Neben meinem Sohn sollst du hergehen. Glaubst du, daß du es schaffst?"

"Solang ich noch in zwei festen Stiebeln stehe, schaff ich es."

"Dann ist es gut."

Der Werksherr erhob sich. Der alte Haniel mit ihm. Sie reichten sich die Hände, die so manchen Hammer- schlag zusammen getan hatten, und sahen sich steif in die Augen. "Grüß deine Frau, Haniel. Glückauf!"

"Glückauf, Herr Stoltenkamp." — —

Es wurde Abend für Friß Stoltenkamp. Jetzt wußte es auch Franziska. Mit einem Mal gaben seine Kräfte

nach, und er rührte sich nicht, um sich dagegen aufzu-
lehnen.

„Ich bin ausgebrannt, Franziska. Der Dampfkessel hat ausgereicht bis zum letzten. Ich hab mein Ziel erreicht und muß wohl dankbar sein. Weißt du, ich habe mich nur vor dem langsamen Dahindämmern gefürchtet, vor dem Zustand, in dem man von den Schafsköpfen nah und fern als der sagenhafte Urheber der Stoltentkampschen Gußstahlwerke bezeichnet wird. Ich werde dir nicht viel Last machen.“

„Fritz,“ sagte sie und zog ihm die Decke über die Knie, „dreiunddreißig Jahre sind wir zusammen.“

„Da hab ich dir dreiunddreißigmal zu danken, Franziska.“

Sie umsorgte ihn Tag und Nacht. Sie führte ihn zu seinem Fensterplatz und führte ihn wieder zurück. Vor allem aber hielt sie ihm die Besucher fern. „Nur keine Zuschauer, Franziska. So was macht man mit sich allein ab.“

Einmal erhielt er den trostreichen Brief eines Herrschers. Es war darin die Rede von dem Glück des Hauses Stoltentkamp.

„Glück,“ wiederholte Fritz Stoltentkamp und sann weiter. „Wenn man ein Hürdenrennen mitreitet, kommen einem die Hindernisse doch ein bißchen höher vor, als wenn man vom Sitzplatz aus zuguckt.“

Über das Wort „Glück“ grübelte er jetzt oft und lange nach. In einer Nacht wedte er Franziska. „Ich weiß es jetzt und wollte es dir nur sagen. Glück ist nicht, was man für sich darstellt, sondern vor allem, was man für die Allgemeinheit darstellt. Es gibt Menschen, die sich nie in Schweiß gearbeitet haben und doch für ihre Person kreuzvergnügt sind. Und es gibt Familien, die sich mit

jeder Faser in den Dienst einer großen Sache stellen müssen, einer wirtschaftlichen, einer politischen, kurzum, einer v a t e r l ä n d i s c h e n, unter Aufgebung aller und jeder Einzelliaberei, weil sie nur so das Glück für das Gemeinwohl bedeuten.“ —

Einer der seltenen, weitsichtigen und golddurchwirkten Herbsttage spannte sich über das Land. Friß Stoltenkamp saß am offenen Fenster und sog die herbe, klare Luft ein. Da lagen die Wiesen seiner Jugend, da schimmerte die Ruhr, da winkte das alte Städtchen des Ohm Grote. Und er winkte ihm mit einem Kopfnicken wieder zu.

Was jetzt wohl die Fabrik macht, dachte er, der — Gußstahl — —

Frau Franziska legte seinen niedergesunkenen Kopf in die Kissen des Sessels zurück. Sie rief nach dem Diener und hieß ihn, die jungen Herrschaften von drüben zu holen. Sie setzte sich neben den Gatten und faßte seine Hand . . .

Dann hörte sie eilende Schritte. Sie hörte sie über die Treppen und Gänge hasten und sich nähern. „Schneller, schneller!“ wollte sie rufen, und ihr Atem setzte aus.

Als Friedrich Franz mit Elisabeth und der kleinen Margarete eintrat, war Friß Stoltenkamp still zu seinen Vätern gegangen. — —

Alle Räder standen still.

In starrem Schweigen trauerten die Stoltenkamp'schen Werke um den Hingang ihres Herrn und Meisters.

Friß Stoltenkamp lag aufgebahrt im Arbeitszimmer des kleinen Arbeiterhauses. Die letzte Nacht, die er über der Erde weilte, verbrachte der stille Schläfer inmitten der Fabrik, umringt von den Schöpfungen seines Riesengeistes. Als dunkle Massen wucheten sie in der Nacht, und als der Morgen kam und die Frühsonne über sie hinhauchte, wuchsen Gebilde aus der Masse und gliederten sich weithin in Hallen und Häuser und einen Wald gen Himmel ragender Eissen und Türme. Wie erstarrt umstand der mächtige Block dichtgedrängt das kleine Arbeiterhaus, in dem einsam in der Hüt seiner Werke der große tote Meister lag.

Nein, er lag nicht einsam. Ein Leben war bei ihm, das sich nur noch nicht zu finden vermochte. Franziska saß zu Häupten des Toten die letzte, lange Nacht. Es fror sie, und sie wußte, daß es nicht die Nähe des Toten war und die kühle Nacht, sie wußte, daß der, der dort vor ihr lag und in wenigen Stunden dem Schoß der Erde übergeben werden sollte, den Inhalt ihres Lebens mit sich nahm. Alles, was Franziska Wildemeister in ihr gewesen war und was er liebte, hatte sie ihm ganz

gegeben, bis es stoltenkampisch geworden war. Mit ihrer letzten Pflege gab sie ihm ihr Letztes. Stolz und ruhig wie eine Stoltenkampfrau fühlte sie, daß sie nun nichts mehr zu vergeben hatte.

Draußen erwachte der Morgen. Arbeiter kamen leisen Schrittes und setzten noch einmal den Hof vor dem Haus, Meister trafen halblaute Anordnungen. Und nun sammelten sich die Menschen.

Franziska Stoltzen legte beide Hände auf den Sarg und nahm Abschied. —

Aus der Schlafkammer, in der einst Frau Margarete gewohnt hatte, trat sie still und aufrecht zu der Trauerversammlung. Der Pfarrer sprach. Er sprach großzügig und ergreifend, und doch vermochten seine Worte der Gattin Fritz Stoltzen nichts zu sagen, was nicht schon tiefer und klarer in ihrem Herzen stand. Die Arbeiterlänger rückten zusammen. Sie hoben an. Da ging ein Schauer der Ergriffenheit durch Frau Franziskas Schultern.

„Großer Gott, wir loben dich!
Herr, wir preisen deine Stärke!
Vor dir neigt die Erde sich
Und bewundert deine Werke ...“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Halbmaß grüßten die Fahnen. In schauernder Ehrfurcht grüßte das schweigende Werk. Fritz Stoltzen verließ seine Arbeitsstätte, den abgeschlossenen Kreis seines Lebens.

Hinter dem Totenwagen ging Franziska. Zu ihrer Linken schritt der Sohn, zu ihrer Rechten der neunzigjährige Daniel. Er schritt in festen Stiefeln, wie er es dem Fritz Stoltzen versprochen hatte, und blickte feierlich auf den Kranz, den er in den verarbeiteten Händen trug. Hochaufgerichtet folgte der Vertreter des

Kaisers, ihm zur Seite Frau Elisabeth Stoltentkamp mit ihrer Tochter Margarete. Die Alten der Arbeiterschaft, die mit dem Toten einmal jung gewesen waren, schlossen sich an. Und in langem Zug die Werksleiter mit den Vertretern der Werksangehörigen, die Abgeordneten des Heeres und der Flotte, der rheinisch-westfälischen Industrie und der Industrien des ganzen deutschen Landes. An die zwanzigtausend Stoltentkamp'sche Werksangehörige aber säumten den Weg, der von der alten Fabrikpforte hinausführte zum neuen Erbbegräbnis.

Mit dem Sohne, Elisabeth und der kleinen Margarete war Frau Franziska von der Gruft noch einmal zurückgefahren in das kleine Arbeiterhaus. Zeit seines Lebens war sich Friß Stoltentkamp wie ein Soldat erschienen. Und wie bei einem Soldaten, so hatte er es gewünscht, sollte der Schluß seiner Beisehung sein. Wenn nicht mit Trommeln und Pfeifen, so doch mit einem neuen Morgenruß an das Leben.

Die Arbeiterscharen marschierten in den Hof. Kopf an Kopf standen sie und hielten die Blicke auf die Fahnen und Flaggen gerichtet, die trauernd noch Halbmaß wehten. Ein Ruck ging durch die Massen. Hoch stiegen die Fahnen und Flaggen bis unter den Knäuel der Maste und schlugen im Wind. Und aus der Menge stieg das Lied der Arbeiterlänger zu ihnen auf:

„Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer aus der Ruh,
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot,
Man träumt von Siegestränzen,
Man denkt auch an den Tod.“

Frau Franziska Stoltenkamp dachte seit dieser Stunde an den Tod, und der Tod dachte an sie. Und während die Ärzte noch rieten, ob die Aufregungen und Überanstrengungen der letzten Zeit, ob eine Erkältung, die sie vom Begräbnisplatz mitgebracht hatte, die Ursache ihres Erschöpfungszustandes sei, schlummerte sie in der Stille hinüber zu dem Einsamen, dem ihre Mädchenblüte und ihr Frauentum der einzige Schmuck eines harten Manneslebens gewesen war — seit dem Tode der unvergeßlichen Mutter.

Schwerer noch lagen dem Erben die Schatten auf dem Wege und machten seinen Schritt unsicher und sein Wesen beklommen. Eine Weile sah ihm Elisabeth mitleidvoll zu. Dann rötete ihr der Lebenswind wieder die Wangen und straffte ihre Sehnen.

„Es ist jetzt genug geweint, Friedrich Franz. Die Dahingegangenen haben uns nicht nur das Recht auf Tränen hinterlassen. Ich meine, kein Mensch könne ein größeres Erbteil an handfesten Pflichten erhalten, als wir es bekommen haben. Kopf hoch, Friedrich Franz. Zulezt haben wir auf der Welt doch auch noch unser Sprüchlein herzusagen.“

„Ja, Elisabeth. Nur sind es so viele Pflichten, daß sie mich noch betäuben.“

„Faß nur irgendwo an. Und du sollst sehen, wie die Betäubung weicht.“

Da ging Friedrich Franz und faßte an. Zuerst erschraf er vor der Größe der Aufgabe, die die Kraftnatur des Vaters überwältigt hatte, und vor der Größe der Aufgaben, die auf den Sohn und Erben warteten. Aber er faßte an und sagte sich zu Beginn: „Mehr als ein pflichtgetreuer Mensch zu leisten vermag, kann kein Richter von mir verlangen.“

Jetzt erst zeigte sich die Größe der Erkenntnis, die Friedrich Stoltenkamp besessen hatte, als er vor der wachsenden Überlegenheit des eigenen Werkes schweigend in den Hintergrund getreten war. Die großmütig geordnete Betriebsleitung arbeitete auf jedem ihrer Einzelgebiete als Teil der Gesamtheit. Und die Gesamtleitung verkörperte den Geist ihres Schöpfers. Wie in einem festgefügtten Staatengebilde verwalteten die verantwortlichen Männer ihre Ämter, und ihr Verantwortungsgefühl erschöpfte sich nicht in der Instandhaltung des Überkommenen, es lugte mit Seemannsaugen nach neuem Land, neuen Taten, neuen Besitzrechten.

Der jugendliche Wilhelm der Zweite hatte als Preußens König den deutschen Kaiserthron bestiegen. Sein stürmisches Wollen teilte sich dem Vaterlande mit. Die ersten Niederschläge zeigten sich in der Gesetzgebung, wurden bekämpft, wurden bezubelt. Aber den starken Strom, der durch alle Schichten der Bevölkerung und der Berufe dahinzubrausen begann, vermochte keiner hinwegzuleugnen, ob der eine ein langsameres Zeitmaß, der andere ein abgetönteres Rauschen wünschte. Es wurden Kräfte gewedt und Ziele gesteckt, die der Arbeit ein weites Feld anwiesen. Die großen Gewerbe traten frisch auf den Plan. Wenn das junge Deutschland Glanz erhalten sollte vor aller Welt, hatte die Industrie ihre Ebenbürtigkeit zuerst zu beweisen. Und mit der alten Kämpferfreude ging sie voran.

Friedrich Franz Stoltenkamp saß im Kreise seiner Berater und prüfte in seiner ruhigen und freundlichen Art alle Vorschläge, die ihm unterbreitet wurden. Er beschloß, dem Geist der Zeit zu gehorchen und sein Werk an die Spitze der Aufwärtsbewegung zu stellen. Das Werk richtete sich auf den größten seiner Feldzüge ein und gewann ihn.

Ob Friedrich Franz ihn auch auf den Schultern seines Vaters gewann — er gewann ihn.

Die flüssig gewordenen Mittel ließen die neu einsetzenden Vergrößerungen zu, ohne daß auch nur ein Stöhnen der Werkmaschine sich bemerkbar machte. Der Friedensbedarf wurde als Massengut hergestellt, und mit dem Stoltenkamp'schen Stempel bewies er seine unverminderte Güte. Fremde Stahlwerke wurden aufgekauft und ihre Tätigkeiten dem Gesamtplan eingeordnet. Die Wissenschaft hielt Einzug mit ihren verschärften Hilfsmitteln, und die Untersuchungen in der chemisch-physikalischen Station räumten mit jeder Zufälligkeit in der Stahlbereitung auf und wiesen neue Wege. Der Rüststahl trat seinen Siegeszug an. Der Umfang der Geschützgießereien verdreifachte sich, und der Lafettenbau hielt mit ihm Schritt. Ein neues Panzerplattenwalzwerk entstand, und die Flotte griff zu, die Arbeit wurde zum brausenden Lied. Ruhig und gütig saß Friedrich Stoltenkamp im Kreise seiner Berater, prüfte alle Vorschläge, die ihm unterbreitet wurden, und traf seine Entschlüsse. War der Entschluß gefaßt, so hatte die Durchführung zu erfolgen. In diesem Punkte unterschied sich Friedrich Franz Stoltenkamp nicht um Haaresbreite von seinem Vater.

Zu Hause aber legte er den Werksherrn ab und ergab sich, aufatmend wie nach schwerer und ungewohnter Arbeit, ganz seinen stillen Lieblingsneigungen, der Pflege der schönen Künste, der Wissenschaften, und mehr noch der Pflege der stillen Freude an ihnen. Wo einst strenge und scharfsägige Fachleute gesessen hatten, saßen jetzt oft die Gelehrten und Künstler des Landes, und mancher junge Maler und Musiker ging von hier aus seinen Weg, unterstützt durch die immer offene Hand des still erfreuten

Hausherrn. Der Segen der Arbeit, vom Vater herab-
beschworen, floß dem Sohn in goldenen Strömen, und er
zeigte sich bei allem Wohltun als der rechte Verwalter
und mehrte das Gut. Nur die Lebensscheuheit seiner
Jugend vermochte er auch in den Mannesjahren nicht
mehr zu ändern. Und von dem Schmutz der Straße wich
er beklommen zurück, statt ihn mit einem Schaufelwurf
aus dem Wege räumen zu lassen.

„Es ist zu spät,“ mußte sich selbst die willensstarke Haus-
frau gestehen. „Die Eindrücke und Empfindsamkeiten der
einsam verlebten Jugend wurzeln zu tief. Hier machen
die weitestschauenden Eltern die schlimmsten Fehler.“

„Mein Vater hat, seitdem ich Kind war, nur an meine
zukünftige bedeutsame Stellung gedacht und meine Er-
ziehung danach geleitet,“ entschuldigte Friedrich Franz den
Vater.

„Dein Vater hätte in erster Linie daran denken sollen,
daß Jungen Jungen sind und ihre beste Erziehung aus
den Knüffen und Püffen der Spielkameraden beziehen,
die sie mit Zinsen zurückerstatten. Auf die bedeutsame
Stellung richtet sich dann der innere Uhrzeiger eines
Tages schon von selber ein.“

In der Fabrik war Elisabeth bald eine bekannte Persön-
lichkeit. Sie erschien oft, die aufwachsende Margarete an
der Hand, und stapfte unbekümmert zwischen dampfenden
Kohlen und zischendem Eisen umher, sprang über die
Eisenbahngleise, die das Werk wie ein Netz durchzogen,
oder rief die nächststehenden Arbeiter heran, ihr ein
Hindernis aus dem Wege zu schieben. Die Leute sagten
nur: „da geht die Frau“, zogen vor Mutter und Tochter
die Mühen und spuckten in die Hände, um sich vor ihrem
Blick als rechte Enkelkinder zu erweisen. Von den Werks-
leitern aber hörte sie manches kluge Wort. Die Herren

wußten ihren scharfen Verstand und ihre beherzte Art bald zu schätzen.

Nun gingen wieder zwei große Planungen ihrer Reise entgegen. Der Urgedanke Fritz Stoltenkamps, vom Erz in der Erde und der Kohle im Stollen bis zum gepanzerten, mit Türmen und Geschützen bewaffneten Kriegsschiff alles selbst zu bereiten, sollte seine letzte Krönung erfahren. Ein paar Jahre lang wurden die Mittel gehäuft. Dann erklärten sich die Mitglieder der Geschäftsleitung zur Verantwortung bereit. Strahlend vor Freude, einen neuen Markstein in die Geschichte des Werkes setzen und das Gelöbniß des Erben einlösen zu können, erteilte Friedrich Franz den Befehl: Vorwärts!

Da wurde es an zwei Stellen zugleich lebendig. Am Niederrhein und in der Ostseebucht. Am Niederrhein wuchs ein Musterwerk empor, das alle Erfahrungen in der Eisen- und Stahlbereitung in folgerichtiger Anordnung vereinigte. Auf dem Wasserwege kamen die Kohlen geschwommen und die Erze aus Deutschland, Schweden und Spanien, um auf maschinenmäßigem Wege den ragenden Hochöfen zugeführt zu werden, die sie nach der wirtschaftlichsten Art der Flußeisenerzeugung, dem Thomasverfahren, verhütteten und maschinenmäßig an das Thomasstahlwerk zur Stahlumwandlung weitergaben. Ein Martinstahlwerk schloß sich an. Und maschinenmäßig gelangte der erzeugte Stahl in die Walzwerke, um als unübersehbare Masse von Eisenbahnschienen aufzuerstehen und als Stahlgestänge und Formengüsse, die sich auf das Zauberwort der Arbeit zusammenfanden zu hoch- und weitgeschwungenen Brückenbauten. Eben noch stand man auf der Raimauer des Hafens und starrte auf die Flotte der Rhein- und Seeschiffe, die wie ein Wall Bord an Bord gedrängt lagen, starrte auf Kohlen und Eisengestein, um

nach wenigen Schritten die Kohlen zu Koks, das Gestein zu Flußeisen, das Eisen zu Stahl und den Stahl zu einer Brücke werden zu sehen, die Ufer verbindet, zu Kilometer-tausenden von Schienen, die die Völker der Erde aneinanderrücken.

Diese Schöpfung liebte Friedrich Franz über alles. Sie war aus seinem Herzenswunsch geboren, der Fabrik ein Vermächtnis seiner eigensten Prägung zu geben. Sie wurde zum lebendigen Beweis, daß der Sohn, der im Schatten seines Vaters wandeln mußte, des Vaters wert war.

Augenfälliger und welthedeutsamer erschien das zu gleichen Zeiten einsetzende Leben in der Ostseebucht. Friedrich Franz gedachte der Worte des Vaters, die er im Kreise der hohen Gäste an ihn gerichtet hatte: „Ich hoffe, daß du einmal deine eigene Werft besiehst und helfen wirst, Deutschland auch im Schiffsbau von England unabhängig zu machen. Mir reicht der Atem so lange nicht mehr.“ Nun nahm Friedrich Franz den eigenen Atem zu Hilfe, und er reichte.

Eine ältere Werft wurde erstanden, von Grund aus unter Nutzung aller technischen und wirtschaftlichen Errungenschaften umgebaut und ins Große übertragen. Jetzt kamen die Kessel und Schiffsachsen, die Panzerplattenbekleidung und die stählernen Drehtürme, die Geschütze und Lafetten der Gußstahlfabrik, jede selbstgefertigte Scheibe, Schiene und Schraube in die eigene Familie. Hellinge und Spanten wurden ihre Schwestern und Brüder. Nun konnte man eine Kanone kaufen und ein bis in die Gefechtsmasten bewaffnetes und gepanzertes Linienschiff.

Dem Sohne, der im Schatten des Vaters wandeln mußte, war es vergönnt, die letzte unerfüllt gebliebene Sehnsucht des Vaters lebendig zu erfüllen.

Feurig nahm Elisabeth Stoltenkamp in der Stille Anteil. Nur in der Stille. Sie sprach kein Wort hinein, aber der Gatte sah es an ihren aufblickenden Augen, wie ihr solches Zugreifen behagte. Die Baupläne der großen Kriegsschiffe verfolgte sie, als ob sie einen spannenden Roman läse, und als eine auf der Werft gebaute Torpedobootsflottille auf der Versuchsfahrt die vertraglich ausbedungene Geschwindigkeitshöhe infolge neuer Erfindungen Stoltenkamp'scher Ingenieure noch um mehrere Knoten schlug, nahm sie ihr Mädel um den Leib und wirbelte es in wilder Freude herum.

„Wir sind auch jemand, Mädel, vom Aussterben ist keine Rede!“

Die kleine Margarete, die den hohen Wuchs der Stoltenkamps hatte, war zu einem sechzehnjährigen Fräulein herangewachsen, und das gesunde Blut der Mutter strömte in ihren Adern.

Wenn Friedrich Franz sie in seiner freundlichen Güte betrachtete, ein wenig nachdenklich, weil ihm kein Sohn geboren war, klopfte ihm Frau Elisabeth in ihrer frischen Art auf die Schulter.

„Nur keine tiefsinnigen und schwerblütigen Grübeleien. Die Natur weiß, was sie tut. Ein Ader, der zu viel vom selben Erzeugnis hergeben muß, will eine andere Bepflanzung. Ein Geschlecht, das hintereinander große Männer hervorbrachte, wie den Großvater Friedrich und den Vater und alle die mir unbekannten starken Bürgermeister und Schöffen, verlangt einmal eine neue Stamm-mutter. Ich hätte nichts gegen einen Sohn einzuwenden gehabt, aber für das Werk wird eine neue Blutmischung, die von der unverbrauchten Frau ausgeht, vorteilhafter sein. Also freu dich deines Mädels von Herzen, Friedrich Franz. Die Fabrik erlaubt's.“

Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 29

Dann lachte Friedrich Franz und meinte scherzend: „Der Vater hatte recht. Du bist wie der Alte Fritz oder einer seiner frischfrommfröhlichen Reitergenerale.“

„Frischfrommfröhlich, Friedrich Franz,“ sagte Frau Elisabeth und sah ihm voll in die Augen. „Das wäre neben dem Werkswort ‚Vorwärts‘ das einzig wahre für den Hausgebrauch.“

Es wehte ein neuer Geist in dem weißen Haus unter den grünen Wipfeln. Junge Stimmen erfüllten Haus und Park, und helle Mädchenkleider huschten durch die Büsche. Auf der Ruhr schaukelten sich die Rähne mit dem jungen Volk, den Söhnen und Töchtern befreundeter Familien aus der Nähe und Weite, und im Wiesengrund wurden unter jauchzenden Zurufen Schläger und Ball gehandhabt oder ein Reigen zu Pferde geübt. Im Winter aber ging es in die umliegenden Städte, um den Brunnen der Kunst rauschen zu hören, in Oper und Schauspiel, in Konzertaufführungen und Vorlesungen namhafter Männer oder in die Galerien und Kunstausstellungen Düsseldorf.

„Man muß mit dem Leben Schritt halten, den Körper erfrischen und den Geist veredeln,“ sagte Frau Elisabeth Stoltenkamp und ermunterte den Gatten, an den Spielen der Jugend und ihren heiteren Festen teilzunehmen. „Gott hat uns fünf Sinne gegeben und die ganze Welt. Wer seine Sinne nur auf die Arbeit richtet, stumpft sie für den übrigen Teil des Schöpfungsplanes ab.“

„Mein Vater dachte anders darüber, Elisabeth.“

„Dein Vater war — Fritz Stoltenkamp. Eine Ausnahme in der Weltordnung kann nicht verlangen, daß sie als Regel aufgestellt wird. Wenn wir uns nicht gerade einbilden, dein Vater zu sein, haben wir Anspruch auf ein bißchen Menschenfröhlichkeit.“

„Wir nehmen nun einmal eine andere Stellung ein, Elisabeth. Die hält mich immer am Zügel zurück.“

„Höre, Friedrich Franz, das ist ein Standpunkt, der dich um das Leben betrügen wird. Es ist nicht Sache der Stellung, sondern Sache der Persönlichkeit, wie man sich zu geben hat. Das wäre doch ein Fluch der Stellung, wenn sie uns zwänge, unter einer Maske zu laufen.“

„Es ist wenigstens die Bürde der Stellung, Elisabeth.“

Elisabeth Stoltenkamp schüttelte nachdrücklich den Kopf. „Da irrst du dich. Diese Bürde hängt ihr der Stellung künstlich um, um sie gewichtiger erscheinen zu lassen. Du brauchst dir nur auf dem Bahnhof eine Fahrkarte oder auf der Post eine Briefmarke zu kaufen, und der Beamte am Schalter verabsolgt sie dir mit einer unnahbaren Miene und einer gnadenausteilenden Handbewegung, als müßte der Staat in die Brüche gehen, wenn der Mann aus Versehen einmal lachte. Nein, Friedrich Franz, der Staat geht nicht in die Brüche und die Stoltenkamp'schen Werke noch lange nicht, wenn die Herren Vertreter zeigen, daß es ein Vergnügen ist, auf der Welt zu sein.“

Aber Friedrich Franz vermochte nicht mehr umzulernen. Je weiter und lauter sein Name erklang und die Welt Ferngläser und Lupen hervorholte, um den Träger dieses großen Namens zu betrachten, um so mehr zog er sich in sich selbst zurück und glaubte, all den spürenden, forschenden, neugierigen und neidischen Blicken entronnen zu sein. Sein Gang nahm etwas Gewaltthames, seine Kopfhaltung und der Ausdruck seines Gesichtes etwas Starres an, wenn er durch eine Straße, durch einen Festsaal schritt und die Menschen um sich und hinter sich seinen Namen wispern hörte. Er ging mit Frau und Tochter auf weite Reisen, er kreuzte mit seiner Yacht monatelang auf den Meeren, nur um allein oder un-

bekannt zu sein und sich nicht von dem unablässigen Gerflüster und Getuschel verfolgt zu wissen.

Als die vollbeschäftigten Werke, die dank ihrer erneuten planmäßigen Einrichtung keine Abhängigkeit von den Grundstoffen und keinen Wettbewerb des Auslandes mehr zu gewärtigen brauchten, immer gewaltigere Gewinne abwarfen und der Reichtum sich mehrte, lief Wahrheit und Dichtung im Lande um, aber die Dichtung hatte schnellere Füße und erzählte viel von den unbeschreiblichen und märchenhaften Schatzkammern und nichts von den Sorgen, dem Lebensverzicht und dem Arbeitschweiß des starken Nimmermüden, der sie gefüllt hatte, nichts von der stählernen Pflicht, die als Haupterbtteil auf den Sohn gekommen war, das Werk zu erhalten, indem er es steigerte. Da kamen die Bittbriefe um Darlehen und Unterstützungen unbekannter Menschen ins Haus, denen gern entsprochen wurde, wenn der Brieffschreiber sich auszuweisen vermochte, und den verschämten Bittbriefen folgte die offene Flut der Bettelbriefe von Müßiggängern und Arbeitscheuen und all dem dunklen Gelichter, das aus der Bettelbriefkunst ein einträgliches Gewerbe zu machen weiß. Wer aber abgewiesen wurde, schwieg nicht still, sondern erging sich in namenlosen Zuschriften und Beschimpfungen über den Leuteschinder und Volksausfauger, der lieber im Golde erstickt, als daß er einen Taler für die Verhungerten wechseln ließe.

Friedrich Franz war sich bewußt, daß seine Arbeiterfürsorge vorbildlich war in aller Welt. Neue Arbeitergartenstädte hatte er erbauen lassen und einen Beamtenkörper lediglich zu Wohlfahrtszwecken gebildet. Seine Leute gingen mit hoherhobenen Köpfen, wie Menschen gehen, die festen Grund unter den Füßen und ein ausdauerndes Dach über dem Kopfe wissen. Es war längst

zum Ehrennamen geworden, Stoltenskampscher Werks-angehöriger zu heißen. Für die Armen im ganzen Lande aber flossen ununterbrochen reiche Beiträge in alle Kassen, und bei jedem Aufruf zur Linderung einer Noth stand der Name Stoltenkamp mit Ziffern, die ein Vermögen be- trugen, an der Spitze.

Alles dessen war sich Friedrich Franz bewußt, und doch litt seine Empfindsamkeit, die ihm seit den Jugend- tagen mit ihrer Einsamkeit und ihren überspannten Forderungen nicht mehr verloren gegangen war, unter den offenen und versteckten Anfeindungen wie unter körperlichen Schmerzen.

„Das ist nicht zu ertragen,“ stöhnte er oft, „ich gehöre mir selber nicht mehr.“

„Dir geschieht ganz recht,“ erwiderte Frau Elisabeth. „Das Zeug wird dir doch nur ins Haus geschickt, damit du die Dampfkessel damit heizen lässest. Nicht, damit du höchst eigenhändig dein Gehirn damit heizest.“

„Elisabeth,“ sagte Friedrich Franz und schüttelte ab- wehrend die Hände, „das frißt auch der Dampfkessel nicht. Das speit er in Rauch und Qualm wieder aus und über- schüttet die ganze Gegend damit. Ich kann das nicht er- tragen, Elisabeth.“

Sie legte den Arm um ihn und lachte ihm in die Augen.

„Großer Junge, das ist gewiß nicht belustigend, aber es ist auch nicht zum Weinen. Es ist nur der alte Beweis, daß die Gemeinheit immer noch dicker ausgeht als die dünner gesäte Anständigkeit. Eine härtere Haut, Friedrich Franz.“

„Ich habe deine gesunde Natur nicht, Elisabeth. Ich bin von Kindheit an ein fränklicher Mensch. Daran wird es liegen.“

Elisabeth Stoltenkamp machte sofort die Angelegenheit zu ihrer eigenen. Die Nerven ihres Mannes waren nicht widerstandsfähig. Sein Verantwortungsgefühl war bei den fast unübersehbaren Ausmaßen des Werkes und aller seiner Zweigniederlassungen ein überschärftes geworden. Die geräuschlose und unverrückbare Zusammenarbeit der Geschäftsleitung gab ihm nicht Gelegenheit genug, sich müde zu schaffen und auszuwirken. Da nahmen in seinem Hirn die nebensächlichen Dinge, die eine mißgestimmte Außenwelt hineintrug, die Bedeutung hoher Grade an.

Elisabeth Stoltenkamp ließ den Geheimschreiber ihres Mannes zu sich bitten, dem die Öffnung und Sichtung der außergeschäftlichen Post anvertraut war. „Herr Schmitz,“ sagte sie, „Sie sind doch ein Mann, der die Fliegen husten und die Hühner lachen hört.“

„Man wird's gewöhnt, Frau Stoltenkamp, man achtet auf alles.“

„Ich glaube, Sie können einem Briefe sogar schon von außen ansehen, was drin geschrieben steht.“

„Das wohl nur in großen Zügen, Frau Stoltenkamp.“

„Aber wenn Sie den Brief vor Augen haben, Herr Schmitz, und überfliegen den Inhalt, ganz egal, ob er sich in den gewähltesten Ausdrücken bewegt und die feinste Handschrift aufweist: vermögen Sie sofort zu beurteilen, wes Geistes Kind der Schreiber ist, und ob sein Charakter einen Fliden hat oder nicht?“

Der ergraute Beamte lächelte.

„Langjährige Übung, Frau Stoltenkamp. Die richtigen Kadetten rieche ich bei der ersten Zeile. Da gibt's keinen Streit.“

„Gut, Herr Schmitz, das wollte ich wissen. Sie

werden von heute an die Güte haben, diese — diese Briefe der richtigen Kadetten stillschweigend auszufordern und nur an mich abzuliefern. Sie haben ein geschultes Auge. Ich brauche Ihnen also nicht erst zu sagen, daß mein Mann bei seinem leidenden Zustand unbedingt davon verschont bleiben muß.“

Der alte Beamte traute sich unschlüssig das Ohr.

„Es wird dem Herrn auffallen, wenn die Briefe ausbleiben. Er wird danach fragen. Er ist, wenn ich mir das in aller Ehrerbietung und aus lauter Anhänglichkeit zu sagen erlauben darf, geradezu krankhaft gereizt darauf.“

„Ich dachte es mir, Herr Schmiß. Und nun sollen ihm die Briefe überhaupt nicht mehr vor Augen. Sie geben ihm nur noch die paar unverfänglichen, und die anderen gelangen an mich.“

„Die paar unverfänglichen?“ wiederholte der alte Herr. „Das sind ein halbes Duzend, wenn's hoch kommt, und der tägliche Eingang reicht an die hundert. Täglich, Frau Stoltentamp.“

„Mein Gott und Vater,“ sagte Frau Elisabeth und schlug die Hände zusammen, „ich bin selber vom Lande, aber ich wußte nicht, daß so viele Dunggruben in der Welt möglich wären.“

„Noch viel mehr,“ bestätigte der erfahrene Mann. „Wenn der Staatsanwalt nicht wäre, kämen sie alle zum Vorschein.“

„Herr Schmiß,“ schloß Frau Elisabeth das Gespräch, „es bleibt dabei. Ich bin von heute an die Empfängerin. Sollten meinem Mann die Eingänge so sonderbar gering erscheinen, so sagen Sie irgend etwas: der Kurs hätte sich gedreht, die verschämten und unvereschämten Brieffschreiber hätten jetzt einen anderen Kniff und wendeten sich an das gerührte Herz der Frau, und wenn Ihnen gar nichts

mehr einfällt, sagen Sie, Sie hätten einen Befehl von mir, und ich würde alles weitere mit meinem Mann selber besprechen.“

Friedrich Franz merkte die Veränderung bald, doch als er hörte, daß seine Frau die neue Anordnung getroffen habe, scheute er sich vor dem Beamten, sie wieder umzustößen, und nicht minder scheute er eine Unterredung mit Elisabeth und ihre großen verwunderten Augen. Aber insgeheim spannten sich seine Sinne noch schärfer und empfindsamer auf jeden Laut, der von draußen ihn erreichte. Und seine krankhafte Erregung wuchs mit dem ruhigen und stolzen Wachstum der Werke.

„Den Menschen draußen geht's zu gut,“ sagte Frau Elisabeth oft zu ihrer Tochter, vor der sie die schweren Verstimmungen des Vaters und ihre Ursachen streng verschlossen hielt. „In der berühmigten Gründerzeit der siebziger Jahre war es ähnlich. Nur daß diesmal wirklich ein Goldstrom ins Land fließt, aber einer aus ehrlicher und gesteigerter Arbeit derer, die da arbeiten wollen. Jeder, der arbeitet, hat auch die Berechtigung, eine Verbesserung seiner Lage anzustreben. Das wäre noch schöner. Aber da sind viele, und du findest sie in allen Ständen, die ihre Begabung nur dazu benutzen, sich um die Arbeit herumzudrücken, die Dummen für sich arbeiten zu lassen, und die sich auf die seltsamste Weise über Wasser halten, ohne daß man weiß: spielen sie an der Börse, borgen sie Gott und die Welt an, oder haben sie sonst einen heimlichen Geldkanal. Du findest sie in den feinsten Häusern zu Tisch, in den Uraufführungen aller Theater, auf allen Rennplätzen und überhaupt, wo es was zu genießen gibt. Sie sagen dir, wo das erste Riebißei aufgetaucht ist, welcher Schneider allein ein Beinkleid zu bauen versteht, welcher Meister ein Esel und welcher Schmuhan ein wahrhafter

Meister ist. Sie bestehen nur aus Übertreibungen, von den Tischgenüssen bis zur Frage der Anständigkeit. Sie nennen ein rosenrotes Ferkelchen, das auf zwei Menschenbeinen auf dem Tische tanzen kann, eine Offenbarung des Himmels und jedermann, der sich eine solche Schweinerei verbittet, einen Menschen von unanständiger Gesinnung, dessen Rückständigkeit ungefähr bei der Bibel beginnt. Sie wissen, weshalb sie es tun, denn ohne ihre schlampigen Übertreibungen würden sie das angemachte Recht auf Beachtung verlieren und am verbilligten Leben vorüber-rutschen. Die anderen aber wissen es nicht und kommen sich den Herrchen und Dämchen gegenüber so dumm und albern vor, daß sie nichts Eiligeres zu tun haben, als noch stärker aufzutragen und den schrankenlosen Genuß zu predigen, selbst auf die Gefahr hin, die ärgsten Leidschmerzen zu bekommen. Wie denkst du darüber, Margarete?"

"Ich denke, daß ich eine so weise Mutter habe, daß mir zu denken fast nichts übrig bleibt."

"Ob ich weise bin, das weiß ich nicht, aber daß ich noch imstande bin, eine Rake, wenn sie auch aus dem schönsten Saß gelassen wird, eine Rake zu nennen, diese fröhliche Gewißheit laß ich mir von der ganzen Welt nicht verkümmern. Siehst du, aus den Kreisen, die ich dir soeben beschrieb, träufeln nun die angenehmen Lehren langsam durch alle Schichten hindurch und fressen sie an und tränken sie an, bis sie glauben, die Welt wär ein Ballhaus, und sie würden nur widerrechtlich von Galopp und Polka zurückgehalten. Die Arbeit muß Hals über Kopf erledigt werden, damit sie wenigstens noch zum Rotillion oder zum Damenwalzer zurechtkommen. Und alle diese armen Menschen begreifen nicht, daß ein froher und glückseliger Genuß nur dadurch so schön ist, weil er selten und nicht

alltäglich ist und die Frucht langer Wochenarbeit, der man nun den Dank abstattet. Gibst du mir recht?"

Margarete fiel der Mutter um den Hals und küßte sie auf beide Wangen: „Man könnte geradezu eifersüchtig auf dich werden.“

„Eifersüchtig?"

„Du bist und bleibst die Jüngste von uns allen.“

„Hab keine Sorge. Freierrsmänner haben, was die Jährchen bei uns angeht, einen merkwürdig scharfen Blicd.“

„Freierrsmänner? Ein schönes Wort, Mutter. Aber gerade dadurch so schön, weil es selten und nicht alltäglich ist.“

Da lachte Frau Elisabeth, weil die Tochter sich so frisch der Mutter eigenen Worte bediente, und ihre Augen freuten sich nicht weniger an dem hohen, schlanken Mädchenwuchs.

„Ich wußte es ja," sagte sie, „die Mischung ist gut.“

Friedrich Franz ging in diesen Tagen schweigsam, aber mit erwartungsfrohen Blicden einher. Es trafen viele Depeschen von der Werst ein, und er trat zu mehreren geheimen Besprechungen mit der Geschäftsleitung zusammen. Frau Elisabeth fragte nicht. Das war nicht die Sitte des Hauses. Aber sie schaute dem Gatten, der sonst mit vornübergeneigtem Kopf zu gehen pflegte, vergnügt nach, wie er so spannkraftig dahinschritt. „Es muß dem lieben Mitmenschen nur eine Arbeit im rechten Licht gezeigt werden," sagte sie, „und er besinnt sich auf seine Kräfte, und alles wird federleicht.“

Eine Woche später sprach Friedrich Franz davon, seine Damen möchten sich zu einer kleinen Fahrt an die Ostseebucht bereithalten. Vielleicht hätten sie auch die Freude, den Kaiser wiederzusehen.

Da wußte Frau Elisabeth, daß es auf die Werst ginge

und irgendeine weittragende Erfindung im Schiffsbau vorgeführt werden sollte. Den Kaiser mochte sie gern. Zweimal war er schon bei ihnen zu Tisch erschienen, und die Ungezwungenheit seines Wesens und seine lebhaftige und kräftige Unterhaltung hatten es ihr angetan. Während ihr Gatte auch im eigenen Hause nicht davon loskonnte, im Kaiser die Majestät zu verehren, sah sie in ihm den hochverehrten Gast und hervorragenden Mann, der nicht nur über alle Bildungsgebiete gut zu reden verstand, sondern die noch höhere Gabe besaß, flug zuzuhören und sich zu unterrichten.

Schon hatten die Zeitungen den Reiseplan des Kaisers gebracht, in dem auch der Besuch der Stoltenkampfschen Werft vorgesehen war. Und plötzlich schlug die Stimmung bei Friedrich Franz jählings um. Bleich und erregt schritt er in seinem Zimmer auf und ab und ließ sich vor keinem Menschen sehen.

Frau Elisabeth klopfte bei ihm an. Er mußte öffnen.

„Das gibt es nicht, Friedrich Franz, die eigene Ehefrau auszuschließen. Sonst sind wir Frauen nach eurer Meinung doch dazu auf der Welt, um euch die Grillen wegzufangen. Scherz beiseite. Diesmal möcht ich es wirklich.“

„Es ist keine Grille,“ stieß er hervor. „Es ist eine unsagbare Gemeinheit.“

„Desto kürzer brauchen wir uns mit ihr zu befassen, Friedrich Franz.“

Er reichte ihr ein Zeitungsblatt. Mit einer Gebärde, als erle es ihn an.

„Das ist eins von vielen, die ich heute empfang. Der Text ist der gleiche. Ich muß gestehen, es liegt Planmäßigkeit darin.“

„In der Gemeinheit liegt immer Planmäßigkeit. Seht dich das noch in Erstaunen?“

Sie entfaltete das Zeitungsblatt und las. Es war ein Angriff niedrigster und heftigster Art. Er sprach von dem großen Sklavenhalter, der den Zehntausenden seiner ausgemergelten Leute die schweißtriefenden Arbeiter-groschen abpreßte, um gekrönten Häuptern Feste damit auszurichten und ihnen kostspielige Belustigungen zu Wasser und zu Lande darzubieten. Er sprach von den Flügen der Armen und Entrechteten, die den Segen der Väter in faule Splitter rissen, und schloß mit der Ankündigung, den Herren schärfer noch als bisher auf die Finger zu sehen.

Frau Elisabeth zog die Brauen hoch.

„Und darum deine unbeschreibliche Erregung? Um so etwas? Ich gebe zu, daß es ein widerwärtiges Machwerk ist, aber damit ist meine gesamte Anteilnahme an der schriftstellerischen Leistung auch erschöpft.“

„Dieselben Zeitungsausschnitte liegen in dieser Stunde auch dem Kaiser vor. Das ist doch schmähhlich!“

„Ach, lieber Friedrich Franz,“ sagte Frau Elisabeth und legte dem Erregten den Arm um die Schulter, „der Kaiser ist ein kluger Mann, ein viel klügerer als du. Und wenn es noch die Prügelstrafe gäbe, würde er dem, der ihm diese Zettel vorgelegt hätte, fünfundzwanzig hinten aufzählen lassen.“

Friedrich Franz schüttelte den Kopf.

„Das ist es nicht allein, Elisabeth. Du mußt mich recht verstehen. Die Menschen glauben Nichtswürdigkeiten am liebsten. Wo ich mich sehen lasse, wird man sie hinter mir herrennen. Ich möchte mich verkriechen, wenn das so weitergeht. Ich möchte mich vor Frau und Tochter verkriechen.“

„Friedrich Franz! Friedrich Franz! Dein Feingefühl ist überspannt. Solchem Knüppel- und Revolverton

kommt man nicht mit Feingefühl bei. Gib mir alle die Blätter her. Ich werde den fleißigen Aufsatz durch ein Gelächter ertöten lassen."

Friedrich Franz streckte die Hand aus. „Was hast du jetzt nur wieder vor?"

„Ich werde je einen Ausschnitt an jedes der Fabrik-tore nageln lassen, die Glanzstellen vom Sklavenhalter, den ausgemergelten Leuten und den schweißtriefenden Arbeitergrotschen hübsch rot unterstrichen. Denke dir unsere Muskelgarde davor. Wie sie brüllen werden vor Entzücken. Auch der hochbegabte Aufsatzverfasser würde brüllen, wenn er zufällig näher träte, um die Wirkung seiner Feder zu genießen. Aber nicht vor Entzücken! Nicht vor Entzücken würde der Schmierlapp brüllen! Gib mir die Ausschnitte. Wir nageln sie an die Fabrik-tore."

Friedrich Franz sah ihr staunend in die Augen. Seine Erregung ebhte ab.

„Elisabeth," sagte er, „es ist doch wahr, was der Vater behauptete. Zuweilen ähnelst du dem Alten Fritz."

„Na, siehst du wohl," meinte sie und strich ihm über die feuchte Stirn. „Eine Beleidigung kann ich nicht darin finden." —

Atembenehmende Tage folgten in der blauen Ostsee-bucht. Vor einem erwählten Kreise wurde das Geheimnis zuerst gelüftet. Eine Erfindung von unüber-sehbarer Tragweite wurde vorgeführt. Ein kleines, merk-würdig gestaltetes Boot von kaum zwanzig Tonnen Wasserverdrängung. Und jählings tauchte es unter Wasser wie ein Hecht und schoß, unsichtbar den Augen, als Unter-wasserfahrzeug dahin, tauchte irgendwo unvermutet auf, feuerte einen Torpedo auf eine schwimmende Scheibe ab, die krachend zerbarst, und war den Augen tief unter Wasser wieder verschwunden.

Atembenehmende Tage waren es und eine Erlösung im Hochgefühl des Siegers. Die Männer vom Tach standen mit bleichen Gesichtern und glühenden Augen. Sie ahnten die Bedeutung dieser Tage. Sie spürten, daß sie hier vor einem Wendepunkte in der Geschichte des Seekrieges standen.

Friedrich Franz war durch einen hohen Titel ausgezeichnet worden. Er konnte ihn nicht ablehnen, da er aus freudig erregtem Herzen dargeboten wurde. Frau Elisabeth und Margarete strahlten ihn an und drückten ihm die Hände.

„Es ist nur eine Bürde mehr,“ und er lächelte verloren. „Dem Vater hätte es besser zu Gesicht gestanden. Er wäre wohl auch der Erfinder in Person gewesen.“

Allen Ingenieuren und Arbeitern aber sprach er seinen Dank und seine Bewunderung aus, ließ den am Bootsbau Beteiligten Geschenke und Geldsummen überreichen und verkündete für die Wohlfahrtseinrichtung sämtlicher Angehörigen der Werke Friedrich Stoltenkamp eine neue Stiftung von mehr als einer Million Mark. Gleichzeitig erhöhte er Löhne und Renten. Und wo er sich auf einem der Werke sehen ließ und in seiner scheuen, gütigen Art durch die Arbeitergassen hindurchschritt, da folgten ihm dankbare Blicke und Herzen. Friedrich Franz war ein treuer Testamentsvollstrecker des Vaters. Und die Liebe seiner Leute hing ihm an.

Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, mit seinen Treubeweisen die geifernden Wogen besänftigen zu wollen, die ihm über die Füße sprigten. Und die Schmähpresse dachte nicht im geringsten daran, sich beruhigen zu lassen. Sie brach mit verdoppelten Wutausbrüchen los und wies auf das Sündengeld, das der nimmerfatte Moloch nur ausgespien habe, um für einen Augenblick seine Ge-

wissenslast zu erleichtern. Die Hege nahm ein immer wüsteres Gepräge an, und den Hekern war nicht beizukommen ohne eine aufsehenerregende Gerichtsverhandlung. Vor einer öffentlichen Schaustellung, einer öffentlichen Verteidigung seines Anstandes unter Abwehr aller gegen ihn anprallenden Schmutzgeschosse bebte die scheue Seele Friedrich Franz Stoltenkamps bis in ihre Tiefen zurück.

Wie ein gehegtes Wild irrte er umher, verbarg er sich, wenn er in seinem weißen Hause weilte, in seinem Zimmer.

Selbst Frau Elisabeth spürte, wie unter den unaufhörlichen Verfolgungen ihre gesunden Nerven das Zucken bekamen. Sie hätte längst aufgeräumt mit dem Gesindel, auch in eigener Person und in voller Öffentlichkeit, und sie hätte die vierzigtausend Mann der Stoltenkamp'schen Werke jubelnd hinter sich gewußt. Aber sie verstand die Wesensart ihres Mannes. Seine innerste Vornehmheit war nicht für die gierige Schaulust im Gerichtssaal geschaffen.

Immer wieder und bei jedem neuen Anwurf suchte sie ihn aufzurichten.

„Nun freu dich doch einmal, Friedrich Franz. Nur der leuchtende Mond wird von den Hunden angebläfft. Wer sichtbar auf einer Höhe steht, muß sich das Geseule der Dorfföter gefallen lassen. Soll er darum die Aussicht weniger schön und ergreifend finden und die Höhenluft weniger göttlich? Friedrich Franz, es ist ja nur das Los aller Erfolgreichen, das du theilst. Es hat noch keinen Mann in Gewerbe, Kunst oder Staatskunst gegeben, der sein Haupt über die Gemeinde herausgestreckt hätte, ohne daß der Neid und die Mißgunst versucht haben würden, ihn an den Beinen wieder herunterzuzerren. Du bist oben, Friedrich Franz. Damit ist alles gesagt.“

Friedrich Franz Stoltenkamp blickte mit starren Augen vor sich hin. Er wußte keine Antwort. Er wußte nur, daß er unsäglich litt. Schlaflos lag er in den Nächten und grübelte und grübelte. Der Schmerz saß wie ein Feuerball in dem zergrübelten Hirn, das nicht zur Ruhe gelangen konnte. Die Schlaflosigkeit marterte ihn bis zur Unerträglichkeit. Funken sprangen in seinem Blut, tanzten vor seinen Augen. Wie ein Funkenregen jeht! Er warf die Arme in die Luft. Er wollte einen Hilfschrei tun, und es wurde ein Röcheln. Das Röcheln brach ab. Friedrich Stoltenkamps Sohn und Erbe, Friedrich Franz Stoltenkamp, war zur Strecte gebracht.

Wieder stand ein Sarg im kleinen Arbeiterhaus, und wieder hielt eine Frau die letzte Wacht.

Wieder sammelten sich auf dem schweigenden Fabrikhof die Leidtragenden und folgten in langem Zuge dem palmengeschmückten Totenwagen. Die Alten der Fabrik fehlten. Sie schliefen seit Jahren unter dem grünen Rasen. Aber ein König schritt im Gefolge der Freunde und bewies dem Toten die Treue.

Franziska Stoltenkamp war dem Gatten nachgestorben. Elisabeth Stoltenkamp kehrte vom Begräbnisplatze heim, um für ihre Tochter das Leben in die Hand zu nehmen.

Umgeben von einem Kreise auserwählter Männer, der bewährten Steuerleute des Werkes, übernahm Frau Elisabeth Stoltenkamp das Erbe für ihre Tochter Margarete. Die Größe der Verantwortung schreckte sie nicht. Sie hatte sich in Friß Stoltenkamps hinterlassene Papiere vertieft und aus den Aufzeichnungen des starken Mannes, der den Weg vom kleinen Schmiedeamboß bis zum größten Stahlwerk der Welt gegangen war, als Haupt- und Leitsatz sich die Worte zu eigen gemacht: „Vertrauen will Vertrauen!“ Uneingeschränktes Vertrauen brachte sie der Geschäftsleitung entgegen, denn sie besaß die Ehrfurcht vor der Arbeit und übertrug sie rüdhaltlos auf die Hand und auf den Kopf, die der Arbeit erst zu Leben und Weiterwirkung verhelfen. Da war es den Männern eine Freude, zu raten und zu taten, ihr die Verantwortung leichter zu machen und ihr Bestes daran zu setzen, nach drinnen und nach draußen jeden Zweifel an der Befähigung einer Frau zum Hüteramt zu benehmen.

„Wenn ich meine Tochter ansehe,“ sagte Frau Elisabeth, „so ist mir, als ob meine Regierung von nicht allzu langer Dauer sein würde. Dann werden Sie wieder mit einem Manne marschieren können. Einstweilen aber bitte ich Sie, mit allen Kräften helfen zu wollen, daß sich bis dahin in der Geschichte der Gußstahlfabrik keine leeren Blätter einkfinden.“

Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 30

Es war nicht nötig, den Ehrgeiz der führenden Männer anzurufen. Feldherren bedürfen keines Ehrgeizes, sie bedürfen des Überblicks über die Gefechtslage und den Stellungsplan und handeln aus innerem Drange danach.

Die Aufwärtsbewegung des Marktes hielt auf der ganzen Linie an. Geringe Schwankungen wurden mit Leichtigkeit aus den angesammelten Rücklagen ausgeglichen. Der Ausbau des Musterwerkes am Niederrhein konnte mit Nachdruck gefördert werden, die Thomashöfen wurden angeblasen, das Thomasstahlwerk trat in Tätigkeit, der Strom der Arbeit brauste auf, um schnell in die vorgeschriebenen Kanäle einzubiegen und das Geseß der Stunde zu erfüllen.

Frau Elisabeth saß in ihrem weißen Hause am Arbeitstisch. Sie schrieb keine Kundenbriefe und trug keine Bestellungen ein, wie es Friß Stoltenkamp's liebevolle Mutter getan hatte, und sie stellte noch weniger eine Rechnung aus über ein paar Münzstempel oder kleine, gehärtete Walzen, wie es Frau Jodokus Stoltenkamp so oft geübt hatte. Ihre Unterschrift verfügte über unermessliche Werte, ihre Zustimmung ließ Millionen rollen, um neues Leben zu erzeugen, ihre Anregung schuf Tausenden von Familien Heim, Pfllege, Ausbildung, Lebensfreude und Abendfrieden.

Sie ließ sich nicht allzu häufig in den Werksgassen sehen. Sie verzichtete auf eine billige Volkstümlichkeit. Nur der Erfolg ihres Wirkens sollte für sie reden. Wenn sie aber, die hochgewachsene Tochter zur Seite, über die hallenden Höfe und durch die Arbeitermengen schritt, den Adlerblick der großen blauen Augen überall, dann ging es mehr noch als zu Zeiten ihres Mannes wie ein Lauffeuer durch die Werkstätten: „Da geht die Frau!“ und in das ehrerbietige Schweigen mischten sich fröhliche

Zurufe, wie sie wohl auch der Alte Friß von seinen Truppen erfuhr.

„Schwerenöters,“ murmelte sie, „aber ganze Kerls. Lassen eine Stoltentamp nicht im Stich.“

Und Margarete besann sich auf eine Zeile aus dem Faust und sprach, neben der Mutter herschreitend: „Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren, ist ehrenvoll und ist Gewinn.“

„Ich höre mit Vergnügen, Margarete, daß das Geld für deine Ausbildung nicht vergeblich angelegt wurde.“

„Du irrst, liebe Mutter. Meine Ausbildung empfangen ich erst an deiner Seite. Mit dem Faust allein vermöchte ich hier nicht viel anzufangen, da muß schon die Geschichte des Gußstahls nachhelfen, die du mich in Wort und Bild so gestaltungskräftig lehrst, und ich hoffe, dir bald meine Prüfung ablegen zu können.“

Frau Elisabeth schmunzelte. „Sehr erfreut. Sehr erfreut. Gedenkst du allein oder zu zweit ins Examen zu steigen?“

„Ich muß die Beantwortung dieser Frage ablehnen, Herr Professor. Sie gehört einem anderen Fache an.“

„Das ist stark, Herr Kandidat. In der That — mehr als stark.“

„Ich habe das von meiner Mutter, Herr Professor.“ — —

Der ruhig und stetig fortschreitende Geschäftsgang erlaubte es Frau Elisabeth, in den kommenden Jahren mit ihrer Tochter einige größere Reisen auszuführen, die ihrer Geselligkeit manchen Zuwachs brachten. Doch ob der Mutter Augen prüfend auf den Kreisen ruhten, die sich allerorts schnell um sie zu bilden pflegten, Margarete ging unberührt ihren Weg.

„Ich hatte es mir doch angenehmer gedacht, die

Mutter einer heiratsfähigen Tochter zu sein," gestand sie eines Tages.

„Du weißt noch gar nicht, was für ein Glück du hast," tröstete Margarete. „Denke dir einmal aus, du wärst nicht die Mutter, sondern die heiratsfähige Tochter selbst. Nicht wahr, da erschrickst du?"

„Erschrecken? Ich erschrecken? Ich glaube, es würde mir einen kostbaren Spaß machen."

„Wollen wir die Rollen tauschen?"

„Nur immer heran!"

„Ach nein, Mutter, ich will dir das nicht antun. Ein Husarenrittmeister mag seine großen Vorzüge haben und ein italienischer Graf mit einer schauerlichen Burgruine in den Abruzzen nicht minder. Aber ich kann diese Vorzüge beim besten Willen nicht mit den Vorzügen des Gußstahls in Einklang bringen."

Da umarmte Frau Elisabeth ihre Tochter ungestüm.

Daheim ging das Leben wie bisher. Die Geschäftsleitung erschien zum Vortrage und zur Beratung im weißen Hause unter den jahrhundertalten Bäumen, die Besucher der Gußstahlfabrik kamen und verloren sich, und manche von ihnen genossen die Gastfreundschaft der Hausfrau.

Eine Studiengesellschaft hatte die Werke besichtigt und war zu Tisch geladen worden. Ihr Führer, ein junger preußischer Landrat, fand seinen Platz zwischen der Herrin und der Tochter des Hauses.

„Wie kommt es, Herr von Stark, daß Sie an gewerblichen Unternehmungen einen so besonderen Anteil nehmen?" fragte Frau Elisabeth. „Ist es lediglich Liebhaberei, die Sie zur Kunst ausbilden?"

„Ich hoffe, es ist etwas mehr, gnädige Frau," antwortete der Gast. „Ich könnte darauf hinweisen, daß sich

die Verwaltung eines Werkes von Umfang und Bedeutung des Ihren in vielen Punkten mit der eines Landkreises deckt. Aber das wäre unbescheiden. Was bei uns in langsamem Zug durch alle Mühlen laufen muß, bis es Form und Wirkung annehmen kann, die nach unten und oben gleich genehm ist, entscheidet hier eine Beratung kluger und hervorragender Männer, und die Verfügungen treten nicht papieren in Kraft, sondern setzen sich auf der Stelle um in lebendige Darstellung, in Fortschritt und Erfolg, und schon ist der Raum zu neuem Schaffen gegeben. Werke wie die Ihrigen sind wie ein König mit dem Hammer in der Hand, die unserigen wie ein pflichtentreuer Schreiber mit der Streusandbüchse. Ich gehe aber lieber bei einem König in die Lehre als — bei einer Streusandbüchse.“

Die Tochter nahm das Gespräch auf. Es lohnte.

„Ihr Wirkungskreis ist Ihnen zu eng, wenn ich Sie richtig verstehe, Herr von Stark?“

„Nicht zu eng und auch nicht zu klein, mein gnädiges Fräulein. Enge und Kleinheit könnten einen Mann zur Erweiterung und Vergrößerung reizen. Es ist mehr die gebundene Marschrichtung. Der Umstand, daß ich heute schon weiß, wo ich übers Jahr marschieren werde. Nämlich genau von dort aus, wo ich heute abmarschiert bin. Und in zehn Jahren dürfte sich dieser Kreislauf nur um ein geringes verschoben haben. Diese Gleichgewichtssicherung ist eine der starken Wurzeln des Staates. Ich bitte es also rein persönlich zu betrachten, wenn ich einen anderen Marsch als den im Kreise bevorzuge.“

Margarete nickte.

„Weshalb gehen Sie nicht zur Großindustrie über, Herr von Stark?“

„Sie nennen meinen Wunsch, und ich gestehe, daß ich

mich mit allen meinen freien Kräften vorbereite. Nur sind die Posten, für die ich in Frage käme, nicht so häufig, daß ich nur umzufatteln brauchte. Und zu einer Beteiligung langt es erst recht nicht. Unsere Familie hat sich von unten heraufgearbeitet, und das Geld ist immer zur Ausbildung der Kinder draufgegangen.“

„Unsere Familie,“ sagte Margarete, „hat sich auch von unten heraufgearbeitet. Großvater Friß Stoltenkamp war sehr stolz darauf und betonte, daß der Erfolg immer nur von der Tüchtigkeit und Zähigkeit eines Menschen abhängig sei. Ich meine nun, Herr von Stark, höhere Verwaltungsbeamte, die schon das Getriebe eines ganzen Landkreises in Ordnung gehalten haben, wären in der Großindustrie sehr gesucht und willkommen.“

„Ich erkenne Ihre Güte sehr dankbar an, mein gnädiges Fräulein. Wenn meine Bemühungen bisher erfolglos waren, so lag es wohl daran, daß ich noch viel zu lernen hatte und gleich zu hoch hinauswollte.“

Margarete lachte ihn an.

„Ich spreche schon wieder mit den Worten meines Großvaters Friß Stoltenkamp. Sie werden wirklich annehmen müssen, daß ich über einen eigenen Sprachschatz nicht verfüge. Also Großvater Friß Stoltenkamp lebte und starb darauf, daß sich ein Mann ein Ziel gar nicht hoch und weit genug stecken könne. Auf jeden Fall käme er eher über den Strom als die Zauderer, die so lange prüfen: ‚Trägt auch das Eis?‘, bis das flaue Tauwetter ihnen einen Strich durch die ganze Rechnung macht.“

Frau Elisabeth hatte sich mit den übrigen Gästen unterhalten, aber sie verstand die Kunst, seelenruhig nach beiden Seiten zuzuhören. Jetzt wandte sie sich freundlich dem Herrn von Stark zu, der ihr Wohlgefallen erregt hatte.

„Ich möchte Ihnen keine Lehrzeit zumuten, Herr Landrat. Aber schauen Sie doch einmal l ä n g e r e Zeit in einen so vielseitigen und eigenartig behandelten Betrieb hinein. Wenn man sich erst mit einer neuen Art Steuerung vertraut gemacht hat, rückt die Gewißheit, sie auch bald zu meistern, bedeutend näher. Sie verfügen doch über einen längeren Sommerurlaub. Das wäre die richtige Verwendung.“

„Jawohl, gnädige Frau, das wäre wahrhaftig die richtige Verwendung.“

„Wenn Sie es wünschen, spreche ich mit den Herren der Geschäftsleitung. Es ließen sich von dort aus wohl am besten die passenden Monate bestimmen. Ihren Urlaub könnten Sie ja danach einrichten.“

Herr von Stark hob mit einem Ruck den Kopf. Aber seine breite Stirn lief die Röte der Freude. Der Zug tatkräftiger Entschlossenheit trat in seinem gebräunten Gesicht noch deutlicher hervor.

„Meine gnädige Frau — das hätte ich nie zu hoffen gewagt. Ich habe mir ja Ihre Güte noch gar nicht verdienen können.“

„Man soll einem jeden, der entschieden zu arbeiten wünscht, die Gelegenheit dazu geben, Herr von Stark.“

„Meine gnädige Frau,“ sagte der junge Landrat, „damit Sie sehen, wie entschieden ich das wünsche, nehme ich ohne Zieren und Sträuben, aber mit großem Danke Ihren hochherzigen Vorschlag an und werde mich mit meinem Urlaub ganz nach den Wünschen der Geschäftsleitung richten.“

Frau Elisabeth Stoltentkamp hob die Tafel auf. Die Herren nahmen im Freien den Kaffee ein und verabschiedeten sich.

Herr von Stark drückte fest die Hand Margaretens.

„Dies unerwartete Glück habe ich Ihnen allein zu danken. Wenn Sie nicht die große Freundlichkeit besessen hätten, das Gespräch so teilnehmend mit mir fortzusetzen, wäre Ihre Frau Mutter nicht auf meine geheimsten Wünsche aufmerksam geworden.“

„Ich sehe, daß Sie sich ein wenig freuen,“ erwiderte Margarete, „und das ist nun wieder meine Freude.“

„Ich werde Ihnen das nie vergessen, mein gnädiges Fräulein. Nun darf ich sagen: auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, Herr von Starck . . .“

„Ein Mann, der in die Welt paßt und sich sehen lassen kann,“ sagte Frau Elisabeth, als die Damen in der Abendsonne noch durch den Garten schritten. „In der festen Oberlippe mit dem hellen, kurzen Schnurrbart liegt festes Zielbewußtsein.“

„Liebe Mutter,“ erwiderte Margarete, „es war zwar ein dunkler Schnurrbart, wenn du es zu hören wünschst, aber im übrigen will ich dir gern recht geben.“

„So, so?“ meinte Frau Elisabeth. „Dunkel, sagst du? Da hab ich ihn wirklich nicht genügend angeschaut.“ Und dann gab sie rasch dem Gespräch eine andere Wendung.

Einige Tage darauf erhielt Frau Elisabeth Stoltens kamp von der Geschäftsleitung die Mitteilung, daß Herr von Starck ersucht worden sei, einen achtwöchigen Urlaub zu nehmen und seine freigewählte Tätigkeit auf dem Werk ganz nach Wunsch zu beginnen.

„Was machen wir nun mit ihm?“ fragte Frau Elisabeth. „Ihn im Gästehaus wohnen zu lassen, geht wohl nicht gut an? Wir sind zwei alleinstehende Damen.“

„Mutter,“ sagte Margarete, „ich verehere täglich in dir eine neue Tugend. Diese Besorgnis kleidet dich wieder so gut. Wie wäre es, wenn wir uns ein paar der allerneuesten Schnellfeuergeschütze aus der Fabrik herauf-

bringen ließen und richteten die Mündungen gegen das Gästehaus? Dann könnte der Herr Landrat doch vielleicht dort wohnen.“

„Der Vorschlag ist beachtenswert,“ meinte Frau Elisabeth trocken. „Wir packen die Mahlzeiten vor die Kartusche und schießen sie ihm pardauz auf den Tisch. Ich werde es mir überlegen, Margarete.“

Margarete antwortete nicht. Sie ging in den nächsten Tagen sinnend umher und wartete auf irgendeine Nachricht.

Es traf ein Brief des Landrats von Stark für Frau Elisabeth Stoltentkamp ein. Herr von Stark sprach in würdigen und doch freudigen Worten seinen Dank für die gütige Einladung aus und meldete sein Kommen für den ersten des nächsten Monats an.

„Er fadelt nicht lange,“ meinte Frau Elisabeth.

„Es sind noch drei volle Wochen bis dahin,“ sagte Margarete.

„Laß sehen. Eins — zwei — drei Wochen. Das schnelle Kopfrechnen hast du von den Stoltentkamps.“

Aber Margarete ließ sich in ihrer Gelassenheit nicht aufstören, auch als die Mutter nach kurzer Frist allerlei Einzelheiten über die Familie der Starks zu berichten mußte.

„Wäre es nicht hübscher, Mutter, wenn Herr von Stark uns das alles selbst erzählte?“

„Ja, Kind, wenn sich dazu eine Gelegenheit fände? Ich dachte, wir reisten nun bald.“

„Wir reisten? Aber wohin denn? Davon hast du ja noch kein Wort gesprochen? Und gerade jetzt in der heißesten Jahreszeit?“

Frau Elisabeths große blaue Augen wetterleuchteten.

„Na, nun fall mir mal um den Hals, Kind. Es sollte eine Überraschung für dich sein, und sie ist allem Anschein

nach geglückt. Wir werden auf unserer Nacht eine Kreuzerfahrt die ganze norwegische Küste entlang bis Spitzbergen machen. Spitzbergen hat keine heiße Jahreszeit. Es liegt dem Nordpol näher als dem Äquator. Ist das nicht rührend von mir?“

„Mutter, sprichst du wirklich im Ernst?“

„Deine Freude äußert sich gerade nicht stürmisch, Margarete. Hast du Einwände?“

„Aber nein, Mutter, natürlich nicht. Ich freue mich auch außerordentlich. Nur könnten wir die Fahrt vielleicht bis zum Frühjahr verschieben. Ich möchte doch so gern die Mitternachtssonne sehen.“

„Ach so — —,“ sagte Frau Elisabeth. „Du möchtest die Mitternachtssonne sehen. Ja, dann müssen wir unsere Kreuzerfahrt freilich noch ein bißchen verschieben. Aber heiß wird's auch hier werden, Kind.“

Pünktlich traf der Landrat ein und bezog Wohnung im Gästehaus. Um seine Arbeitszeit nach Möglichkeit ausnützen zu können, bat er darum, seine Mahlzeiten mit einigen der Herren Geschäftsführer und Betriebsleiter, die gleich ihm Junggesellen waren, einnehmen zu dürfen. Er aß im Beamtenhaus der Fabrik und traf die Damen nur zuweilen in den Abendstunden im Park oder folgte auch einer Einladung zum Tee in das weiße Haus.

„Gut, daß wir die Schnellfeuergeschütze unten gelassen haben,“ meinte Frau Elisabeth. „Wir wären nicht einen Schuß los geworden.“

„Seine Zurückhaltung ist nur zu loben, Mutter. Der Herr von Stark mußte sonst ja wirklich glauben —“

„Ich lob sie ja auch, die Zurückhaltung. Sie trägt männliches Gepräge, und das lieb ich. Aber was mußte der Herr von Stark wirklich glauben?“

„Ach, zum mindesten irgendeinen tollen Unsinn.“

Das nenn ich eine klare Antwort," sagte Frau Elisabeth Stoltenkamp zufriedengestellt, nahm den Arm ihrer Tochter, spazierte mit ihr im Park und sprach von etwas anderem. —

"Sie brauchen sich wirklich nicht so selten zu machen," äußerte Margarete nach einigen Wochen zu Herrn von Stark, als sie von einer Waldwiese aus das silberne Band der Ruhr betrachteten. „Unser Haus war zu Vaters und auch schon zu Großvaters Lebzeiten voll von Gästen. Die Einladung meiner Mutter bezog sich nicht allein auf die Fabrik.“

Herr von Stark entschuldigte sich.

„Die Fabrik zählt zu den Weltwundern. Mit jedem Schritt tun sich neue Wunder auf. Sie hat ganz von mir Besitz ergriffen, und ich komme, je länger ich weile, desto weniger aus dem Staunen heraus.“

„Ich bin stolz auf Ihre Worte, Herr von Stark. Aber darüber könnte man doch manche Abende plaudern. Nur Sie geben keine Gelegenheit.“

„Nehmen Sie denn als junge heitere Dame einen solch innerlichen Anteil an dem Werk?“ fragte er verwundert.

„Ich trage den Namen Stoltenkamp," sagte sie mit schlichtem Stolz, „und trage als Erbin noch mehr als den Namen, nämlich das Verantwortlichkeitsgefühl. Sie müssen mich nicht so verwundert ansehen, Herr von Stark.“

Er reichte ihr die Hand.

„Das war schön, Fräulein Stoltenkamp.“

Von jetzt an fand er sich jeden Abend ein. Frau Elisabeth saß auf dem ausgebauten Söller und blickte über die Ruhrwiesen hinüber auf die alte Schicksalsstraße Fritz Stoltenkamps, während Margarete und ihr ernstester Begleiter sich in den noch hellen Wiesen ergingen oder

auch ein Boot vom Ufer lösten und langsam auf das alte Städtchen zusteuerten. Frau Elisabeth war schweigsam geworden. Nur in ihren großen Augen bligte es zuweilen eigentümlich auf, wenn sie die ruhigen Stimmen der beiden aus der Ferne vernahm, und ein verräterisches Zucken lief alsbald um ihre Mundwinkel.

„Ja — es hat eben jeder und jede ihre besondere Art.“ Und sie dachte den Ehen der Stoltenkamps nach.

An einem Morgen ließ sich Herr von Stark bei Frau Elisabeth Stoltenkamp melden.

„Nun, mein lieber Herr von Stark, nicht in der Fabrik? Sie gedenken doch nicht, frühzeitig abzureisen?“

„Im Gegenteil, gnädigste Frau. Ich möchte sogar um die Erlaubnis bitten, länger als vorgesehen verweilen zu dürfen.“

„Das wird die Geschäftsleitung gewiß gern genehmigen. Sprechen Sie sich nur mit den Herren über Ihre Wünsche aus.“

„Gnädigste Frau,“ sagte der junge Landrat ernst, „die Genehmigung hängt lediglich von Ihnen ab. Nur Sie vermögen darüber zu entscheiden, ob ich hier gern gesehen sein werde, oder ob ich mit meinen Wünschen zu spät komme.“

„Sind Sie dessen auch ganz sicher, daß nur ich darüber zu entscheiden vermag, Herr von Stark?“

„Sie sind die Mutter, gnädigste Frau!“

„Dacht ich's mir nicht,“ sagte Frau Elisabeth Stoltenkamp, „dacht ich's mir nicht. Es handelt sich also überhaupt nicht um mich, sondern um meine Tochter. Und auf Ihre Frage habe ich nur eine einzige Antwort zu erteilen, die vielleicht kurz angebunden klingt, aber bei der ich bleibe: Ich mische mich grundsätzlich nicht in die Liebesgeschichten anderer Leute. Grundsätzlich nicht!“

„Liebste, beste, gnädige Frau!“

„Sagen Sie das, wenn Sie es unbedingt müssen, meiner Tochter. Ich habe nicht die geringste Veranlassung, hier die Stellvertreterin zu spielen. Sie lachen? Sollten Sie vielleicht mit meiner Tochter schon gesprochen haben?“

„Mutter . . . ,“ sagte Herr von Stark und atmete auf vor Erwartung.

Da ging Frau Elisabeth Stoltentkamp auf den Sohn zu und schüttelte ihm kräftig beide Hände.

„Langes Zaudern ist nicht Stoltentkampsche Art. Der Großvater Margaretens, Friß Stoltentkamp, verlobte sich, als er seine Braut kaum vierundzwanzig Stunden vorher zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. So sehr verliebte er sich auf sein Auge, und es hat ihn auch in diesem Unternehmen nicht getäuscht. Margarete darf sich auch auf ihre Augen verlassen. Ich fühle es mit ihr. Sei mir als Sohn herzlich willkommen.“

„Du nennst mich Sohn, Mutter. Wie gut das tut.“ Und er beugte sich tief über ihre Hände und küßte sie.

„Du heißest Friedrich. Das ist mir ein gutes Vorzeichen. Alle Stoltentkamps hießen so von den Anfängen der Gußstahlfabrik an.“

„Ich will in dieser Stunde keine Versprechungen ablegen, Mutter. Das ist wohl zu billig. Ich bitte dich nur um dein Vertrauen.“

„Du möchtest jetzt wohl zu Margarete gehen, Friedrich. Du wirst sie suchen müssen. Ich weiß nicht, wo sie ist.“

„Ich weiß es, Mutter. Wenn ich also darf?“

Sie nickte ihm zu, und er ging. Von der Türschwelle tief sie ihn noch einmal zurück.

„Ein Wort noch, Friedrich. Gerade gewachsene Menschen verstehen sich nicht falsch. Margarete ist die Erbin und Besitzerin der Werke vom Tage ihrer Groß-

jährigkeit an. Also von ihrem Hochzeitstage an. Das — das große Erbe schreckt dich nicht?"

„Es ist eine schwere Mitgabe, Mutter, und verlangt den ganzen Mann. Du hast recht, mich zu fragen. Aber da ich den ganzen Mann zu stellen gedenke, so hoffe ich das Erbe dadurch wohl aufzuwiegen.“

Frau Elisabeths Augen funkelten.

„Du bist in Gnaden entlassen, Friedrich. Grüß mir deine Margarete.“ —

Friedrich von Stark hatte seinen Austritt aus dem Staatsdienst vollzogen. Die Hochzeit fand statt.

Einen geheimnisvollen Brief hatte Frau Elisabeth vor der Hochzeit nach Berlin gesandt, und als die Trauung vorüber war und die Gäste an der mit Myrten und Margaretenblumen geschmückten Tafel saßen, traf die Antwort ein. Vor allen anderen Glückwünschen, die der Draht aus aller Welt übermittelte, wurde eine kaiserliche Depesche überreicht. Die Aufschrift lautete: „Herrn Friedrich Stark von Stoltenkamp und Gemahlin.“

Seine Majestät der Kaiser verlieh dem neuvermählten Paare und stets dem Erstgeborenen des Geschlechtes, der als Erbe der Werke zu gelten hatte, das Recht, dem Namen von Stark den unvergänglichen Namen Stoltenkamp hinzuzufügen und sich fürderhin Stark von Stoltenkamp zu nennen.

Friedrich von Stark erhob sich mit seiner jungen Gemahlin von den Sihen. Der erste Trinkspruch hallte von des Mannes Lippen durch den Saal: „Es lebe der Kaiser!“

Am selben Tage verkündeten Maueranschläge auf allen Werken der Gußstahlfabrik Friedrich Stoltenkamp den Werksangehörigen das Weiterleben des geliebten Namens. Das junge Paar feierte seinen Ehrentag durch die Stiftung einer Million für die Wohlfahrt der Arbeiter,

Frau Elisabeth Stoltenkamp, die aus der Firma ausschied, stiftete die doppelte Summe. Von Stund an nahm sie Fritz Stoltenkamps Vermächtnis als die Hauptaufgabe ihres Lebens an und widmete ihren beweglichen Geist und einen Teil ihrer Einkünfte unablässig der Daseins-erhöhung der Arbeiterfamilien.

„Früher,“ sagte Margarete, als sie auf dem blumen-umrankten Söller neben dem Gatten stand und über die Ruhrwiesen blickte, „früher hieß es: ‚Stolz wie ein Stoltenkamp!‘ Nun ist das Wort veredelt worden. ‚Stark wie ein Stoltenkamp!‘ Es ist Name und Wahrspruch zugleich.“

Stark von Stoltenkamp hatte die Arbeit aufgenommen. Er verhehlte sich die Schwierigkeiten seiner Stellung nicht. Er trat als Fremder unter die Alteingewohnten, als Unbekannter unter die mit jedem Nerv des Werkes Verwachsenen. Er wünschte nicht, als Günstling des Glückes gewertet zu werden, sein Streben war allein darauf gerichtet, unter Führern und Werksangehörigen bald als ein Berechtigter zu gelten, und sein ernstes, würdiges Verhalten im Kreise der Beratenden, sein Tatkraftgefühl, mit dem er jedem einzelnen seiner Mitarbeiter als Lernender gegenübertrat, sicherten ihm schnell die Achtung und Anerkennung seiner Person.

Eine Vereinheitlichung des gesamten Betriebes war die erste große Aufgabe, die an Stark von Stoltenkamp herantrat. Die Gebäude und Werkstätten waren angebaut worden, wie es die gesteigerten Forderungen an das eine oder andere Erzeugnis gerade verlangt hatten. Was sachlich zusammengehörte, lag räumlich oft weit getrennt und zerstreut. Eine ungeheure Umwälzung mußte vonstatten gehen, ohne daß ein Betrieb eine Störung erfuhr. Die Arbeit wurde bewältigt, die Zusammenlegung vollzog sich plangemäß. Eine Neuordnung war geschaffen,

in der jedes Kettenglied folgerecht in das andere griff, die Arbeit erleichterte, Zeit und Kräfte nützte, die Herstellungskosten verringerte und die Schnelligkeit in der Erzeugung vermehrte. Und hatte sich die Neuordnung auf Jahre verteilt, bevor der Schlußstein gesetzt werden konnte, so galt von nun an die Gußstahlfabrik Friedrich Stoltenskamp nicht nur als das größte Werk des Landes, sondern als das Musterwerk.

Es war nur der Auftakt der Arbeit, die die neue Zeit bald herrisch verlangte. In England saß Eduard der Siebente auf dem Thron. Seine politische Begabung wurde durch seine Mißgunst geschärft, und das geschärfte Werkzeug suchte die Gelegenheit zum Stoß. Die deutsche Industrie hatte England überflügelt, deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit hatten die Waagschale des Welt Handels zugunsten Deutschlands gerückt, die deutsche Flotte ließ ihre Aiele nicht mehr auf englischen Werften strecken, sondern auf vaterländischen, die die englischen an Güte und Erfindergeist übertrafen, und wuchs zu einer Schutz- und Trugmacht der Meere, die England nach Gutdünken zu öffnen und zu schließen sich vermaß, und die jungen deutschen Kolonien über den Meeren blühten auf und erweckten den fressenden Neid Eduards und seiner Völker.

Und der fressende Neid trieb König Eduard den Siebenten wie einen Hausierer durch die Länder, die rings um Deutschland lagen, und er verkaufte seine Seele und stellte heimliche Wechsel aus auf deutsche, österreichische und ungarische Gebiete und die ausblühenden deutschen Kolonien, und er bildete aus den Völkern einen Händler-ring, der giergereizt auf die Stunde der Einbrecher wartete, und hielt die Meute für die Stunde in der Hand.

Gott nahm im Zorn den gekrönten Brunnenvergifter von hinnen, aber die Brunnen waren verseucht,

und England und seine Leute trant sich den Wahnsinn daraus.

Deutschland sah die Wetterzeichen über die Himmel huschen. Wetterzeichen, die mit einem Wirbelsturm drohten. Ruhig und gefaßt traf es seine Sicherheitsvorkehrungen im Vertrauen auf die Kraft und Tüchtigkeit seines Volkes und den Segen seiner Arbeit. Der Krieg, dessen Vorbereitungen England wie ein geschickter Puppenspieler aus der Verborgenheit leitete, würde nicht um geringe Grenzverschiebungen gehen. Er sollte das wirtschaftlich erstarrte deutsche Volk, das zu altem Glanz und Ansehen erstandene Deutsche Reich bis in die Wurzeln verderben und vernichten.

Immer näher huschten die Wetterzeichen, und das Geschrei der Geier scholl deutlicher aus den Fernen. Im Winter des Jahres 1911 stürzten sie sich in Marokko auf ihre erste Beute. Es war ein Versuchslagen, und es glückte. Noch waren Deutschlands Lebenswerte nur leise berührt. Für einen marokkanischen Küstenstrich war ihm das Blut seiner Söhne zu kostbar.

Ruhig und stetig ging die Arbeit in den Stoltensampschen Werken. Unbeirrt, aber mit gefestigten Zielen gingen sie ihren Weg. Die Stahlbereitung war durch die Einführung der Elektrostahlwerke weiter gesteigert worden, und die Erfindung des rauchlosen Pulvers, die Wirkungssteigerung der Sprengstoffe hatte alle Kräfte an die Geschütze gerufen, um Rohre und Lafetten gleichen Schritt halten zu lassen. Die Schnellfeuergeschütze wurden ausgebaut und durch eigentätige Verschlüsse in Selbstladegeschütze umgebaut, die Lafetten zur Entlastung und zum Ausgleich der Stoßwirkungen auf selbsttätigen Rücklauf und Vorlauf eingerichtet, Panzerschilde gewalzt und geschmiedet zum Schutz der Kanoniere.

Die Stoltensamps und ihre Frauen. 31

Gebirgskanonen reichten sich an, die leicht in Teile zerlegt und von Menschen und Maultieren über die Höhen geschafft werden konnten.

Maschinengewehre wurden in Angriff genommen zur Ausrüstung der Infanterieregimenter.

Abwehrrkanonen zur Vertreibung und Vernichtung feindlicher Luftgeschwader gingen aus den Werkstätten hervor.

Unbemerkt liefen auf der Werft die Tauchboote vom Stapel.

Ruhige und doch rastlose Arbeit überall. Ein Zusammenfassen aller geistigen und körperlichen Kräfte. Eine nie erlahmende Hingabe an die Bedürfnisse des Vaterlandes und darüber hinaus. Waren die Aufträge der Regierung erledigt, so wurde ohne Anweisung und Bestellung weiter gearbeitet. Und in den Stoltentkampschen Kanonenwerkstätten dehnten und streckten sich die Riesenrohre der Steilfeuergeschütze, der Mörser und Haubizen, die auf eine bisher unerreichte Feuergeschwindigkeit, Treffsicherheit und Zerstörungskraft gebracht wurden, und keiner verlor ein Wort darüber.

Wenn Stark von Stoltentkamp mit seiner Gattin und seinen jungen Söhnen, die den Wuchs der Stoltentkamps zeigten, am Abend sich im Park erging, blieb ein Lauschen in seinem Gesicht, als horchte er auf das rastlose Dröhnen der Fabrik oder auf einen fernen Kanonendonner.

„Um die da geht's,“ sagte er leise zu Margarete und wies auf die schlanken, frohen Knaben, „um die Zukunft aller deutschen Söhne und Enkel. Da gilt es, Waffen schmieden.“

Und Margarete entgegnete und nahm seinen Arm fester: „Sie haben Eltern, die die Ehre des erworbenen

Namens einzuschätzen wissen. Dorthin werden wir sie alle führen. Unser Familienname heißt Deutschland.“

Immer dichter ballten sich die schwefelgelben Wolken an den Horizonten, immer enger umschrieben sie ihren Kreis. Lastend lag die Spannung auf allen Gemütern.

Dann schrillte der erste Warnungspfeiff durch die Lande. In Rußland vollzogen sich Truppenverschiebungen. Rußlands Wehrmacht drängte sich mehr und mehr an seiner Westgrenze zusammen. Die Zahl seiner Truppenlager vergrößerte sich von Woche zu Woche. Munitionshäufungen fanden statt.

Eine Anfrage von Regierung zu Regierung verlief im Sand. Man half sich jenseits der Grenze mit der Ausrede von Truppenübungen in größeren Verbänden. Eine Veranlassung zum Einschreiten wurde nicht gegeben.

Und durch das russische Riesenreich, vom Ochotskischen Meere Ostsibiriens bis zum Schwarzen Meer und der blauen Ostsee Rußlands, rollten Tag und Nacht die Eisenbahnzüge, leerten Städte und Dörfer aus, schleppten ihre Menschenfrachten Zehntausende von Meilen über die geängstigte Erde und luden sie als Soldaten des Zaren an der deutschen und der österreichischen Grenze aus.

Es standen Truppenübungen in größeren Verbänden bevor.

Der Zar schien sich an einer Heerschau neu beleben zu wollen. Der Zar, den die Japaner geschlagen hatten. Der Zar, der seinem die Wasser des Lebens heischenden Volke das Blut des Todes zu trinken gab nach alter Moskowerart.

Ein Junisonntag war, und die Welt stand in Brängen.

Auf den Feldern reiften die Ernten der Mahd entgegen, die Lerchen stiegen in den Himmel, die Menschen

Schritten im Festtagsgewand und legten auch der Seele ein Sonntagskleid an.

Friedrich Stark von Stoltentamp saß bei den Seinen im Park des weißen Hauses und genoß in tiefen Zügen den Frieden des Feiertages. Das Lauschen war aus seinen Augen verschwunden. Sie blickten klar und ruhig auf die stille Sonntagsfreude der Seinen.

„Jetzt spüre ich wieder, was Menschenglück bedeutet, Margarete.“

„Hast du Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens, Friedrich?“

„Nein, nicht auf die Erhaltung. England sitzt mit den gezeichneten Karten in der Hand und wartet die Stunde ab, wo es Trumpf stechen kann. Nur eine Friedensfrist von ein paar Jahren ist der Welt noch vergönnt, bis die Handlanger Englands bereit sind. Der Krieg ist ein schwereres Handwerk, als die Hezer sich träumen lassen. Keiner vermag Ausdehnung und Verlauf von vornherein zu übersehen. England fehlt es noch an Mannschaften, Frankreich möchte noch immer weiter rüsten, um uns schon an unserer Westgrenze auf einen eisernen Wall stoßen zu lassen, noch lieber, um schon den Krieg in die Rheinlande getragen zu haben, bevor wir aufmarschiert sind. Belgien bleibt eine Sphinx. Keiner weiß, wie weit seine geheimen Abmachungen mit England zur Öffnung seiner Grenzen und Festungen gehen. Und Rußland braucht Geld und wieder Geld. Die Unterschleife sollen allein schon bei den stattgefundenen Truppenverschiebungen und Lagereinrichtungen in die ungezählten Millionen gehen, vom kleinen Eisenbahnbeamten an bis zum mächtigsten Großfürsten hinauf. Da heißt es für alle die Herren Gegner, in Geduld ein paar Jahrlein zulegen. England versteht meisterhaft zu warten.“

„Und wir sind bereit, Friedrich?“

„Jedenfalls haben wir getan, was in Menschenkräften steht. Und wir werden, wenn's verlangt wird, mit unseren Leistungen über das, was man bisher Menschenkräfte nannte, hinausgehen.“

„Und die anderen Dreibundstaaten, Friedrich? Österreich-Ungarn? Italien?“

„Österreich-Ungarn und Deutschland stehen Schulter an Schulter wie eine einzige Macht. Sie haben es jüngst in Marokko bewiesen und in Bosnien und der Herzegowina. Was den einen berührt, trifft den anderen mit. Sie sind dazu auf der Welt, um Freud und Leid miteinander zu tragen. Italien? Ja, Italien — —“

„Du glaubst nicht an seine Zuverlässigkeit?“

„Sieh einmal, Margarete, wie das Volk im weiteren ist, so ist im engeren seine Regierung. Ein tüchtiges, wenn auch noch etwas einseitiges Deutschland ist ohne eine grundtüchtige, wenn auch ebenfalls noch etwas einseitige Regierungsmaschine einfach undenkbar. In Frankreich muß man auf jähe Gewitter und Entladungen gefaßt sein, wie in seinem Volksgeblüt. In England rechnet der Minister so kaltblütig wie der englische Kaufmann. In Rußland bereichert er sich wie sein Zollwächter, der jedes Trinkgeld nimmt. In Italien aber — nun, du warst ja oft genug in Italien und kennst das Volk in Handel und Wandel — in Italien versucht jedermann den anderen übers Ohr zu hauen, zu feilschen, zu betrügen, ein Sondergeschäftchen herauszuschlagen, und wenn es auf Kosten von Vater und Mutter ging. In Italien kennt man das Wort der Treue nicht. Seine Geschichte kennt es nicht, und Volk und Regierung kennen es noch weniger. Wir werden gut tun, Italien in unseren Berechnungen ausfallen zu lassen.“

„Das ist ein scheußliches Empfinden, Friedrich. Treue will Treue.“

„Aber es ist ein herrlicher Sonntag, Margarete. Glück will Glück überall.“

Und sie saßen beieinander und sahen die schlanken Jungen lachen und spielen und genossen tief den Menschenfrieden . . .

Ein Diener kam und bat Stark von Stoltenkamp an den Fernsprecher.

„Komm bald wieder, Friedrich. Es ist so wunderbar schön wie nie.“

Und Stark von Stoltenkamp kehrte nach wenigen Minuten zurück. Seine Augen glühten. In seinem Gesicht arbeitete es.

„Was hast du?“ rief Margarete erschreckt und ging ihm hastig entgegen.

„Ein Telegramm ist gekommen, Margarete. Man hat es mir durch den Fernsprecher zugerufen. Der österreichisch-ungarische Thronfolger und seine Gemahlin sind heute vormittag in der bosnischen Stadt Serajewo von gedungenen serbischen Mordbubensöldnern abgeschlachtet worden. Es ist eines der fürchterlichsten Verbrechen der Weltgeschichte!“

„Eine politische Mordtat, Friedrich?“

„Mehr, mehr! Serbische Mordbuben waren es auf österreichisch-ungarischem Boden. Ein Staat überfällt heimlich den anderen mit dem Schlächtermesser in der Hand.“

„Das sollte Serbien wagen? Das kleine Serbien?“

„Rußland hat seinen ersten Jagdrüden zu frühzeitig von der Kette gelassen, oder mit dem Rüden ist das Jagd-
fleber durchgegangen. Serbien ist die Mordwaffe gewesen, Rußland die Faust.“

„Und nun, Friedrich?“

„Nun? Nun muß ich in die Fabrik, Margarete. Die Geschäftsleitung tritt in einer Stunde zur Beratung zusammen. Die Stoltenkamp'schen Werke kämpfen im Vordertreffen.“

„Kämpfen?“

Friedrich Start von Stoltenkamp legte seiner jungen Frau den Arm um die Schulter.

„Das deutsche Vaterland wird die gewaltigste Probe auf seine Daseinsberechtigung zu bestehen haben, und die Stoltenkamp'schen Werke wie immer mit ihm. Der Doppelmord in Serajewo ist der Krieg, Margarete.“

Der Krieg — —!

Die Spaziergänger in den Wiesen und Wäldern wurden unruhig. Auf allen Straßen drängten sie heim. Das Sonntagskleid war besudelt. Die Sonne schwand wie gejagt.

Ein schneidender Sensenton ging durch die Welt.

Der Krieg!

Die vier Reiter der ‚Offenbarung‘ stürmten zwischen Himmel und Erde und veränderten das Angesicht der Welt.

Krieg!

Und die drei Reiter: Zerstörung, Hungersnot, Tod, spannten ihre ungeheuren Bogen, und der vierte Reiter, Sieg, hielt sein glänzendes Schwert quer über den Sattel gelegt.

Sie brausten dahin wie das Gericht Gottes, vom Morgen zum Abend, und ein Jahr war ihnen wie ein Tag.

„Heb dein Schwert!“ riefen die Deutschen dem Schwertreiter zu. „Heb dein Schwert, Reiter Sieg! Du gleichst Sanct Michael, unserem Schutzpatron! Schlag mit dem Schwerte drein für Deutschlands Leben!“

Und wer Ohren hatte, zu hören, der hörte eine Stimme: „Wascht eure Hände und Kleider. Eure Hände spielten mit fremdem Land und nährten eure Seelen mit undeutschem Wesen um einer Narrenkappe willen. Eure Kleider schleppten die Säume durch fremden Rot, daß sich die Gewänder der Freien und der kriechenden Knechte nicht mehr unterscheiden. Wascht eure Hände und Kleider, damit ich erkennen kann, wer ein Deutscher ist. Und ich will mein Schwert aufheben für Deutschland.“

Sprungbereit standen die russischen Horden an der Grenze, um sich auf Oesterreich zu stürzen, das von Rußlands Mordwerkzeug Serbien Genugthuung verlangte für die Ermordung seines Thronfolgers. Und sprungbereit standen die russischen Horden an der Grenze, um Deutschlands Osten zu überschwemmen, die blühenden Hafenstädte zu nehmen und Rußlands Meeresküste weit in die deutsche Ostsee vorzutreiben. Kaiser Wilhelm rang mit dem russischen Zaren um die Erkenntnis der Stunde. Er rang mit einem Schemen, der aus dem Dunst von Lüge und Wortbruch fladerte. Der Zar hielt die Hand vor die weinenden Augen und peitschte mit der anderen seine Völker zum Angriff. Oesterreich-Ungarn fuhr in Todesnot empor. Es sandte seine Blicke aus nach dem Bundesgenossen. Italien rührte sich nicht. Nur seine Augen lungerten wie das gierige Geleucht der Abruzzenwölfe. Kaiser Wilhelm wandte sich um. Er rief sein Volk.

„Deutsche — Treue um Treue!“

Und hunderttausend Säbel fuhren aus der Scheide, Millionen Gewehre preßten sich an die Schultern.

„Front nach Osten!“

Frankreich lehnte es ab, dem Kampfe zuzuschauen. Es fieberte der Stunde entgegen, in der seine verwundete Eitelkeit Rache üben konnte. Deutschland stellte es vor die Wahl. Es wählte den Krieg.

„Front nach Westen und Osten!“

England las in der Bibel. In derselben Bibel, aus der es den Völkern Asiens und Afrikas vorzulesen pflegte, bevor es sie mit dem Knüttel niederschlug. In der Bibel, die wie das Hauptbuch der Bucherer und Erpresser „Mit Gott“ begann und mit dem Satan endigte. Es sprach: „Demütigt euch, Deutsche, vor Gott und hebt euch hinweg von den Meeren und Märkten der Welt, auf denen ihr

uns zum Argernis wurdet." Und es ließ seine Schiffsgeschütze laden und sperrte die See.

„Front nach Nordwest, Westen und Osten!“

Im Südosten marschierte Serbien auf, blinzelte der Zwitter Rumänien nach einer Liebesumarmung des russischen Ungetüms. Im Süden lag Italien auf der Lauer als heimlicher Helfershelfer, forderte Bewachung und zog Korps auf Korps zur Beobachtung auf sich ab. Und im fernen Weltmeer streckte Japan wie ein Polyp seine Fangarme.

Deutschland zählte die Gegner nicht mehr, es marschierte.

Mochten die Reiter der ‚Offenbarung‘ zwischen Himmel und Erde rasen, auf den einen vertraute es, der das Siegesgeschwert führte und dessen Stimme es vernommen hatte: „Wascht eure Hände und Kleider, damit ich erkennen kann, wer ein Deutscher ist.“ Den Lobrednern fremden Wesens stockte der Atem. Die Menschen des Genusses erblaßten, und den Zutreibern der Zerlegung stieg das Fieber des Grauens zu Kopf. Was undeutsch war, verflocht sich vor dem blickenden Auge des Tages. Und es zeigte sich, daß es nur eine kleine, zusammengewürfelte Schar war, die sich im Vaterland das Herrscher- und Richteramt über deutsches Empfinden angemacht hatte und die Toren und Schwachen in ein knochenloses Weltbürgertum hineintrief, in dem sich die Menschen gatteten wie die Weichtiere in ihrem Speichel. Deutschland besann sich auf das Eisen seiner Erde, auf den Stahl, zu dem seine Tüchtigsten das Eisen gehärtet hatten und geschärft. Millionen wuschen ihre Hände und ihre Kleider. Millionen griffen zum deutschen Stahl und zogen singend hinaus, für das Vaterland zu streiten und zu sterben. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“

Vom Kleinsten zum Größten war das Vaterland geschritten, in der zähen und unermüdblichen Arbeit seiner Fürsten und Völker, wie Friß Stoltenkamp seinen Weg geschritten war und sein Werk. Nun galt es, den Nachweis der Lebensberechtigung zu führen vor Gott und den Menschen.

Und während Deutschland singend in den Krieg gegen die Welt marschierte, öffneten sich die Tore der Stoltenkamp'schen Werke und gaben dem neuen Rüstzeug den Weg frei, Richtung auf den Feind, und wie ein furchtbares Geheimnis zogen die Riesenrohre über die Heerstraße dahin und schwandten jenseits der umnebelten Grenze.

Ein Donnerschlag war, daß die Welt erbebt ...

Das furchtbare Geheimnis löste sich in noch furchtbarere Gewißheit.

Die Riesenrohre hatten aufgebrüllt. Wenige Male nur. Der Feinde Bollwerk, die Festung Lüttich, lag im Staub. —

Die Stoltenkamp'schen Werksleiter waren die ersten gewesen, die den Donnerschlag vernommen hatten. Maueranschläge teilten den Werksangehörigen den Fall Lüttichs mit. Stoltenkamp'scher Stahl hatte mit Riesenfaust die erste Bresche geschlagen. Die Arbeiter lachen, nickten schweigend und kehrten an ihre Arbeit zurück.

Mehr Waffen! Noch mehr Waffen! Bis zum Sieg!

Die Augen funkelten beim Hammerschlag, beim Säusen der Maschinen, beim Zischen der Bohrer.

Mehr Waffen!

Zwischen Meß und den Vogesen brüllten die Geschütze, trank die rauchende Erde das Blut von Freund und Feind. Ungestüm warfen die deutschen Stämme den Gegner, wo er sich stellte.

Aber Ostpreußen ergoß sich die Russenslut. Dörfer und Städte verloderten im Flammenmeer, der Gottesseggen der Ernten verbrannte auf den Feldern zu Asche, Greise und Kinder lagen erschlagen oder schleppten ihren Jammer auf Gefangenestraßen durch das unendliche russische Reich, mit ihnen die verhöhnten Frauen. Kaiser Wilhelm rief den General Hindenburg. Wenige wußten um den Mann und seine Schwerthand Ludendorff. So wenige, wie um das letzte Geheimnis der Stoltenkampfschen Rüsthäuser gewußt hatten. Der General rechte seine Schwerthand aus. Die Schwerthand schlug zu. Und Hunderttausende der russischen Mordbrenner lagen erwürgt und ersäuft in den Sümpfen und Seen von Lannenberg. Ostpreußen war frei. Die Kriegsfurie, von deutschem Boden verjagt, wälzte sich über die russische Erde.

Mehr Waffen!

Belgien lag überrannt, bevor es seine geheimen Abmachungen mit England und Frankreich in Kraft setzen konnte. Die Grenze Frankreichs war überschritten. Festungen und verrammelte Städte ergaben sich auf die brüllende Aufforderung deutscher Geschütze. Durch die blutig eroberten Provinzen stießen die deutschen Heere auf Paris zu, schlugen die englische Truppenmacht in offener Feldschlacht aufs Haupt, griffen nach dem Lorbeer.

Die Prüfung war zu kurz. Tod und Teufel kreischten um die Wette nach Beute, nach Menschenbeute.

Italien rührte sich nicht. Es rührte sich so wenig und so ausdrücklich nicht, daß Frankreich seine italienische Grenzarmee verladen und in Eilzügen nach dem bedrohten Paris zu werfen vermochte. Die deutschen Vortruppen gerieten jäh zwischen die neuen Massen der Franzosen und die frisch eingesehten Heere der Engländer und zogen sich über die Marne bis in die befestigte Aisne-

linie zurück. Noch brach Antwerpen unter dem Gehämmer der deutschen Riesengeschütze zusammen. Die englische Besatzung entfloh bei Nacht und Nebel. Die belgische Küste, Englands Einfallstor, war in deutscher Faust. Dann streckte sich ein eiserner Wall von Nieuport angesichts der französischen Küste längshin durch Frankreich bis zur Schweizer Grenze. Wie einen glühheißen Kiegel schob ihn Deutschland vor. Es hatte auf anderen Schlachtfeldern blutige Arbeit zu tun.

Mehr Waffen! Mehr Männer!

Amerika trat auf den Plan. Die nordamerikanische Republik, das Land der Völkerfreiheit und der Menschenwürde. Es verschachtelte den heiligen Geist seiner Vorfahren um klingendes Geld. Tausende von Geschützen, Millionen von Granaten schwammen über See nach England, Frankreich, Rußland. Kriegsmaterial, um eine Welt zu vernichten, die deutsche Welt, die sich aus den Schatten der Nacht an das Sonnenlicht des Tages gearbeitet hatte durch zähen und unermüdlichen Fleiß, und die feig vernichtet werden mußte wie alles, was einen Gipfelpunkt erreicht. Und mit den Waffen des freien Amerika rüstete das Frankreich der Gesittung, das England des Christentums die schwarzen und gelben Rassen Afrikas und Asiens aus und jagte die wilden Horden unablässig gegen den deutschen Eisenwall.

„Feuer!“ schrien die deutschen Offiziere. Und die Söhne der deutschen Stämme reckten sich in ihren verschlammten Erdgräben, und das Feuer ihrer Geschütze und Minenwerfer, ihrer Gewehre und Maschinengewehre fraß die weißen und die farbigen Engländer und Franzosen mit der gleichen Wut und Glut.

„Keiner kommt durch!!! Deutschland, o du mein Deutschland!“

Männer her! Waffen her!

Die Frauen gaben die Gatten, die Mütter ihre Knaben. Ganz Deutschland kämpfte den Schicksalskampf mit. Wieder brüllten die Rohre auf, und die russischen Festungen trachten zusammen, aus Aurland, Polen, Weißrußland floh der gejagte Feind. Italien warf seine Larve ab und verbiß sich in Osterreich. Tiroler und Kärntner schleuderten den Judas zurück und schoben, wie die Kämpfer in West und Ost, den glühheißen eisernen Riegel vor. Bulgarien und die Türkei schlossen sich, in ihrem Dasein bedroht, Deutschland und Osterreich an. Jedes Mannes Hand war gegen jedes Mannes Herd. Die feindlichen Flotten erschienen vor Konstantinopel, ihre Landungsheere rückten vor, gruben sich ein, wurden zerfehzt und zerrissen, die See schlang Schiffe, wie der Hai die Leichen, und Flotte und Landungsheer entwichen schmäählich. Serbien wurde mit eisernem Besen ausgefehzt, der Zwitter Rumänien, der, gestoßen von Rußlands Zuhälterfaust, die Verräterwaffen erhob, zu Boden geschlagen.

Raum, daß die Erde das Blut noch trinken möchte von Freund und Feind. Raum, daß der Himmel den kreisenden Schrei des Entsehens noch aufzunehmen vermöchte.

England aber saß auf seiner meerumspülten Insel und hegte seine erschlaffte Meute auf dem Festland durch Drohung und Gewalt in neues Blut, in neues Entsehen hinein. Seine Kriegsschiffe hielt es wohlverwahrt im Hafen. In der Seeschlacht am Skagerrak hatte die junge deutsche Flotte der englischen gezeigt, was deutsche Geschüße, was deutsche Panzerplatten wert seien, wie es ihr vor Jahren Frik Stoltenskamp gezeigt hatte, als er im stürmenden Jubel der deutschen Hurras den Wettkampf des Versuchsschießens gewann.

Alles das laßen die Stoltentampfschen Werksangehörigen aus den Maueranschlägen, wenn sie zur Arbeit schritten, und sie laßen von dem Hungertod, den England über Deutschland schicken wollte, weil es vor Deutschlands Waffe erlag, und sie gingen schweigend in ihre Werkstätten und schmiedeten den Stahl härter und schärfer und wußten nichts mehr von Tag und Nacht.

Voran vor ganz Deutschland war Rheinland-Westfalen des Reiches Waffenschmiede geworden.

Es gab nicht nur die Waffen, es gab die Männer dazu. Und wo ein Platz an den glühenden Öfen, den ratternden Hämmern und zischenden Granatenpressen frei wurde, da traten die Frauen ein und nahmen in Männerkleidung die Arbeit auf, schafften und werkten wie ein Mann und wußten nichts mehr von Tag und Nacht.

Waffen her! Deutsche Siegeswaffen, und wenn der Hunger sie schmieden sollte!

Deutschland, das einer Welt in Waffen standgehalten und sie niedergekämpft hatte, hielt auch dem Hunger stand. Konnten die Leute in der Kampffront, in dem geschloßdurchrauten Schützengrabengewirr an der Somme und der Ancre, in den Niederungen Flanderns, in der öden Kreideerde der Champagne, auf den Totenädem um Verdun, in den Wassergräben der Combreshöhe, in Rußland, Mazedonien und auf dem Karst, in den Kolonien fernab dem Vaterland Opfer über Opfer bringen, so konnten es die Kämpfer in der Heimat auch. Nicht nur das Heer, das ganze deutsche Volk rüstete sich zum Endkampf.

Da ging der einzelne unter in der Allgemeinheit, um sich als ein untrennbar Stück des Stahl gewordenen deutschen Wesens und Willens wiederzufinden.

Wie Generale und Führer an der Front, so unab-

lässig, verantwortungsvoll und den Erfolg erzwingend, arbeiteten die starken Leiter der Stoltzenkampfschen Werke und Führer der Betriebe an der Unbesiegbarkeit des Heeres und der Flotte. Die Leiter des Fabrikwesens, der Werft, der Geldwirtschaft, der Arbeiterfürsorge, der erfindungsreiche Geschützbauer, die scharfsägigen Betriebsführer der Panzerplattenwalzwerke, der Kanonenwerkstätten, der unübersehbaren Munitionshallen, der wissenschaftlichen Versuchstation und des Schießplatzes, sie alle hatten sich seit Jahren jeder eigenen Lieblingsneigung auch an den Feierabenden entschlagen, kannten auch den Feierabend nicht mehr, gingen bei Tag und Nacht durch die arbeitenden Scharen und fanden selbst die larme Ruhe nicht, die der Soldat im Schützengraben findet. In selbstloser Hingabe, in Zähigkeit und Treue wuchsen sie empor zu den stählernen Männern, deren das neue Deutschland bedurfte.

Der letzte, der gewaltigste Schlag wurde vorbereitet. England, das inselichere, das feige den Hungertod über das sieghafte Deutschland beschwor, sollte zur Waffenstreckung gezwungen werden durch die Geister, die es selbst geweckt hatte. England selber sollte den Hunger fühlen. Der Seekönig sollte vom Meere abgeschnitten, kein Schiff der Welt, ob mit Getreide oder Munition beladen, an seine Küste gelassen werden. Hunderte deutscher Unterseeboote, inmitten des Waffengetöses und doch in der Stille geschaffen, lagen bereit, das Vernichteramt zu erfüllen.

Vor Gottes Angesicht streckte Kaiser Wilhelm die Friedenshand. Noch konnte der letzte, der furchtbarste Abschluß vermieden werden.

England stieß die Friedenshand zurück. Die aufgepeitschten Verbündeten folgten ihm nach. Wie ein irr-

sinniger Schrei quoll es von den verzerrten Lippen: „Vernichtung Deutschlands! Und wenn ganz Europa darüber im Blut erstickt.“

Waffen her!

Unterseeboote heraus!

Unterseeboote — klar zum Gefecht!

Torpedo — los! — —

Friedrich Stark von Stoltenkamp kehrte von einer Besichtigung der Werft zurück. Die starke deutsche Zuversicht, die sich auf das unbeirrbar Vertrauen zur selbstgeschmiedeten Waffe gründete, leuchtete ihm aus den Augen.

„Der Endkampf hat begonnen, Margarete. Deutschland wird nicht untergehen.“

„Unsere U-Boote sind dabei?“

„In vorderster Linie, Margarete, wie es sich für die Stoltenkamps gehört.“

„Du willst einen Gang durch die Fabrik machen, Friedrich? Laß mich mit dir gehen.“

In graue Mäntel gehüllt, schritten Friedrich Stark von Stoltenkamp und die Enkelin Fritz Stoltenkamps durch die arbeitsfiebernden Fabrikassen und die flammenbelegten Werkstätten. Keiner drehte sich nach ihnen um, jedes Gedanken waren steil auf das Werk der Hände gerichtet. Zehntausende von Männern, schweißtriefend an den Maschinen, den Gußöfen, den Hämmern, Scharen von Frauen und Mädchen in kurzer Hose und Jacke, muskelhart und sehnenstraff geworden an den glühenden Granatenpressen und den rasenden Bohrmaschinen — und alle die Tausende und aber Tausende nur an den einen Gedanken verloren.

„In den hinterlassenen Papieren deines Großvaters Fritz Stoltenkamp steht es,“ sagte Friedrich Stark von Die Stoltenkamps und ihre Frauen. 33

Stoltenkamp. „Es gibt Familien, deren Höchstzweck es sein muß, sich an das Gemeinwohl zu verlieren. Wie groß und gewaltig ist Fritz Stoltenkamps Wort in Erfüllung gegangen. Als er mit der Weidmannstasche, in der seine Stahlproben klirrten, zu Fuß die Enneper Landstraße auf und ab pilgerte, um die erste Kundschaft zu gewinnen, trug er es wohl schon unbewußt mit sich. Er schuf die Familie der Stoltenkamps in diesem Sinne, und die Stoltenkamps schufen die Familie der Werksangehörigen, und nun ist ganz Deutschland eine solche Familie geworden, wie Fritz Stoltenkamp sie für das Gemeinwohl verlangte. Und das Vaterland ist unser aller Mutter.“

„Wieviel Männer und Frauen schaffen jetzt auf den Stoltenkamp'schen Werken?“

„Insgesamt achtzigtausend, Margarete. Das sind zwei kriegsstarke Armeekorps, und heute mehr.“

„Und eine Division von Frauen darunter, Friedrich.“

Sie standen und sahen, wie die Männer die mächtigen Gußstahlblöcke unter den gewaltigen Druckhämmern handhabten, wie sie im spritzenden Feuerregen verharrten, ohne mit den Augen zu blinzeln. Zäh und zielbewußt.

„Sie alle, Margarete, sie alle sind jetzt die Stoltenkampmänner.“

Und sie sahen die schlanken und kernigen Frauen- und Mädchengestalten in den straffen Männerkleidern, die langen Zangen fangbereit in den hartgewordenen Händen, die glühenden Granaten sich zuschleudern aus der Weißhitz der Öfen zu den Stanzen und Pressen und wieder wie aus Stahl gegossen stehen, unbeweglich und fangbereit. Unermüdlich.

„Sie alle, Friedrich, sie alle sind jetzt die Stoltenkampfrauen.“

Und während sie von den Gesichtern der Vergangenheit und Gegenwart umgeben waren, trachten rings um das britische Inselreich die Stoltenkampfschen Torpedos, redeten die Feuerschlünde von des freien Deutschlands Zukunftstagen, des neuen Deutschlands, das im Schmelzbau des Schicksals von Schlacken befreit und zu Stahl geworden war.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Anzeigen des
Cotta'schen Verlages

Rudolf Herzog

Romane und Novellen:

Das goldene Zeitalter	Gebunden
Roman. 15.—19. Tausend	M. 33.—
Der Adjutant	
Roman. 18.—22. Tausend	M. 33.—
Der Graf von Gleichen	
Ein Gegenwartsroman. 82.—101. Tausend	M. 55.—
Die vom Niederrhein	
Roman. 166.—185. Tausend	M. 64.—
Das Lebenslied	
Roman. 181.—200. Tausend	M. 54.—
Die Wiskottens	
Roman. 236.—255. Tausend	M. 54.—
Der alten Sehnsucht Lied	
Novellen. 37.—46. Tausend	M. 31.—
Der Abenteuerer	
Roman. Mit Bildnis des Verfassers 101.—120. Tausend	M. 49.—
Hanseaten	
Roman. 176.—195. Tausend	M. 66.—
Es gibt ein Glück . . .	
Novellen. 62.—71. Tausend	M. 34.—
Die Burgfinder	
Roman. 191.—205. Tausend	M. 41.—
Die Welt in Gold	
Novelle. 36.—50. Tausend	M. 18.—
Das große Heinnweh	
Roman. 166.—180. Tausend	M. 41.—

Rudolf Herzog

Romane und Novellen:

Die Stoltenkamps und ihre Frauen	Gebunden
Roman. 196.—215. Tausend	M. 66.—
Jungbrunnen	
Novellen. 81.—95. Tausend	M. 34.—
Die Buben der Frau Ofterberg	
Roman. 131.—150. Tausend	M. 42.—
Ausgewählte Novellen	
Mit einer biographischen Einleitung von Prof. Dr. Johann Georg Sprengel	
21.—25. Tausend	Geheftet M. 2.20

Gedichte:

Gedichte	Gebunden
11.—25. Tausend	M. 29.—
Wir sterben nicht!	
Lieder und Balladen. 21.—23. Tausend	M. 16.—
Stromübergang	
Dramatisches Gedicht in einem Aufzug	
1.—10. Tausend	M. 1.—
Windzeit und Wolfszeit	
Gedichte. 1.—25. Tausend	M. 16.—

Bühnenwerke:

Die Condottieri	
Schauspiel in vier Akten. 3. Tausend	M. 8.—
Auf Nissenskoog	
Schauspiel in vier Akten. 2. Tausend	M. 5.—
Herrgottsmusikanten	
Lustspiel in vier Akten. 2. u. 3. Tausend	M. 5.50

Rudolf Herzogs Leben und Dichten	
Von Prof. Dr. Johann Georg Sprengel.	
Mit acht Bildnissen. 1.—5. Tausend	M. 6.—

Rudolf Herzog

Gesammelte Werke

Erste Reihe in sechs Bänden

1.—20. Tausend

Inhalt

- Bd. 1. Einleitung von Prof. Dr. Joh. Georg Sprengel u. Bild-
nis des Dichters / Der Graf von Gleichen. Roman
" 2. Die vom Niederrhein. Roman
" 3. Das Lebenslied. Roman
" 4. Die Wiskottens. Roman
" 5. Der Abenteurer. Roman
" 6. Es gibt ein Glück. Novellen / Der alten Seh-
sucht Lied. Novellen

In Pappbänden 180 Mark, in Halbleinen 200 Mark

Zweite Reihe in sechs Bänden

1.—15. Tausend

Inhalt

- Bd. 1. Hanseaten. Roman
" 2. Die Burgkinder. Roman
" 3. Das große Heimweh. Roman
" 4. Die Stoltensamps und ihre Frauen. Roman
" 5. Die Welt in Gold. Novelle / Jungbrunnen.
Novellen
" 6. Gedichte / Wir sterben nicht! Lieder und
Balladen / Ritter, Tod und Teufel. Kriegs-
gedichte / Vom Stürmen, Sterben, Auf-
erstehn. Kriegsgedichte / Windzeit und Wolfs-
zeit. Gedichte

In Pappbänden 240 Mark, in Halbleinen 260 Mark



